

Il Romano.

Erster Band.



331-
154

Der Romano.

Roman

von

Ursula Borge von Mantouffel,

(Verfasserin von „Severus“)

Erster Band.

73/62.



Leipzig.

Verlag von Georg Böhme.

1882.

Meinen theuren Großeltern

in dankbarer Liebe gewidmet.

Einleitung.

Brief des Ottavio dell' Avarra an seinen Freund, den
Marquis de Lerne in London.

Geschrieben zu Rom am 31. Dezember 1799.

Eine bedeutungsvolle Sylvesternacht ist angebrochen, mein teurer Horace! — Es ist der Abend jenes großartigen Tages, den wir ein Jahrhundert nennen, — und zu gleicher Zeit der Schluß eines Jahres, in welchem wir unsere Ohnmacht aufs neue bitter empfinden lernten.

Die Sonne dieses Jahrhunderts ging im Westen blutig-rot unter. Noch flammt es, wie Wetterleuchten nach schwerem Gewitter am nächtlichen Himmel, und ängstliche Gemüther harren in banger Spannung der neuen Zeit. Aber auch wir, die wir uns einbilden, stark zu sein, fühlen unseren Mut sinken und fragen uns mit geheimer Besorgnis, ob wir die Kraft haben werden, diese neue Zeit zu tragen.

Sorge und Unruhe lassen mich in dieser Nacht nicht schlafen. Mein theures Weib ist sehr krank. Ich durchwandere die dunklen Zimmer des alten Hauses — ich trete an ihr Krankenlager — ich kehre zum Schreibtisch zurück. Möchte die Neujahrs-sonne nicht nur über Rom, auch über meinem Hause heilbringend aufgehen, und der Sohn, auf

den wir beide hoffen, uns beschert werden und heranwachsen zur Ehre unseres Hauses — ein echter Navarra! — Doch genug! — Ich will schreiben und die eigene Unruhe mit hineinversenken in das Gebet um bessere Zeiten für mein gesamtes Vaterland. Der Schmerz um die verlorene Freiheit und Einigkeit liegt wie eine drückende Steuer auf uns allen, — und wir müssen alle den Tribut zahlen, sei es nun in stumpfer Verdrossenheit, sei es im Vollbewußtsein unserer Schmach und Schwäche! —

Du nennst die Revolution in Frankreich ein Rainzeichen, welches nie von der Stirn Deines unglücklichen Volkes abgewaschen werden kann, und Du wünschest uns Glück, daß Rom für dieselbe kein Verständniß hatte. In uns Navarra rollt noch ein versprengter Tropfen Römerblut's, und ich beurteile die Dinge von einem Standpunkt, dessen leicht republikanische Färbung Dir, dem strengen Royalisten, wohl schon oft einen Seufzer entlockte, — unbeschadet unserer Freundschaft! — Ich sage Dir daher, guter Freund, daß ich von Herzen wünschte, daß, abgesehen von den blutigen Greueln und Schaulichkeiten, zu denen sich die „Söhne der Freiheit“ hergaben, auch durch unsere Lande ein neuer Lebensatem gezogen wäre, Nord und Süd vereinigend zu einem festen, starken Ganzen! Aber diese Hoffnung ist eitel, — denn nie war Italien ohnmächtiger und uneiniger als zu dieser Zeit — und wer will eine Leiche beleben?

Du weißt es, mein Freund, daß ich einer edleren Freiheit das Wort rede, als es jenes Zerrbild war, das sie durch die blutüberströmten Straßen von Paris trugen, und daß ein Königsmord zu den Dingen gehört, die meine

Seele mit tiefem Abscheu erfüllen, dennoch warte es ab, ob du nicht selbst, wenn eine verständige Regierung und zurückgekehrte Ordnung Dich wieder in den Besitz Deiner konfiszirten Güter gesetzt haben würden, zugestehst, daß Ihr in den Stürmen der Zeit geblieben seid, was Ihr gewesen, — ein mächtiges Volk, dem nur der Führer fehlt.

Mein Auge müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht den Mann erblickte, dem die Vorsehung diese Rolle zuerteilte. Ich rede von dem, im November zum Consul gewählten General Buonaparte. Wir haben traurige Ursache, seine Energie und seine Herrschertalente zu kennen. Es sollte mich nicht wundern, wenn mithin aus dem Freiheitstaumel der Revolution Euch ein Diktator erstünde, der das Volk mit eiserner Rute zu Paaren triebe und zu Sklaven seines Willens machte. Ob er Frankreich zum Heil oder ins Verderben führen wird, wage ich noch nicht vorauszusagen, — aber es kann eine Zeit kommen, wo der Sansculotte meinen wird, die vorwurfsvolle Stimme Ludwig XVI. zu vernehmen, die ihn fragt: Und welcher Tyrannei wollt ihr mich noch beschuldigen? —

Was ließe sich hierüber nicht sagen! — Alle Blicke sind jetzt nach Frankreich gerichtet, und auch meine Feder folgt dem magnetischen Zuge, — aber ich will mit ihr nach Rom zurückkehren.

Wahrlich, ich beneide nicht den Historiker, der es unternimmt, die Geschichte unserer Halbinsel niederzuschreiben. Der Mann müßte, um die lektverfloßenen Jahrhunderte getreu wiederzuspiegeln, mit drei mal drei Federn zu gleicher Zeit arbeiten und hätte doch des unerquidlichen Stoffes mehr, als er bewältigen könnte, denn die Ereign-

nisse traten nicht nur hintereinander, sondern neben einander auf. Zerstückelt und entzweit wie es ist, ward mein Vaterland seit 300 Jahren von Fremden beherrscht. Im Jahre 1508 raubten sich Spanier, Franzosen, Schweizer und Österreicher auf unserem Boden. Solche Thatfachen reden für sich selber! — In diesen Wirren haben wir Kraft, Würde und Ordnung verloren.

Ich darf es wohl zum Ruhme meiner Vorfahren sagen, daß unser Haus in allen Wechselfällen unbeirrt vom Kampf und Hader der Parteien stand, und daß wir uns einen freien Blick für das Wohl des Ganzen bewahrten, ohne uns in kleinlichen Streitigkeiten zu verlieren. Wenn Alle in Rom so dächten, wie mein Vater — gewiß es stände besser um Alle! — Du weißt, mit welch' glühenden Hoffnungen ich in's junge Leben trat — die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben diese idealen Träume zerstört und mich erbittert.

Als wir damals unter unseren Füßen das dumpfe Rollen spürten, und Paris, dieser schreckensvolle Befehl in Westen, glühende Asche und Lava bis an's italische Gestade warf, legte sich der Luftdruck bleischwer und atemraubend über Rom. Man stand hier abwartend und harrete beklommen der Dinge, die da kommen sollten.

Am Hotel der französischen Gesandtschaft ward das Freiheitswappen errichtet und zwei Franzosen trugen mit herausfordernder Redheit die Tricolore durch die Straßen. Der Römer sah zu — und schwieg.

Als der heilige Vater gegen den Unjug protestirte, stimmte das Volk ihm bei, es entstand ein Auflauf und einer der Fahmenträger kam um's Leben.

Das war das erste Glied einer schweren Kette, die sich, Ring an Ring schließend, um unsere Hände wand.

Mein Vater sah alle Folgen des Augenblicks voraus und bestrebte sich, den Pöbel zu beruhigen und die Gewaltthat zu verhindern, die den Häuptern der französischen Revolutionsherrschaft einen willkommenen Vorwand bieten mußte, sich rächend einzumischen. Es war vergebens. Drei Jahre später fielen die Franzosen unter General Buonaparte in unser Gebiet und besetzten Bologna, Ferrara und Urbino. Wie teuer wir unsere Neutralität durch Hingabe der wertvollsten Kunstschätze erkaufen, ist Dir nicht unbekannt geblieben. Trotzdem drangen die Franzosen weiter vor, beraubten die Kirchen und versuchten, das Volk zum Aufruhr gegen die päpstliche Regierung anzustacheln.

Als diese am 27. Dezember vor zwei Jahren den Aufruhr dämpfen wollte, und bei der Gelegenheit General Duphot im Gefecht mit unseren Dragonern fiel, erklärte uns Frankreich den Krieg und die französischen Truppen besetzten die Engelsburg. Am 15. Februar des folgenden Jahres wurde auf dem Campo Vaccino die römische Republik erklärt, und der Papst gezwungen, Rom zu verlassen.

Was wir seitdem mit ansehen mußten, hat auch die Stolzesten gedemütigt, — meines Vaters Lebenskraft ist darüber gebrochen.

Ich rede nicht vom Druck übermütiger Fremdherrschaft, sondern davon, daß unsere Brüder uns zwangen, die Vorteile dieser Fremdherrschaft, deren Ordnung und Mäßigung rühmend anzuerkennen.

Sicilien kam uns zu Hülfe. Kaum wage ich es zu

sagen, mit welchem Jubel die Truppen des Königs hier empfangen wurden, denn ach! dem Enthusiasmus folgte bald die traurigste Ernüchterung. Die Sicilianer machten sich so verhaßt, daß das römische Volk den Corsen zurückrief, und die Franzosen von Neuem in Rom einzogen und die Republik proklamirten. Dieselbe hatte so lange Bestand, bis eine Schicksalslaune abermals alle bestehenden Verhältnisse umwarf.

In diesem Augenblick, mein theurer Horace, sendet die aufgehende Sonne eines neuen Jahrhunderts flammende Blicke, gleich zornigen Blicken über das alte heilige Rom. Muß sie doch ein Land bescheinen, welches durch innere Zerwürfnisse geschwächt, zu einem Spielball fremder Willkür herabgewürdigt ward, und es ist nur zu beklagen, daß es noch immer Einige unter uns gibt, denen ein schneidender Schmerz durch die Seele fährt, erinnern sie sich daran, daß einst ein Julius Cäsar den römischen Adler an der Welt Enden aufpflanzte!

Lebewohl, mein Horace! Du wirst mir freilich zurufen: und doch, Du Beneidenswerter, darfst Du auf römischer Erde leben und sterben! Dies ist wahr, und ich erkenne es an. Möge Dir die neue Zeit Rückkehr in's Vaterland bringen und Dich wieder in den Besitz des Schlosses Deiner Ahnen setzen!

Uns Allen schenke Gott neuen Glauben an bessere Zeiten! —

Ottavio dell' Abarra.

I.

Eine stille Frühlingsnacht senkte sich mit dem blütenreichen Duft des italienischen Klima's auf das Gebirge herab. Der Mondschein verwandelte die Gegend in eine Hochalpenlandschaft. Er zauberte die Bergspitzen in Glorie um, bekleidete sie mit ewigem Schnee und malte flimmernde Eisfelder auf ihre zackigen Felswände. Fast blendete die kristallhelle Linie einer, sich gegen den Horizont abhebenden Bergkette, deren schroffe Formen sich, je tiefer herabsteigend, desto mehr rundeten und in wechselhafter Beleuchtung plastisch hervortraten oder zurückzichen.

Von der Straße, welche bald an schwindender Tiefe hinführte, bald scharf um einen Felsvorsprung bog, hätte der Wanderer bei jeder Wendung ein Nachtpanorama von neuem Reiz bewundern können. Wer aber würde nachts diesen Weg wandern? — Er war verrufen, wie alle sicilianischen Landstraßen.

Und doch? — War es nur der Schatten der überhängenden Feigenbäume, welcher sich dort auf dem hellen Wege abzeichnete, oder waren es menschliche Gestalten? — Die zweifelnde Frage wurde bald gehoben, denn der schwache Klang einer verstimmten Guitarre schwirrte durch die Luft und eine etwas heifere, aber sorglose Männerstimme brachte

Luna ein Ständchen in stark neapolitanischem Dialekte. Dort wo die Straße längs einem Abgrunde hinlief, in dessen schwarzer Tiefe ein tosender Strom rauschte, wirbelte, gurgelte und hin und wieder von einem Mondstrahl getroffen aufblitzte, — dort wanderten zwei Menschen. Setzt blieben sie stehen und das Lied verstummte. Die Nacht war hell genug, um die Umrisse der jugendlichen, schönen, aber in theatralische Lumpen gekleideten Gestalten erkennen zu lassen. Es waren ein Mann und ein Weib. Sie hielt ein schlafendes Kind in den Armen und lehnte sich, zum Tode erpicht, an die Felswand. Unter dem viereckig zusammengebrochenen weißen Tuch, welches ihre Stirne beschattete, blickten ihre dunklen Augen mit dem Ausdruck wilder Verzweiflung und tödtlichen Hasses zu ihrem Gefährten empor, dessen Janger den Saiten summende Töne entlockten. Ihr Antlitz zeigte noch die Spuren jener wunderbaren glühenden Schönheit, die in den Straßen Rom's so oft erblüht und so schnell wieder hinwelkt. Diese schmerzlich verzogenen Lippen haben vielleicht noch vor wenigen Jahren in leichtsinniger Lebenslust gelacht und gescherzt, — aber das ist jetzt alles vorbei — der Zauber des Lebens ist gebrochen und das Elend blieb allein zurück!

Wir lesen die Geschichte des armen Geschöpfes in ihren verhärmtten Zügen, in der Bewegung voll Abscheu, mit welcher sie die Hand des Mannes zurückstößt, als er sie ihr stützend bietet.

„Du bist ermüdet, Camilla!“ sagte er gutmütig, „nimm meinen Arm und harre noch ein wenig aus. Bald werden wir ein Nachtlager finden.“

„Ich wollte, ich wäre gestorben!“ stöhnte sie. „Sei

keine Närrin!" rief er ungeduldig — „seitdem dieser Bube zur Welt kam, hast Du den Verstand verloren!" —

Sie wandte jäh den Kopf zur Seite und starrte in den Abgrund zu ihren Füßen. Bläuliche Blässe bedeckte ihr Gesicht. Eine Perspective endlosen Elends schien sich plötzlich vor ihrem Blick darzuthun — mit einer plötzlichen Bewegung, als schreckte sie vor der wahnsinnigen Versuchung, sich in den Strom zu stürzen, zurück, wandte sie sich wieder der Felswand zu und preßte ihre Stirn gegen den rauhen Stein. Das Kind in ihren Armen begann laut zu weinen. Ihr Gefährte stand ratlos daneben, dann zuckte er die Achseln, verschränkte die Arme über der Brust, blickte in die flimmernde Landschaft und trällerte ein Liedchen. Er überließ es der Stimme des Kindes, die Mutter wieder zur Vernunft zu bringen.

Der Mond schien hell in sein Gesicht, welches den einnehmenden, wenn auch unbestimmten Ausdruck trug, der sich so oft mit charakterlosem Leichtsinn paart. Der Stempel eines regellosen Vagabundenlebens, eines verkommenen Genies war auf seine Stirn gedrückt.

Als das Weinen des Kindes sich beruhigt hatte, sagte er:

„Wohl wahr, Camilla, es geht uns jetzt schlecht . . . diesem zerschlagenen Sammetwammis, diesem formlosen Hut mit der zerrauten, geknickten Feder, sieht man es nicht an, daß ich in ihnen, ein lorbeergekrönter Held, auf der Bühne stand! — Aber was gewesen ist, das kann wieder kommen, und wo läge der Reiz des Lebens, wenn nicht im Wechsel?" —

Sie antwortete nichts, schlug nur das alte, zerrissene

Tuch fester um den Knaben und setzte den Weg mit müden, schleppenden Schritten fort.

„Laß mich unseren Bambino tragen. Deine Füße bluten, Du kannst nicht weiter. Da — gieb.“ — „Nein,“ — rief sie heftig.

„Anima, Camilla! — Bin ich Dir ein schlechter Gatte gewesen in den drei Jahren, da wir Glück und Leid gemeinsam trugen?“

„Du bist ein Lügner!“ — sagte sie dumpf.

„Thorheit, Kind! Werde nicht tragisch. Ich bin eines Seiltänzers Sohn und Du eines Büffelhirtens Tochter; . . . meinst Du etwa, daß Du zu mir herabgestiegen seiest, als Du vor drei Jahren deinen Modellposten auf der spanischen Treppe verließest, um Dein Schicksal an das meine zu ketten?“

„Ich hielt Dich damals für das, was Du schienst“ — versetzte sie bitter — „ein reicher Signor, der sich aus Liebe mit einem armen Mädchen verband. Ich glaubte an ein ehrenvolles Leben. Aber Du bist nichts. Dein Leben ist nur Schein, Betrug und Schwindel. Du verstehst es, reichen vornehmen Leuten ihr Geld abzuschmeicheln — dann leben wir eine Zeitlang herrlich und in Freuden und dann sinken wir wieder zurück in's Elend. Du bist ein Abenteurer, Enrico, — und wie Du jetzt Hunger und Lumpen über mich und den“ —

Sie brach plötzlich in ihrer leidenschaftlichen Anklage ab. Ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost zusammen — es war als sei ein jäher Schreck durch ihre Glieder gefahren.

„O Gott!“ — murmelte sie, mit der Hand in die Luft

greifend, als suche sie einen Halt oder scheuche ein Gespenst bei Seite.

Ihr Gefährte betrachtete sie mit mehr Verwunderung als Unwillen.

„Sei pazza!“ — sagt er endlich.

Sie faßte sich gewaltsam und fuhr in verändertem, herbem, fast resignirtem Ton fort.

„Seitdem in Rom jener fremde Mann zu Dir kam ...“

„Pst!“ unterbrach er sie schnell — „hier, in Calabrien haben die Felsen Ohren.“

Aber sie fuhr trotzig fort:

„Seitdem er Dir die Botschaft aus den Bergen brachte, weiß ich, daß Du Neues planst. Bisher hatte ich Not und Heimatlosigkeit mit Dir zu teilen — jetzt kommt Unehre dazu! Leugne es nicht, Enrico, Du bist ein Genosse der Briganti. — Wer ist Signor Bardi, zu dem wir gehen — was ist die Casablanca?“

„Thorheit, Camilla! — die Casablanca ist das geachtetste Wirtshaus an dieser Straße, und Bardi ist mein Freund. Wir werden dort Aufnahme und Essen finden. Du wirst neuen Mut sammeln. Ich werde das Geld erhalten, um mir eine Geige zu kaufen, Deine Stimme wird wiederkommen — und ein Tag wird erscheinen, da sie den Signor Enrico Bernoni und Signora Camilla Blumenüberschüttet Diamantengeschmückt durch die Straßen von Neapel ziehen!“

„Non è vero!“ sagte sie hart, „wenn Du anfängst Lustschlösser zu bauen, dann weiß ich schon, daß wir sinken — sinken — sinken — o, daß der Tod schon da

wäre und Allem ein Ende machte! — Ich habe nun nichts mehr in der Welt!"

"Geh!" rief er verdrießlich, „so darf eine Mutter nicht sprechen, so lange sie einen gesunden Knaben in den Armen hält."

Sie blickte ihn starr an — lachte dann gellend auf und versetzte:

„Und was läge Dir daran, ob unser Knabe im Straßengraben verschmachtet? — Hast Du die Zwillinge schon vergessen?"

„Sie starben — armen Würmer . . . hm, ja!" versetzte er, ein wenig unbehaglich — „nimm Dir's nicht so zu Herzen . . . sie waren so schwächlich."

„Sie starben? Sterben nennst Du das? . . . die Kinder achtbarer Leute sterben — die Kinder des namenlosen Abenteurers auf der Landstraße geboren, verenden im Graben! — Und dazwischen," fuhr sie nach einer Pause schneidend fort, „dazwischen wieder Bühnenleben, Scheingold, Champagner und lustige Freunde, die da helfen, das Geld fortwerfen!"

„Das steckt im Blut!" — versetzte er lachend — „ich bin ein Zigeuner. Die Welt hat Berge und Thäler. Heute Bettler — morgen König. Laß das Jammern, Camilla. Wenn die beiden Erstgeborenen starben, so hast Du eine Plage weniger im Leben, und dieser Knabe ist kräftig — er wird leben bleiben und unser Stolz werden!" —

Sie war stehen geblieben und blickte zum Himmel empor — aber es war nicht der fromme Blick mit dem eine Mutter Segen auf ihr Kind herabfleht.

„Ja!" — rief sie leidenschaftlich, mit einem Aufschrei,

aus dem Verzweiflung und Triumph klang — „er soll reich und groß und mächtig werden . . . dem Glück lege ich ihn in die Arme!“

Ein so wildes, überwältigendes Gefühl lag in diesen sonderbaren Worten, daß Enrico verstummte und, sie staunend von der Seite betrachtend, neben ihr weiter ging. Die Überzeugung, daß die Ärmste im Begriff stehe, den Verstand zu verlieren, wurde immer fester bei ihm.

So stiegen sie in ein felsiges Thal herab. Das donnernde Getöse des Bergstromes erfüllte es. Die Umrisse eines rötlich beleuchteten, malerisch an der Bergwand gelegenen Wirtshauses tauchten aus dem Dunkel auf, denn das Licht einer, über der Thüre hängenden Laterne beleuchtete Krippen, aus denen Maultiere fraßen, zerfallene, weinbewachsene Gallerien voll Wäsche, das üppige Laub der Kastanien und die steinerne Brücke, welche die Landstraße mit der am andern Ufer des Flusses gelegenen Osteria verband. Als die Wandernden die Brücke betraten, fiel der müde Blick des Weibes auf ein, am Brückengeländer befestigtes Heiligenbild. Sie zögerte, sank dann auf die Kniee und blieb so, das Kind an sich drückend, in stummem Gebet liegen.

Auf den Stufen vor der Hausthüre schloß ein brauner Hirtenknabe, den der verworrene Lärm trinkender und streitender Maultiertreiber aus dem Inneren des Wirtshauses nicht zu wecken vermochte. Enrico stieß ihn mit dem Fuße an und sagte ihn ermunternd:

„Wach' auf, Gennaro! Rufe mir den Padrone heraus!“

Während sich der Knabe schlaftrunken die Augen rieb, trat ein kleiner, dicker Mann aus der Hausthür und Vernoni

blickte mit einem „Ah! — Bardi!“ — in ein rotes, gedunsenes Gesicht, in welchem ein Paar listige Schweinsaugen blinzelten.

„Ah!“ rief auch der Dicke, „Ber bacco! Ihr seid nicht pünktlich, Signor Bernoni . . . wir warten schon seit zwei Tagen auf Euch!“

Bernoni zuckte die Achseln.

„Weßhalb schicket Ihr denn nicht das Geld für die Eilpost? Wir sind zu Fuß gekommen und mehr tot als lebendig.“

„Wir?“ — fragt der Padrone gedehnt. Bernoni wies auf die Brücke.

„Una donna?“ frug der Wirt unschlüssig, „Diavolo! . . . wißt Ihr nicht, daß der Capobanda die Weiber haßt?“

„Wie soll ich das wissen? Was weiß ich überhaupt von diesem Manne?“

„Wenn er kommt,“ sagte Bardi flüsternd, „schicke ich meine beiden Töchter fort, sie brennen vor Neugierde, den schönen ‚Maultiertreiber Furio‘ einmal zu sehen, aber“ „Furio?“ unterbrach Bernoni den Sprecher, „der Knabe, welcher vor zwei Jahren“

„Stille!“ — rief der Padrone hastig, dann wandte er sich um und erhob seine Stimme: „Paolina!“

Eine Matrone von stattlichem Wuchs trat unter die Hausthüre.

„Paolina, führe jene Frau durch die Hinterthür in die kleine Kammer,“ fuhr Bardi fort und deutete auf Camilla, welche jetzt herzugetreten war, „aber leise! Begreiffst du?“

„Santa Anna! . . . auch ein Kind? — Es wird

schreien, und wenn der Capobanda Euch entdeckt, schickt er uns il Diavolo addosso!“

„Um der heiligen Madonna willen . . . ein Nachtlager und ein wenig Speise!“ murmelte Camilla.

„Es soll Euch werden,“ versetzte die Padrona, „aber schweigt!“

Sie führte Camilla durch eine Seitenthüre in eine kleine Kammer, welche ein Öllämpchen spärlich beleuchtete. An den Wänden hingen in regellosem Durcheinander bunte Heiligenbilder. Das niedrige Bett war mit einer zerrissenen Decke behangen. Auf dem Boden wälzte sich ein Ferkel.

Bernoni war den Frauen gefolgt. Er beredete Camilla, sich aufs Bett zu legen und bat um Wasser, damit sie ihre blutenden Füße waschen könne. Die Padrona holte eine Schüssel Polenta, einen Krug Ziegenmilch und erwies sich in der That freundlicher als in Worten. Zuletzt, während das Ehepaar aß, nahm sie sogar das Kind auf die Kniee und flößte ihm etwas Ziegenmilch ein.

„Der Himmel lohne Euch's, Padrona Coneietta,“ sagte Bernoni sorglos.

„Ihr werdet es schwerlich!“ versetzte sie mürrisch, während Bernoni lachte.

Der Knabe, durch die Milch munter geworden, strampelte sich aus seinen Lumpen und begann lustig zu schreien.

„Che bel Bambino!“ sagte die Padrona mit mütterlicher Sachkenntnis, „wie alt ist er?“

„Es werden nun bald fünf Monate,“ versetzte Bernoni, in die Schüssel langend, „daß dieser Schreihals auf dem Foro Romano das Licht der Welt erblickte . . . eine vornehmere Wiege hat kein Kaiser.“

Camilla stieß einen leisen Wehruf aus.

„Ihr scherzet wohl,“ sagte die Padrona, „es ist ein wüster Platz, von dem sie sagen, daß er einst das Foro Romano gewesen ist.“

„Wüßt, aber historisch,“ lachte Vernoni, „und ich gehe nicht davon ab, — dort hat unser Lionardo in einer kalten Sturmnacht das Leben erhalten . . . und wenn nicht die guten Nonnen eines nahen Klosters gewesen wären, er hätte es wohl noch in selbiger Nacht wieder eingeüßt . . . Der Mutter aber,“ fuhr er leise, mit einem bezeichnenden Seitenblick auf Camilla fort, „hat’s einen Schlag gegeben . . . sie ist von da ab nicht recht bei Sinnen!“

In diesem Augenblick steckte Bardi seinen borstigen Kopf zur Thüre hinein und winkte Vernoni mit der Hand. Dieser trank den mit Wasser gemischten Wein aus und verließ dann das Zimmer.

Die große Wirtsstube bot einen malerischen Anblick. Das Licht einer qualmenden Hängelampe floß rot hin über die verwegenen Gesichter der Hirten und Bauern, welche sich hier zu dem mit Leidenschaft betriebenen Würfelspiel zusammengefunden hatten. Obgleich sie nur sehr mäßig dem Weintruge zusprachen, waren ihre Gesticulationen doch so heftig und der Streit so laut, als wären sie berauscht. In einem Fenster lehnte ein breitschultriger Sängling und sah mit über der Brust verschränkten Armen dem bunten Treiben zu. Ein paar alte, spitzbübisch aussehende Gesellen, mit scharfen Messern im Gurt standen neben ihm. Der eine trug ein Mönchsgewand, das schlecht zu seinem Wolfsgezicht paßte, der andre eine alte, abgetragene

Soldatenuniform. Beide verhielten sich gegen den Jüngling, wie etwa eine Leibwache gegen einen jungen Prinzen.

Er war ein ungewöhnlich kraftvoller Bursche mit funkelnden Augen. Seine Kleidung von gelbem Leder saß knapp und reitermäßig. Um den Leib trug er eine breite Schärpe, in welcher ein paar Pistolen staken. Sein Antlitz drückte in jähem Wechsel tiefe Verbitterung und großmütige Offenheit, eiserne Willenskraft und heftige Empfindung aus. Sein offener, feuriger Blick loderte beim geringsten Widerspruch jähzornig auf . . . Lächeln und die sorglose Heiterkeit schienen diesem Antlitz völlig fremd.

Zu diesem Jünglinge führte der Padrone den abenteuerlichen Bänkelsänger.

„Hier ist er, Signor Furio,“ sagte er dabei mit unterwürfiger Stimme.

„Ihr habt mich warten lassen,“ sagte der Angeredete in drohendem Ton, „wenn ich das nächste Mal einen Unterhändler für meinen Handel haben will, werde ich mich nicht an Euch wenden.“

Bernoni betrachtete den Sprecher bei diesen hochfahrenden Worten mit Verwunderung, sagte aber nichts. Die beiden Alten hatten sich zurückgezogen. Der Mönch betete in einer Ecke seinen Rosenkranz, der Soldat setzte sich zu einer Gruppe Spieler.

„Wir wollen hinausgehen und nach meinen Mantieren sehen,“ sagte Furio jetzt, verließ mit Bernoni die Gaststube und beide traten in die mondhelle Nacht. Hier bedeutete er Bernoni mit einer herrischen Handbewegung ihm zu folgen und ging auf die steinerne Brücke, woselbst das Getöse des Stromes die Worte unverständlicher machte.

„Nun, Signor Vernoni, Torquano, oder wie Ihr Euch zur Zeit nennen mögt — Ihr wurdet mir empfohlen und ich beschied Euch her. — Wollt Ihr in meine Dienste treten?“ „In Eure? . . .“ frug Vernoni, „ich kenne Euch nicht. Vor zwei Jahren waret Ihr ein Knabe . . . wer seid Ihr? — Und wer hat mich Euch empfohlen?“

„Wer ich bin, ist Nebensache. „Der Alte“ hat Euch schlau und behende gefunden“.

„Der Alte?“ . . . frug Vernoni . . . „seid Ihr sein Sohn?“

„Sein Schüler. — Genug des müßigen Fragens. Ich zahle gut und das ist für Euch die Hauptsache. Wollt Ihr mein Spion werden?“

„Ihr wählt keine feinen Worte!“ versetzte Vernoni mit großartiger Verachtung, „wofür haltet Ihr mich? Ich bin ein Künstler . . . ein Schauspieler, dem man in der Scala Vorbeeren streute.“ — „Ein Seiltänzer und der Sohn eines Landstreichers!“ unterbrach ihn der junge Furio ungeduldig, „laßt die Phrasen. Wozu kommt Ihr da überhaupt zu mir? — Kennt es also Agent, wenn Euch das besser gefällt, und nun weiter!“

„Und was verlangt Ihr von mir?“

„Nichts Schweres. Gerade so, wie Ihr seid, kann ich Euch brauchen. Mit Eurer Mandolinata und einem Brief an eine sehr hochgestellte Persönlichkeit schicke ich Euch nach Athen. Gelingt es Euch, meinen Auftrag zu erfüllen, so ist die Hälfte des Gewinnes Euer!“

„Das ist gerecht!“ rief Vernoni erfreut. „Ihr seid ein guter Schüler des alten Bergkönigs! — Ich bin Euer

Mann. Ich sagte es stets, daß die Brigantesca nobler ist, als die Camorra . . ."

"Was wißt Ihr von dieser?" frug der junge Capobanda scharf.

"Unsereins hört den Wind an mancherlei Straßenecken in mancherlei Weisen pfeifen. Die Camorra ist der Schrecken der Regierung."

"Auf einem vergifteten Boden wächst der Pilz und der Nachtschatten," versetzte Furio achselzuckend, "die Bourbonen können bei sich selber nachfragen, weshalb sich die Schlangenbrut so vermehrt. — Irgendwo sucht das Volk sein Recht — wenn nicht bei Gott, dann beim Teufel."

Bernoni lachte, aber das ingrimmige Gesicht des Jünglings ließ ihn verstummen.

"Erklärt Euch weiter, Capobanda," sagte er dann unumwunden, "ich bin zu jedem Schwure bereit . . . Madonna! . . . habe ich nicht Camilla gesagt, daß Enrico nie verhungert?!"

"Was?" frug der Capobanda plötzlich, indem er stehen blieb, "ein Weib? — Ihr waret doch nicht so töricht?"

"Ich war so töricht, mir das schönste Kind von der spanischen Treppe mit auf mein Wanderleben zu holen."

Der Jüngling fluchte:

"Ist sie etwa hier?" frug er.

"Ja," murmelte Bernoni kleinlaut, "sie ist ein gutes Geschöpf . . ."

"Dann kann ich Euch nicht brauchen!" sagte der Brigant und wandte ihm den Rücken.

Bernoni sah die goldnen Luftschlösser, die seine bewegliche Fantasie schon in die Wolken baute, wieder zusammensinken. Er rief hastig:

„Wartet, Signor! Wartet! — Sie weiß ja von nichts — sie soll nie erfahren.“

„Narr!“ unterbrach ihn der Andere, „morgen schon würde sie alles wissen, und in der Stunde, da Ihr sie verlaßt, verrät sie Euch. Die Weiber sind unsere gefährlichsten Feinde, wenn sie Macht über uns erlangen. Ihrer Schmeiche lzunge widersteht ein Mann nicht, und sie entlocken dem, der ihnen zugethan ist, jedes Geheimnis. Deshalb vermeide ich sie und gestatte nicht, daß ein Mann, dem ich einen wichtigen Auftrag gebe, ein Frauenzimmer mitnimmt.“

Bernoni blickte zum Himmel empor, starrte die Bergspitzen an, ballte die Faust und murmelte:

„Berwünscht!“

„Also entscheidet Euch,“ sagte der junge Capobanda kalt, „entweder Ihr seht sie nicht wieder — oder wir sind geschiedene Leute.“

„Ich kann sie nicht verhungern lassen.“

„Was ist die Sorte sonst wert?“

„Camilla ist ein gutes Kind — sie liebt mich — nein, ich kann nicht!“

Der Brigant griff in seine Schärpe, zog einen Beutel heraus, schüttete eine Handvoll Gold in Bernoni's Rechte und sagte kurz:

„Gebt ihr dies und laßt sie laufen.“

„Das ist viel Geld . . .“ sagte der erbärmliche Mensch . . . „davon kann sie lange leben . . . aber —“

„Machts kurz!“ rief Furio herrisch, „die Frau — oder ich!“

II.

Am nächsten Morgen sah die Osteria mit ihrem Weinbewachsenen Dach und dem Madonnenbild an der Brücke so friedlich aus, wie der lieblichste Rastort. Der Mantiertreiber Furio ließ, ehe er sich zum Weitermarsch rüstete, seine Tiere am Bruuneu trinken. Die Padrona stand in der Thüre und streute den gelbbeinigen, goldbraunen Hühnern das Morgenfutter. Ein Reisewagen von vier Postpferden gezogen, von vier berittenen Carabinieri eskortiert kam die Straße herauf und die darin befindlichen Reisenden bewunderten in lauten Ausrufen des Entzückens die wildromantische Lage der Osteria. Eine Dame frug etwas besorgt: „Giebt es hier keine Briganti? . . . Geschaß hier nie ein Überfall?“ — Die Padrona, welche an den Wagenschlag getreten war, um nach den Befehlen der Signori Inglese zu fragen, schüttelte energisch den Kopf.

„Ma non, Signora! Mai!“ —

„Diese Gegend ist sicher!“ sagte einer der Carabinieri. Der Mann wußte wohl nicht, daß die Wölfe nie in der Nähe ihres Baues rauben!

Als der Reisewagen weitergefahren war, ging die Padrona in's Haus. Sie horchte eine Weile an Camilla's Kammerthüre, dann öffnete sie leise. Das Kind lag auf

dem Bett und arbeitete unter lebhaftem, unartifiziertem Stammeln mit den Füßen in der Luft umher. Das blasse Weib stand am Fenster, sie preßte die Stirn an die kleine Scheibe und starrte hinaus — von Zeit zu Zeit stöhnte sie laut auf, fuhr wild empor, sah sich scheu und mißtrauisch um und versank wieder in Nachgrübeln.

„Seltsam!“ dachte die Padrona, „weiß sie es schon?... aber so sieht sie nicht aus. Auf dieser Frau lastet mehr als Elend — sie trägt eine Schuld! — Was muß es sein, worüber eine Mutter selbst ihres Kindes vergessen kann?“ — Sie trat hierauf geräuschvoll ein. Das junge Weib erschraf heftig, dann aber frug sie apathisch:

„Ist mein Mann noch nicht zurück? Und wo ist er?“

Die Padrona räusperte sich, suchte in ihrer Tasche umher, holte einen Beutel heraus, legte ihn auf den Tisch und sagte:

„Der Signor Vernoni läßt Euch sagen, er wäre gezwungen gewesen, die Osteria zu verlassen, um eine Geschäftsreise anzutreten. Er trug mir auf, Euch von ihm zu grüßen und Euch dies Geld zu geben, damit Ihr nach Neapel reisen könnt, wo er Euch binnen Kurzem wiederzufinden hofft.“ —

Leichenblässe überzog Camilla's Gesicht — dann funkelten ihre Augen in fast dämonischer Wildheit.

„Elender!“ ... murmelte sie ... „Das sah ich kommen“ ...

„Nehmt's Euch nicht so zu Herzen,“ sagte die Padrona, „die Männer sind alle Schufte, und nicht wert, daß wir uns um sie grämen.“

„Laßt mich allein!“ ... versetzte das junge Weib mit heiserer Stimme.

Raum hatte sich die Thüre geschlossen, so begann Camilla mit rastlosen Schritten in dem engen Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Und wie habe ich ihn geliebt!“ schrie sie endlich zusammenbrechend, und vergrub das Gesicht in den Händen.

Plötzlich sprang sie auf, schlich sich leise durch das Zimmer, öffnete eine Thüre, die in einen weißgetünchten, mit Arkaden versehenen Gang führte und gelangte unmerkelt auf der Rückseite des Hauses in's Freie. Ihre Augen glänzten fieberhaft, ihre Hände zitterten, während sie, sich durch Dornengestrüpp und Felsgeröll windend, um das Haus schlich — jetzt hatte sie die Brücke erreicht und huschte herüber. Der Wind entführte ihr weißes Kopftuch über die Mauer, sie achtete nicht darauf. Noch einmal sah sie sich mit einem wirren, furchtsamen Blick um — dann war sie um die nächste Biegung des Weges verschwunden. — Was trieb sie fort von dem Einzigen, was ihr das Leben noch ließ? ... Was wäre stärker als Mutterliebe? ...

Eine Stunde später herrschte in der Osteria Unruhe und Aufregung. Die Padrona trat, ein schlafendes Kind auf dem Arm, unwirsch in die Gaststube, wo Furio am Tische saß und aß.

„Da haben wir eine saubere Beseherung,“ rief die Matrone zürnend, „jetzt fand Gennaro beim Ziegenhüten dies weiße Tuch am steilen Uferrand des Flusses... Das junge Weib hat sich ertränkt und uns dies Kind auf dem Halse gelassen!“ —

„Was geht das mich an?“ frug der Süngling aufgebracht.

„Ihr schickt den Mann fort.“ —

Furio zuckte die Achseln. —

„Was soll ich nun thun?“ frug die Padrona, „mein Mann würde nie den fremden Balg im Hause dulden!“ —

„Junge Hunde ersäuft man!“ sagte der Capobanda ärgerlich.

In diesem Augenblick erwachte der Knabe, strampelte sich aus dem alten, braunen Tuche und begann zu lachen.

Der junge Brigant war betroffen — um nicht zu sagen erschüttert. Die Stimme des unschuldigen Kindes appellierte an die besten Seiten seines Charakters. Er stand auf, wischte sein Messer ab, steckte es in den Gurt und sagte fortblickend:

„Gebt mir den Schreihals da mit, Padrona. Die Frau des Berghirten Carioli klagt darüber, daß sie keine Kinder hätte, ihr und dem Pietro im Alter eine Stütze zu sein. Sie wird das Kind aufziehen, und da ich grade nach dem Kloster reise, will ich den Knaben mitnehmen.“ —

„Santa Lucia! Ihr ein Kind?“ —

Die Padrona, hart wie sie war, fühlte einen frommen Schauer, doch wagte sie nicht zu widersprechen. Der Knabe wurde in einen der mit Heu gefüllten Körbe gelegt, welchen das letzte der Saumtiere trug.

Der Zug verließ die Osteria, bog von der Landstraße ab und schlug einen steinigen, in's Gebirge führenden Fahrweg ein. Der junge Führer ging, mit seiner langen Peitsche knallend, nebenher. Schon glühten ringsum die Berge, die Weingelände, die zerfallenen Mauern am Wege

im Purpur des Abendrot's, als Furio vor sich auf der Höhe die Gebäude eines stattlichen Klosters erblickte. Die graubraunen, langohrigen Lasttiere kletterten mühsam bergan. Hier und da erblickte man kleine, malerisch gelegene Hütten, vor denen braune Kinder spielten und jauchzten. Vor einer dieser Hütten, welche still, weinüberwuchert, halb verfallen, wie die Ruine eines Idylls am Wege stand, brachte Furio seinen Zug zum stehen.

„Concietta! Pietro!“ rief er mit kraftvoller Stimme. Eine Frau in einem zerrissenen roten Rock, mit roten Korallenschmüren um den Hals, trat aus der Thür der Hütte.

„Ah — Furio!“ sagte sie grüßend, „Buona sera!... bringt Ihr Öl in's Kloster?“

„Den frommen Brüdern Öl — und Euch einen Schreihals! . . . Hier.“ —

„Was?“ rief das Weib, beide Hände zusammenschlagend, da Furio das Tuch vom Korbe zog, „ein Kind? — Wo kommt es her? — Wem gehört es?“ —

„Euch, wenn Ihr wollt!“ —

Die Frau wich einen Schritt zurück.

„Ihr scherzet wohl, Giovanotto!“ sagte sie, „geht! Laßt die Poffen!“ —

„Ich rede im Ernst. Dies Kind hat keine Eltern — und Ihr habt keine Kinder.“ —

„Wohl wahr,“ versetzte die Frau, „aber ich trage nicht das geringste Verlangen nach fremder Leute Kindern!“

Der Jüngling fuhr sich mit der Hand unmutig durch sein dichtes, rotblondes Haar.

„Diavolo!“ murmelte er.

„Jurio . . . Wem gehört dies Kind?“ . . . wiederholte das Weib neugierig.

„Mir nicht!“ sagte er kurz.

„Es ist sehr schön . . . aber wir haben Hunger und Steuern mehr, als wir brauchen.“ —

„Ihr müßt den Knaben behalten!“ sagte der Jüngling plötzlich mit herrischer Entschiedenheit, „macht Euch um die Kosten keine Sorge — Ihr sollt ihn nicht umsonst aufziehen. Hier habt Ihr für's Erste ein Goldstück — es wird noch mehr folgen!“ —

Die Frau betrachtete das Geld mit funkelnden Augen.

„Wie soll ich Euch glauben?“ frug sie, „wer waren die Eltern des Kindes und wer sorgt jetzt für ihn?“ —

„Nach den Eltern fragt mich nicht. Der Knabe wird Lionardo genannt. — Wer ihn Euch aber schickt, wem er jetzt gehört, und wer für ihn sorgt ist —“

Jurio hielt inne. Die Frau sah ihn fragend an, und er fügte leise hinzu:

„Francesco del Monte!“

Dies ein Wort hatte die Wirkung eines Blitzstrahles. Das Weib des Hirten fiel jäh erschrocken auf die Kniee.

„Er!“ murmelte sie.

„Nehmt ihn und tragt ihn in's Haus!“ sagte Jurio kurz. Ohne ein Wort der Widerrede, ja ohne überhaupt mehr etwas zu entgegnen, that sie demütig, wie ihr befohlen.

Eine Viertelstunde später bewegte sich der Zug Maultiere den Klosterberg hinan. In der Hütte aber neigte sich Frau Coucietta mit einem Gemisch von aber-

gläubischer Furcht und ehrfurchtsvollem Stolz über den Fündling.

„Francesco del Monte!“ —

Wohl Lionardo, jetzt hast du einen Paß durch's Leben. Ich möchte wissen, wer es wagen würde, dir ein Haar zu krümmen, vernimmt er, du stehst im Schuß jenes Gefürchteten, jenes Unsichtbaren, den noch Niemand sah und dessen geheimnißvollem Zeichen doch alles gehorcht. Wem dies Zeichen in die Haut gebrannt wird, der ist für immer sein Sklave, wem dies Zeichen, begleitet von einer Forderung, entgegentritt, zittert und zahlt. Wer dies Zeichen verrät, ist ein Kind des Todes.

III.

Fiordimonte war ein armseeliges Hirtendorf, welches sich zu Füßen des schützenden Klosters ausbreitete. Die Bewohner des Ortes hüteten ihre und des Klosters Herden und die meisten zogen im Winter mit dem Vieh hinab in die Ebene, — in die dunstige, gefährliche Ebene, voll Fieber und Schrecken. Sie waren ein halbwildes, kühnes Bergvolk, zum größten Theil der Brigantesca angehörend, welche ihre Mitglieder sowohl als bettelnde Lazarioni in die Straßen der Hauptstädte, wie in die Bergpässe als Wegelagerer sandte.

Doch auch diejenigen Hirten, welche sich ihr Brod redlich verdienten und den Zorn der Heiligen nicht zu fürchten brauchten, waren roh, wild und mit Dolch und

Messer schnell bei der Hand. Dabei träge zur Arbeit — und gierig nach Geld. Es hätten sich in Fiordimonte wenige dieser hageren, dunkeläugigen Burschen gefunden, die nicht jeder Zeit bereit gewesen wären, um reichen Lohn ihre Waffe im Dienste anderer zu gebrauchen.

Von jeher hatte sich das Kloster bemüht, Zucht und Gottesfurcht zu predigen und das Licht des Wissens um sich zu verbreiten — aber die Früchte mühevoller Arbeit waren gering. Schneller gewannen die Boten des Klosters die Indier und Mohren für das Licht des Christentums, als den Fiordimontesen für die bürgerlichen Tugenden.

Das heiße und doch träge Blut, welches die südliche Sonne reißt, sloß in aller Adern. Leicht zu Patriotismus und Anbetung, ebenso leicht zum Zähzorn entflammt, unwissend und doch durchtrieben — gewissenlos und doch voll frommer Ehrfurcht . . . das war der Fiordimontese!

Man mußte sie sehen, diese geschwärzten Briganti, wenn sie nachts beim Priester erschienen und, vor ihm die Knie beugend, mit angeborenem Pathos, aus den Falten ihres braunen zerfetzten Mantels eine silberne Spange oder eine goldne Kette — kurz, einen Teil der Beute des Tages hervorzo-gen, um ihn der Kirche zum Opfer zu bringen — und wie sie dann stolz, im Bewußtsein ihrer Rechtfertigung, in ihre Berge zurückkehrten!

Man mußte sie sehen, die geschmeidigen braunen Hirtenknaben, von deren Liedern die Berge wiederhallten, wie andächtig sie vor dem Heiligenbilde am Wegessaume niederknieten, ihr Gebet zu verrichten. Die rauhe Berglandschaft bildete mit ihren rötlich schimmernden Höhen einen schönen Hintergrund zu den saftiggrünen Oliven-

bäumen, dem bunten Heiligenbilde, dem krausköpfigen Burschen, um dessen knieende Gestalt sich die scheedigen Ziegen neugierig drängten. Das Ganze ist ein Gemälde von so malerischer Anmut, wie es eben nur unter italischem oder griechischem Himmel möglich ist, von dem eine Fülle verklärenden Lichts über die geringfügigsten Gegenstände strömt! . . . Wir fühlen Nührung und Bewunderung und können den Blick nicht losreißen. Was aber ist dies? —

Am Dolch des frommen Hirten klebt Blut!

Sa freilich, er hat gestern den Mann ermordet, der vor Jahren seinen Bruder im Streite tödete. Ermordet? . . . Nein, ermordet hat er ihn nicht. Heilige Blutrache hat er geübt, — und sein Gebet ist ein Dankgebet, daß ihm Gott und sein Schutzpatron beigestanden haben!

In dem kleinen Dorffirchlein, welches wie ein Schwalbenneest am Felsrande hing, predigte und las unabhängig vom Kloster ein Signor Curato — ein Mann, der sein Amt sehr leicht oder sehr schwer fand, jenachdem sein Gewissen eng oder weit war. Es ist immerhin nicht leicht, diese Stelle zu besetzen, denn wer käme gerne nach Fiordimonte, ein Hirte der Wölfe zu sein? — Oft stand die bescheidene, weißgetünchte Pfarrwohnung auf lange Zeit leer, und Padre Girolamo, der allgemein Beliebte, stieg vom Kloster herab und hielt in der Dorfkirche die Messe, daran sich eine scharfe Bußpredigt schloß, welche, vereint mit dem Anblick des runden, humoristisch lächelnden Antlitzes des Padre, gerade das war, was den Fiordimontesen gefiel.

Seit kurzem — man schrieb das Jahr 1812 — zog ein neuer Curato in das weiße Haus, dessen Thür ein

prachtvoll blühender Rosenbaum überwölbte. Er war ein alter Mann, mit freundlichem Blick und furchtlosem Herzen. „E buono!“ sagten die Fiordimontesen von ihm, — und lebten auf ihre Art weiter! — Mit dem Abte des Klosters und den Brüdern lebte der Herr Curato in gutem Einvernehmen.

So standen die Dinge zu Fiordimonte, als der Curato eines Nachmittags, ermüdet von einem langen Gange, sich bei der kleinen Kapelle, unterhalb des Kirchberges, an den Stamm eines Kastanienbaumes lehnte, um auszuruhen und dem Spiele mehrerer Knaben zuzusehen, welche sich in der Abendkühle mit Steinwerfen die Zeit vertrieben, bis einer von ihnen rief: „Laßt uns Richter und Verbrecher spielen!“

Der Vorschlag wurde sogleich angenommen. Einer der Knaben umwand seinen Hirtenstab mit Olivenlaub, steckte einen grünen Zweig an seinen breitrandigen, zerlöcherten Filzhut und setzte sich mit Würde auf einen Stein.

Sechs andern wurden paarweis die Hände zusammengebunden, ein schelmischer Bursche übernahm das Amt des Anklägers und führte die Gefangenen vor den Richter.

„Nun denn, Beppo, was haben diese beiden Birboni verbrochen?“

„Sie haben aus Steinen Gold gemacht, mit Hilfe des Diavolo!“

„So soll ihnen ein Stein um den Hals gehangen werden, und sie sollen in den Abgrund gestürzt werden, daß sie zerschellen.“

Unter dem Jauchzen der wilden Burschen wird das Urtheil vollzogen und die Delinquenten krollern einen san-

digen Abhang herab, was indessen ihren Lumpen nicht schadet.

Das Spiel nahm seinen Fortgang.

Einer, der sich des Verbrechens schuldig machte, den König zu ermorden, ward an den Armen aufgehangen, ein anderer, der gelästert hatte, wird dazu verurteilt, sich von Beppo die Zunge ausreißen zu lassen.

„Bravo, Giacopo, Du richtest gut!“ ließ sich hier eine kräftige Knabenstimme beifällig vernehmen.

Der Richter, durch dies Lob geschmeichelt, frug mit strenger Miene nach dem Vergehen der beiden Letzten.

„O, Illustriissimo... das sind nur Briganti, die dem Kloster ein Schaf gestohlen haben.“

Der Richter fragte sich selbstvergeffen den Kopf. Das war hier in Fiordimonte eine heikle Sache, Gericht zu halten über ein paar Briganti!

„Haben Sie Niemand getödet?“ frug er endlich.

„Sie haben vor langer Zeit,“ berichtete Beppo schlaublinzelnd, „eine Kutsche überfallen und zwei reiche Signori beraubt und umgebracht!“

Giacopo zuckte die Achseln.

„Sie sollen der Madonna drei Kerzen weihen. Dann mögen sie ihrer Wege gehen!“

Hier sprang derselbe Knabe, welcher vorhin Bravo gerufen hat, mit blitzenden Augen aus der sich ansammelnden jugendlichen Zuschauermenge. Er war ein schöner, kühner Bursche von zwölf Jahren. Seine Fäuste ballten sich, seine Lippen lächelten verächtlich.

„Laufen lassen?“ rief er in auffällig reiner Mundart, „weshalb sollen die Briganti freigesprochen werden?“

„Weil ich es bin!“ versetzte Giacopo.

Der Knabe sah finster vor sich hin. Ebenso zerlumpt braun und hager, wie seine Spielgenossen trug er doch sein zerrissenes Schaffell mit stolzer Nichtachtung.

„Du bist ungerecht, Giacopo,“ sagte er endlich, „diese Briganti müssen erschossen werden, denn sie haben gemordet. Wer einen Menschen umbringt, muß selbst sterben!“

„Seht ihn an, Lionardo, den Brigantensohn!“ höhnte Beppo, „er will die Räuber töden lassen, und was war Dein Vater?“ . . .

Lionardo schnellte empor. Ein tiefes Rot überfloß seine Wangen.

„Das wißt Ihr so wenig wie ich.“ —

„Aber wir alle wissen, wer Dich hierher geschickt hat!“ fiel Cuchino, der Sohn des Klosterhirten, in's Wort.

„Und ich hörte neulich, als ich auf der Mauer am Weingarten saß, wie der Padre Erasmo zu einem andern sagte: er ist sein Sohn!“ —

Die übrigen Knaben schwiegen. Sie zürnten dem strengen jungen Spielverderber — aber keiner wagte es, ihn deshalb mit den Fäusten anzugreifen.

Lionardo richtete sich auf und hob fast gebieterisch die Hand.

„Und wenn das wahr ist,“ sagte er laut, „daß mein Vater ein Brigant war, so war mein Vater schuldig zu sterben. Und wenn er noch lebt,“ schloß der Knabe mit bitterer Gerechtigkeit, „und der Richter sagt ihm: Du sollst erschossen werden! so würde ich denken: er hat recht gerichtet!“ —

Der Knabe warf sich den braunen Hirtenmantel um

die Schultern, wandte allen den Rücken und ging stolz von dannen. Im Abendsonnenschein flimmerten die äußersten Spitzen seines schwarzen Lockenhaares wie flüssiges Gold.

Der alte Pfarrer, welcher ungesehener Zeuge der Knabenspiele gewesen war, setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort, indem er vor sich himurmelte: „é curioso! Oh si, curioso!“ —

Ein Hirtenknabe, der mutmaßliche Sohn eines Briganten, der Spielgefährte geschworener Brigantenfreunde, aufgewachsen in Fiordimonte, dem verrufensten Bergnest Calabriens, hat Ansichten, welche dem Geiste seiner Umgebung gerade entgegenlaufen!

Als der würdige Herr in seine Wohnung treten wollte, ging ein junges Weib, den schlanken Wasserkrug auf dem Haupte, mit elastischen Schritten vorüber und mit der Linken den Krug festhaltend, beugte sie sich herab und küßte dem Seelsorger anmutig die Hand. Der Pfarrer frug sie freundlich nach Mann und Kind und sagte dann, nicht ohne eine gewisse Neugierde:

„Kannst Du mir sagen, Annunziata, wer jener Knabe ist, der dort den Felsensteig hinauf geht?“

Das Weib blickte, die Augen mit der Hand beschattend, aufwärts.

„Es ist Lionardo, der Ziegenhirt, den sie spottweise den Römer nennen!“ sagte sie lächelnd.

„Und wodurch verdiente er sich diesen Namen?“

„Ich weiß es nicht, Signor Curato — die Leute sagen, er sei auf dem Foro Romano geboren, und er soll stolz darauf sein. Vielleicht geschieht es deshalb.“

„Wer sind seine Eltern?“

„Er hat keine Eltern und niemand weiß wer sie waren. Einige sagen, der Vater sei ein wandernder Musikant und ein Spion gewesen — andre sagen —“

Annunziata stockte. „Nun?“ frug der Pfarrer.

„— sagen, er sei ein Sohn des Bergkönigs.“

Der Curato lächelte. Die sagenhafte Figur des „Bergkönigs“ war doch ein unausrottbar tief eingewurzelter Glaube — der Giordimoutesen!

„Bei wem wächst der Knabe auf?“ frug er nach einer Pause.

„Sein Pflegevater ist der Pietro Carioli.“

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. So kurze Zeit er auch erst im Orte weilte, so war ihm doch nicht unbekannt geblieben, daß dies kein guter Name war.

„Vor zwölf Jahren,“ fuhr Annunziata fort, „hat der Maultiertreiber Furio, der das Kloster mit Del, Wein und Hafer versorgt, den Knaben mitgebracht und bei dem Carioli abgegeben. Frau Concietta ist ein böses Weib, aber den Lionardo hat sie lieb und hält ihn wie ihr eigen Kind.“

Der Pfarrer verabschiedete die Sprecherin mit freundlichem Kopfnicken und trat nachdenklich in seine Wohnung.

Am nächsten Sonntag bemerkte er den Hirtenknaben in der Kirche. Derselbe trug keine Sonntagskleider und stand halb stolz, halb beschämt hinter einer Säule, sein Gebet verrichtend.

Ein anderes Mal, als der Curato, von einem Sterbenden kommend, an der Hütte des Pietro Carioli vorbeiging, die einsam, von Wein überwachsen am Berghange

lag, sah er Lionardo nicht weit von der Hütte auf einem Stein sitzen und mit einem Stäbchen in den Sand schreiben. Der Curato trat herzu und las, während der Knabe errötend aufsprang und grüßte, die in den Sand geschriebenen Worte: **Pax** vobiscum!

„Und weißt Du, was Du da geschrieben hast?“ frug der Curato.

„Ja“, versetzte Lionardo leise.

„Und wie heißt die Sprache, welche Pax vobiscum sagt, anstatt Pace sia con voi?“

„Latein!“

„Ah,“ versetzte der Curato lächelnd, „ich fange an zu begreifen: die Klosterbrüder haben sich mit Dir abgegeben?“

Der Hirtenknabe sah verwundert aus.

„Nein, hochwürdiger Herr, noch nie!“ versetzte er.

„Aber wo lernst Du Lesen und Schreiben?“

„Wo ich konnte,“ versetzte der Knabe, von Neuem errötend.

„So hast Du Freude am Lernen?“

„Was kann ich lernen? Sie wissen hier alle selbst nicht viel und schelten mich einen Narren. Nur Cecchino's Vater, der Schäfer des Klosters, ist gut. Er bringt mir manchmal ein Buch.“

„Du hütetest die Ziegen Deines Pflegevaters, ist es nicht so?“ frug der Curato.

„Ja, Herr, ich treibe sie in die Berge.“

„Ich habe mich oft gewundert, was Ihr dabei denken mögt, wenn Ihr so den Tag bei Euren Herden verträumt.“

„Ich denke mancherlei,“ versetzte Lionardo ernsthaft.

„Und wie weit gehen Deine Gedanken? Reichen sie schon über diese Berge hinaus?“

Der Gefragte senkte den Kopf.

„Ich denke an Rom,“ murmelte er.

IV.

Von da ab suchte der gute Curato oft Gelegenheit, den seltsamen Hirtenknaben zu sprechen. Da er hörte, Lionardo sei sehr geschickt im Körbgeflecht, gab er ihm den Auftrag, in seinen Haushalt einige Körbe zu liefern und rief ihn, als er dieselben brachte, in sein Arbeitszimmer. Lionardo betrat das einfache Gemach mit ehrfurchtsvoller Scheu und blieb auf der Matte an der Thüre stehen, aber seine Blicke schweiften mit Begierde zu den Bücherbrettern an den Wänden empor. Aus diesem Blicke erkannte der erfahrene Mann den angeborenen unwiderstehlichen Lerntrieb. Er rief den barfüßigen, schmutzigen Knaben an seine Seite.

„Womit soll ich Dich für Deine Arbeit belohnen?“ frug er lächelnd, „soll ich Dir Geld geben oder ein Buch zum Lesen?“

Der Knabe besann sich.

„Geld!“ sagte er dann. Diese Antwort, so natürlich sie war, mißfiel dem Pfarrer.

„Was willst Du für das Geld kaufen? Läßt man Dich Hunger leiden?“

„Nein, Herr Curato,“ erwiderte Lionardo mit einem Seufzer, „aber was ich verdiene, gehört nicht mir, sondern meinen Pflegeeltern.“

„Ah, richtig! Nun, damit Du doch nicht zu kurz kommst, will ich Dir beides geben . . . was würdest Du wohl gerne lesen?“

Lionardo verschränkte seine Hände in zögernder Verlegenheit, endlich stammelte er:

„Wenn der hochwürdige Herr mich nicht für unbescheiden hält —“

„Gewiß nicht, sprich nur!“

„Ich hörte einst den Padre Filippo sagen, es gäbe Bücher, aus denen wir lernen könnten, was die Sterne seien!“

Höchlich überrascht betrachtete der Curato den Knaben, dann langte er vom Bücherbrett ein kleines, graues Buch herab und gab es ihm, nachdem er den Staub abgeblasen und das Buch in Papier geschlagen hatte.

Lionardo küßte ihm stumm, aber mit leidenschaftlicher Inbrunst die Hand.

„Nun sprich mir ein wenig von dem, was Du schon weißt, Figliol mio,“ sagte der alte Herr gütig, „was denkst Du wohl, was die Sterne sind?“

„Ich denke darüber nach, wenn ich meine Ziegen hüte,“ versetzte der Knabe, „und ich wundre mich, aber ich kann es nicht raten. Annunziata sagt, es seien Kerzen, die die Engel der Madonna weihen, aber ich glaube es nicht. Es ist etwas größeres!“

„Du hast Recht, Knabe, es sind Welten, die Gott erschaffen hat, und denen er die Wege vorschrieb. Uns

scheinen sie stillzustehen, aber sie bewegen sich alle. Jeder Stern zieht seine Bahn, gehorham dem Befehle des Schöpfers.“

Der Curato hielt inne, und sich selbst in die Unendlichkeit dieses Gedankens versenkend, die Gegenwart des Hirtenknaben vergessend, fuhr er in andächtiger Bewunderung fort:

„Wer könnte sie ausdenken, die Frage: Was sind die Sterne? Wer vermöchte sie zu zählen, ihnen zu folgen in die Ewigkeiten der Himmelsräume? Und welche Ordnung in dieser unendlichen Menge! Da ziehen sie zu Hunderten, zu Tausenden um ihre Sonnen, und diese Sonnen, die uns ewig unverrückbar zu stehen scheinen, auch sie, so ahnen wir, legen in Jahrtausenden ihren Weg zurück und umkreisen mit ihrem Planetenheer einen unausdenkbaren Mittelpunkt! . . . ist es vielleicht Gott selbst, der als König das Weltall regiert? . . . und wie herrlich regiert er es! Kein Mensch kann die Milliarden Sterne zählen, die wie ein weißer Strom durch den Nachthimmel hinzufließen scheinen, dennoch hat jeder seine Bahn und wird nicht um eine Sekunde seine Zeit versäumen, wird keines andern Sternes Gang stören! Oh, wir armseligen Menschen, die wir unsere eignen Werke wie Wunder verehren, wir sind zu beschränkt, um uns von der Allmacht Gottes auch nur einen Begriff zu machen! Ein Blick zum Himmel empor und wir begreifen nur, wie verschwindend klein unsere Erde in Gottes Augen sein muß, der Millionen Welten schuf und regiert!“

Der Pfarrer hielt inne. Als er sich zu Lionardo wandte, ward er betroffen durch die wunderbare, vergeistigte Schönheit, welche die braune, klargeschnittene Anabengeseht

auszeichnete. Mit dem brennendsten Interesse, mit fast abgöttischer Verehrung hingen Lionardo's Blicke am Antlitze des Greises. Neue, überwältigende, nur halb verstandene Gedanken schienen ihn zu erschüttern und ihm den Atem zu rauben.

„Du erschrickst,“ sagte der Pfarrer, die Hand auf des Knaben Haupt legend, „Du denkst — was bin ich dann? Ja, was wird aus dem Menschen, wenn er sich sagt, daß eines jener kleinen Lichter am Himmel vielleicht tausendmal größer ist als unsere Erde? Da fühlt man sich als Bewohner eines Staubkörnchens . . . das ist klein!“

„Es ist nichts mehr!“ sagte der Knabe tonlos.

„Und doch ist Gottes Allmacht so reich an Fürsorge, daß sie auch Dich bedenkt, und seine Liebe so stark, daß sie auch nach Deiner Seele verlangt. Der den Sternen ihre Bahn vorschreibt, führt auch Dich auf Deinem Lebensweg.“

In des Knaben Augen stiegen Thränen.

„Doch ich bin bloß ein armer Hirtenknabe und meine Eltern waren — sie sagen, mein Vater war —“

„Denke nicht daran, was Dein Vater war, Gott ist jetzt Dein Vater. Er kann Dich besser führen, als es Deinen Eltern möglich gewesen wäre!“

Nach diesem Gespräch sah der Curato längere Zeit hindurch nichts von dem Knaben. Als er einmal an Pietro Cario's Hütte vorüberging und diesen erblickte, frug er ihn nach seinem Pflegesohn und erhielt zur Antwort, daß der Knabe mit den Ziegen auf die Berge gezogen sei.

In der That war Lionardo oben auf den mageren Weideplätzen, allein mit seinen Ziegen, seinem treuen Hunde,

seinem geringen Vorrat an Brod und Käse, — aber auch allein mit seinen Gedanken und seinem Buch!

Dort lag er oben auf der Felsplatte, die Ellbogen aufgestützt, mit den Händen im Haar wühlend, den Blick in das vor ihm liegende Buch gesenkt, dessen Inhalt er unermüdlich zu entziffern strebte. Sein Ziegenfell hing ihm um die Schultern, durch die armseligen Lumpen blies der Wind und brannte die Sonne. Er fühlte nichts davon.

Abends rief er die Ziegen durch einen Pfiff in seine Nähe, warf sich an der Felswand nieder und blickte grübelnd zum Himmel empor. Seine Gedanken begannen zu wandern. Sie bereisten die ganze Erde, von welcher er nun erfahren hatte, wie groß sie sei. Er versuchte es, sich ein Bild jener Länder zu machen, in denen, nach Aussage des Buches, ewiger Schnee liegt. Er dachte an die Urwälder, in denen die wilden Thiere leben, gegen die der Mensch kämpft. Er dachte an die großen Städte, in deren Straßen der Strom des Lebens, Handelns und Silens nie abreißt. Er stellte sich das Meer vor, eine Wasserfläche, über welche große Schiffe monatelang fernen Weltteilen zusegeln!

Seine stets suchenden Gedanken hatten ein Gebiet betreten, auf dem sie sich in ehrfürchtigem Staunen verloren. Dies Staunen wuchs, wenn sich sein Geist von der Erde zu den Sternen hob, die da oben in ewiger Jugend leuchteten.

„Die Erde ist bloß ein Sandkorn im Weltall,“ wiederholte er träumerisch — versuchte zu zählen, zu begreifen, und erlahmte! — Gefühle, die er bisher nur ahnte — Ahnungen, die ihm bisher unbekannt geblieben, erfüllten

und betäubten ihn. Wie war er da allein und gering, inmitten dieser unermesslichen Schöpfung! Er brach in Schluchzen aus, warf sich auf die Knie und bekreuzigte sich, von unerklärlichen Empfindungen bewegt. Er verstand es noch nicht, seine Erschütterung in Worte zu kleiden, dennoch betete er an.

Und ihm war, als gäbe die Nacht in feierlichem Schweigen doch verständliche Antwort auf seine unbewußte Frage, als blicke jene Welt goldner Augen segnend auf die mattscheinenden Berge und die dunklen Thäler herab!

Aber des Knaben grübelnder Geist fand noch keine Ruhe im Schlaf. Er schien in der That derselben kaum zu bedürfen. Gab auch die Erd- und Himmelstunde Aufschluß über die sichtbaren Wunder des Firmaments, so blieb noch viel, worauf er vergeblich Antwort suchte. Da gleitet ein Stern in feurigem Bogen über den ganzen Himmel und verschwindet hinter jenem fernen Berge. Der einsame Knabe sieht ihm starr nach und zergrübelt sein Hirn mit der Frage, wohin er gezogen sei, und weshalb er den ihm von Gott angewiesenen Platz verlassen habe? Braucht Gott dort oben schnelle Boten, seine Befehle durch die Himmel zu tragen, oder herrscht auch dort, wie hier, Abfall von den ewigen Gesetzen der Gottheit? — So würden Lionardo's Zweifel, in die Sprache gebildeter Denker übersetzt, etwa lauten: Sind dies die verlorenen Seelen der Sternwelt, welche, die vorgeschriebene Bahn verlassend, ihrem eigenen Willen folgen und im Abgrund des Verderbens zerschmettern? . . . Dort gleitet ein zweiter — ein dritter . . . werden sie sich alle zusammenrotten und ein Reich für sich bilden, ein der Ordnung feindliches Corps,

welches raublustig den Himmel durchzieht, schwächere Sterne an sich reißt, Verwirrung und Schreck verbreitend? — Herrscht mithin auch dort oben das Gute und das Böse, in stetem Kampf um die Obergewalt?

Nein! ruft es in der Seele des erregten Knaben, der Curato und alle frommen Männer lehren es uns, daß Gott allmächtig ist. Er hätte die Zerstörer längst vernichtet. Er würde keine Unordnung in seiner herrlichen Schöpfung dulden. Aber . . . der grübelnde Verstand stutzt hier — weshalb hat Er es dann nicht auf dieser Erde gethau?

Wie duldet er die Verderbtheit, die teuflische Bosheit der Menschen, die sich unter einander morden, berauben und belügen? Ja, weshalb — hier nimmt der Gedankenflug des jungen Hirten einen plötzlichen, kühnen Aufschwung — weshalb vernichtet er den Teufel nicht mit einem Blitzschlag? Hat er nicht die Macht dazu oder nicht den Willen? — Oder hat er uns am Ende vergessen? — Nein, vergessen hat er uns nicht, so lehrt der Curato und die frommen Brüder. Er schickte vor achtzehnhundert Jahren seinen Sohn, um die Welt zu erlösen. Diese Welt — ein Staubkorn in der Schöpfung — mußte durch den Tod des Schöpfers erlöst werden? Konnte Gottes Allmacht kein andres Mittel finden? — Der Knabe schauderte, — die Größe dieses Gedankens überstieg seine Fassungskraft. Und hatte denn seitdem Leid und Geschrei aufgehört auf Erden? — Sicherlich nicht, und wenn er bedachte, wieviel Ruchlosigkeit ein kleiner Ort, ein Fiordimonte barg, so lag die Frage nahe, weshalb Gott nicht die ganze Erde verbrannte, daß sie gleich wurde dem toten Mondkörper? — — Der

einsame sizilianische Hirtenknabe seufzte schwer unter der Bucht seiner seltsamen, quälenden Gedanken. Wer wird Dir Antwort geben, armer Lionardo?

Es war in einer solchen schlaflosen, mondhellen Nacht, daß der Hund anschlug, weil ein leiser Pfiff, gleich dem Schrei des fernen Raubvogels, durch die Nacht klang und sich gleich darauf ein Mann auf die Felsenterrasse schwang, bei dessen Erscheinen der Ziegenhirt nach seinem Messer griff.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ rief er ihm entgegen.

„Sapristi!“ sagte der Mann mit markiger Stimme, „finde ich Dich endlich! Buona notte, junger Freund!“

Damit setzte er sich ohne weiteres auf einen Stein, schlug ein Bein übers andere, zog eine kurze Pfeife, Schwamm und Stein hervor und begann sich Feuer zu schlagen. Ein breitrandiger Filzhut entzog sein Gesicht den Blicken des Knaben.

„Herr, ich kenne Euch nicht!“ sagte Lionardo gemessen.

„Das ist auch weniger wichtig, als der Umstand, daß ich Dich kenne. Du bist Lionardo, den der Hirte Carioli im Auftrag des Francesco del Monte aufzieht.“

Der Knabe schwieg. Nachdem der Fremde eine Zeitlang fortgeraucht hatte, nahm er das Gespräch wieder auf, frug den Knaben nach seinem Ergehen, nach Fiordimonte, nach dem neuen Curato, nach dem Kloster — und erhielt einsilbige und ausweichende Antworten.

„Du bist ein braver Bursche,“ sagte er plötzlich und versank in Nachdenken. „Nennen sie Dich nicht in Fiordimonte den Römer?“

„Ja.“

„Du machst dem Namen Ehre. Lassest Du je von dem Römer, der sich eher die Hand abbrennen ließ, als daß er Verrat übte?“

„Wer war es, Herr?“ frug Lionardo schnell.

„Er hieß Scävola. — Doch nun genug des Schwagens. Du kannst mir aber ein Andenken mitgeben. Binde dieser jungen Ziege die Füße zusammen, ich will sie mitnehmen!“

Mit einem Satz stand Lionardo zwischen der weißen Ziege und dem Räuber, faßte das Messer in die Rechte und rief trotzig:

„Ueber die Ziegen wache ich und darf mir keine nehmen lassen!“

Im nächsten Augenblick hatte ihm der Fremde mit eisernem Griff das Messer entwunden.

„So. — Setzt thue, wie ich Dir befehle!“ sagte er kalt.

„Nein, Herr! Schlagt mich nieder, — aber gutwillig lasse ich mir keine Ziege nehmen!“

„Fürchtest Du Dich so sehr vor dem Prügel des Pietro Carioli?“

Hier empörte sich des Knaben Seele. Er holte aus und schlug dem Sprecher mit der Faust ins Gesicht.

Aus einem Cavalieren hätte diese handgreifliche Antwort vielleicht einen Mörder gemacht, aus dem Briganten machte sie einen Cavalieren.

„Brav, mein Sohn!“ sagte er höflich. „Du führst eine Faust wie ein Mann und hast die Seele eines Helden. Ich kenne Dich nun genügend. Hier nimm Dein Messer zurück und weide Deine Ziegen in Frieden, mich gelüstet

nicht nach ihnen. Eines Tages sollst Du mehr von mir hören, — bis dahin Addio!"

Er ging mit schnellen Schritten den Berg hinab. Lionardo blickte ihm heftig erregt nach.

„Das war ein Capobanda!" murmelte er und warf sich tief aufseufzend ins Gras.

V.

Eine Woche später klopfte es an des Pfarrers Stubenthüre; Lionardo trat bescheiden ein.

„Ah, Du bist es!" sagte der Curato, „ich habe Dich lange nicht gesehen."

„Ich war auf den Bergen!" versetzte der Knabe entschuldigend und legte das Buch auf den Tisch.

„Du hast gelesen?" frug der Curato überrascht, „wirklich? Nun, hast Du auch begriffen?"

„Wer könnte es je begreifen!" murmelte Lionardo erötend, „es ist alles so groß und wunderbar!"

Der Geistliche nahm das Buch, betrachtete es prüfend, lächelte und stellte es dann an seinen Platz. Lionardo folgte seinen Bewegungen mit einem Ausdruck intensiver Angst.

„Wenn der Tau fiel," stammelte er, „verbarg ich es in meiner Hirtentasche und wenn es regnete im Felspsalt.

Findet der hochwürdige Herr, daß ich es nicht verdorben habe, so — so —“

„Nun? — Sprich nur, mein junger Freund. Wenn ich Dir auch im allgemeinen die vorteilhaften Eigenschaften des Waschwassers anempfehlen möchte, so muß ich doch zu Deinem Lobe sagen, daß Du das Buch sauber gehalten hast, und ich wäre geneigt, Dir ein anderes zu leihen.“

Er blickte den Knaben prüfend an. In Lionardo's Augen stiegen Thränen.

„Herr . . .“ begann er mit erstickter Stimme.

Der gute Pfarrer nahm ein zweites graues Büchlein vom Brett und reichte es lächelnd dem Knaben.

„Auch dieses ist für die Schule geschrieben und Kindern verständlich — aber ich hätte nie gedacht —“

Er versank in Nachdenken. Lionardo las hastig den Titel: „I Romani“. Dann blätterte er weiter — ein Ausruf der Ueberraschung klang von seinen Lippen.

„Was hast Du?“ — fragte der Curato.

„Signor Curato“ . . . versetzte der junge Hirte erröthend, als sei er auf einer Schuld ertappt, „das kenne ich schon.“

„Und wie lerntest Du es kennen?“

„Es kam einmal ein jüdischer Mann in die Osteria“ — sagte Lionardo verlegen, „der verkaufte Fuß, Wachskerzen und Messer. Ich hatte in den Bergen einen Stein gefunden, der dem Händler so gefiel, daß er mir sagte, wenn ich ihm den Stein gebe, dürfte ich mir dafür aus seinem Kasten nehmen, was mir am Besten gefiel. Da bat ich um das Papier, in welches die Messer gewickelt waren, denn ich sah, daß es einzelne Bogen aus Büchern

waren. Ich bekam es, aber er lachte mich aus, und alle Umstehenden lachten.“

„Das glaube ich! — Du bist ein sonderbarer Bursche! Nun, wie weiter?“

Lionardo vergaß seine Scheu und rief mit blitzenden Augen:

„Ach, dieses Papier war mehr wert, als die Perlen und Corallen!“ — „Und weshalb?“ frug der Pfarrer. „Weil darauf viel von den Römern stand,“ erwiderte Lionardo, — „ich las von ihnen, daß sie stark und mächtig waren und viele Länder regierten. Weshalb sind wir arm und in diesen Bergen versteckt?“

„Knabe, auch zu Römerzeiten gab es hier Hirten, — so wie es jetzt noch Mächtige gibt.“ —

„Was thun diese?“ — frug der Knabe so hastig, daß der Pfarrer in einige Verlegenheit geriet.

„Sie sind reich — sie thun dem Volke Gutes — sie“ — Er stockte.

„Ist noch Einer dabei, der sich eher die Hand abbrennen ließe, als daß er Verrat übe?“

„Knabe“, — sagte der Greis traurig, „ich fürchte, die Zeiten sind für uns vorüber.“ —

Lionardo sah beunruhigt aus.

„Du sprichst vom Mutius Scävola,“ — sagte der Pfarrer ermutigend.

„Scävola — ja, so nannte er ihn, der Capoband!“

Der Curato erschrak mächtig.

„Ein Capobanda?“ . . . frug er, „was meinst Du?“

Auf die dringenden Fragen des Curato erzählte Lionardo ohne Zögern die nächtliche Begegnung und ver-

setzte den Geistlichen in nicht geringe Bestürzung. Von jetzt an ließ das fernere Schicksal dieses Findlings dem guten Pfarrer keine Ruhe.

Was wird das Loos dieser hochstrebenden Natur sein, in welcher so viele reiche Anlagen schlummern? — Der Knabe hatte Lernbegierde und einen merkwürdig denkgeübten Verstand. Aber hat er auch Charakter?

Der Curato ging endlich zum Abte des Klosters, einem feinsädelnden, liebenswürdigen Herrn, der ihm ein treffliches Frühstück vorsetzte. Mit diesem besprach er seine Sorge um das Seelenheil des jungen Hirten, der unter dem zweifelhaften Schutz der Briganti stand. Der Abt wurde sehr aufmerksam. Die Mönche hatten manchmal des Ziegenhirten erwähnt, von dem Cuchino, der Schäfer, sagt, er könne lesen! — Wenn dieser Knabe wirklich ein Sohn des Francesco del Monte war, wie die Sage ging, so konnte in ihm dem Lande eine zweite Geisel erwachsen. Wie konnte man dies verhindern? — Indem man jeden Verkehr zwischen ihm und den Briganten abschnitt. — Nach mancherlei hin und herreden, und nach dem auf ein, durch einen Klosterbruder nach Rom gesandtes Schreiben eine Antwort eingetroffen war, wurde Pietro Carioli eines Tages zum Abte beschieden, welcher ihm mittheilte, daß, so er nichts dagegen einzuwenden habe, das Kloster geneigt sei, die offenbare Lernbegierde seines Pflegesohnes zu befriedigen und dem Knaben im Kloster Unterricht erteilen zu lassen, wodurch Carioli allerdings jetzt seinen Ziegenhirten verlieren, dereinst aber vielleicht im Alter an seinem Pflegling einen dankbaren und hilfreichen Sohn finden würde, der ihm seine Mildherzigkeit reichlich vergelten könnte.

Pietro Carioli war ein hagerer, verschmitzter Gesell, mit zottig schwarzem Haar und einem wilden, unstäten Blick. Er sah den Abt misstrauisch an, während er vor ihm demütig das Knie beugte. Er könne Lionardo nicht entbehren, sagte er, wer würde sonst seine Ziegen hüten? . . . und außerdem — der Hirte stockte, aber der Abt konnte sich schon das Weitere denken.

„Eure Einwände sind recht und billig, mein Sohn,“ sagte er nach einigem Ueberlegen — „aber wenn wir den Knaben in's Kloster nehmen wollen, so ist es doch nicht unsere Absicht, Euch dadurch zu schädigen. Ihr sollt einen anderen Ziegenhirten bekommen.“

„Aber der Junge ist trozig und verstockt“ . . . begann er endlich zögernd. — „Auch kann ich seinen Gehorsam nicht rühmen.“

„Das wird sich bessern,“ — versetzte der Abt, der schon ahnte, in welchen Dingen Lionardo dem berücktigten Unterhändler der Briganten Gehorsam verweigerte. Er merkte ferner bald, daß der Knabe dem Carioli unheimlich und unbequem war, und daß sich derselbe doch nicht getraute ihn zu schlagen, aus Furcht vor einer unsichbaren Gewalt, die ihn verderben könnte.

„Sein wir ganz offen,“ — sagte der Abt endlich — „Ihr fürchtet Euch vor dem Francesco del Monte und wollt den Knaben deshalb nicht in's Kloster geben.“

„Herr!“ rief der Hirte schnell, „jeder arme, ehrliche Mann muß ihn fürchten!“

Der Abt konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Er beschenkte den Hirten reichlich und entließ ihn.

Einige Tage später kam derselbe wieder in's Kloster und verlangte den Abt zu sprechen.

„Heiliger Vater,“ — sagte er, das Knie beugend — „vergebt einem armen Mann . . . aber mit meinem Wissen darf der Knabe nicht in's Kloster“ . . .

„Ich begreife,“ — sagte der Abt.

„Es ginge mir sonst an den Kopf. Ich kann also meine Einwilligung nicht geben und wäre untröstlich, gelänge es den frommen Brüdern, meinen Pflegesohn zum Ungehorsam gegen mein ausdrückliches Gebot zu bewegen . . . oder wäre der Knabe eines Tages verschwunden.“

„Capisco, capisco!“ — sagte der Abt lachend — „geht nur wieder!“

Nachdem der Hirte gegangen war, trat der Abt in eins der schmalen Bogenfenster des Parlatorio, blickte hinab in das schroffe Felsenthal und murmelte: „Spitzbubenbrut! — Er soll gerettet werden!“

Noch am selben Abend trat Lionardo mit glänzenden Wangen und zitternden Lippen zu seinem Pflegevater und stammelte:

„Babbo . . . die frommen Klosterherren wollen mich armen Burschen . . . sie wollen mich lernen lassen . . . sie wollen . . . Babbo, habt Ihr etwas dagegen?“ Pietro Carioli, der mit einem Freunde würfelspielend in träger Lässigkeit auf der Erde lag, sprang hier auf, stampfte wütend mit dem Fuß und schrie so laut, daß die Weiber aus den nächsten Hütten hervorstürzten:

„Verflucht sollst Du sein, Du undankbarer junger Hund, wenn Du Deinen Eltern jemals fortläufst!“

Stumm ging Lionardo von dannen und wischte sich heimlich eine Thräne ab.

Noch am selben Tage, als er auf der über den kleinen, wilden Bach führenden Brücke stand und in die krausen Wellen starrte, kam Padre Bouisazio den steilen Pfad vom Klosterberge herab und rief den Knaben an. Als Lionardo herbeieilte, betrachtete ihn der Mönch prüfend. Die Prüfung fiel zu Lionardo's Gunsten aus. Des Padres forschendes Auge begegnete dem kühnen, mutigen Blick, der Bergbewohnern eigen ist, und er sah einen Zug unbeugsamer Entschlossenheit in der festen Linie der Lippen . . . aber das Wesen des Knaben war treuherzig und freimütig.

„Lionardo,“ sagte der Padre, „Du hast von dem Entschluß des Klosters gehört. Wir wollen Dich aufnehmen und unterrichten lassen.“

„Ich sage den heiligen Vätern meinen Dank,“ versetzte der Knabe mit erstickter Stimme, „doch dem Pietro Carioli ist's nicht genehm, daß ich komme.“

„Es ist Deine Rettung, Knabe, die wir planen. Verlasse Vater und Mutter, Gott ruft Dich durch uns.“

„Herr, ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, aber ich bin meinem Pflegevater Gehorsam schuldig und werde nicht gegen seinen Willen handeln. Entschuldigt mich.“

Der Mönch sah betroffen und nachdenklich aus.

„Hast Du Dir überlegt, was Du bei uns findest? — Hast Du daran gedacht, was Du alles lernen kannst und wie Du dereinst Deinen Pflegeeltern ihre Sorge vergelten kannst?“

Es bliz. univ. Derg.

„Alles, heiliger Vater!“ versetzte der Knabe mit einem tiefen Seufzer.

Der Padre fühlte in sich die Ueberzeugung aufsteigen, daß alle Ueberredung umsonst sein werde. Freiwillig würde ihm Lionardo nicht ins Kloster folgen. Er achtete den Knaben deswegen, — aber wie soll der Plan der frommen Brüder nun ins Werk gesetzt werden?

„Ich kann Dich nicht tadeln, mein Sohn,“ sagte er nach einer Pause. „Wir wollen Dein Bestes!“

Bei der Brücke hing an einem Baume ein buntes Bild des Schutzheiligen des Klosters. Der Mönch wies darauf hin, und um der Unterredung einen würdigen Schluß zu geben, sagte er, väterlich mahnend:

„So kniee hin, mein Sohn, und bitte den Heiligen um seine Fürsprache bei Gott, daß er das Herz des Pietro Carioli zum Besseren wende!“

Lionardo blieb stehen, zögerte und schüttelte den Kopf.

„Was soll das heißen?“ frug der Padre erstaunt, „was zögerst Du?“

„Non posso!“

„Was kannst Du nicht?“

„Ich kann nicht zum Holzbilde beten, — wie kann es mir helfen? — Seitdem ich weiß, wie groß Gott ist und wie allmächtig, bete ich zu ihm allein!“

Padre Bonifazio war vor Erstaunen über diese unerwartete Entdeckung wortlos. Er sagte dem seltsamen Knaben kein tadelndes Wort, sondern wandte sich um und stieg in tiefen Gedanken wieder zum Kloster hinauf. Seit er in Fiordimonte lebte, hatte noch niemand, und sei es der abgeseimteste Bandit, gewagt, ein so festes Wort zu sagen — der Kirche in den äußeren Formen Gehorsam zu verweigern.

Am nächsten Tage schickten die Klosterbrüder einen Boten zu Lionardo, er möchte hinauf ins Kloster kommen. Aber der Knabe warf den Hirtenmantel um, pfiß seinen Ziegen, schüttelte den Kopf und ging von dannen, indem er über die Schulter zurückrief:

„Ich komme nicht! Sie könnten mich da oben nicht wieder fortlassen!“

VI.

Auf der Seite des Klosterberges, wo der Fels beinahe senkrecht ins Thal herabstieg, war ein Stufengang in den Stein gehauen, den zu ersteigen nicht jeder unternahm. Oben trat man dann durch ein Bogenthor in die Klosterkirche und von dieser in den Klosterhof. Am Fuß dieser Treppe bemerkte Lionardo, als er einige Tage später seine Herde vorübertrieb, einen alten Bettler, der ihm stöhnend die Hände entgegenstreckte.

Der Knabe blieb stehen und betrachtete mitleidig die zerlumpfte, hilflose, in sich selbst zusammensinkende Gestalt des Alten.

„Seid Ihr blind, Vater?“ frug er gutmütig.

„Ja, helfst mir!“ jammerte der Bettler.

„Hier — nehmt diese Kastanien,“ sagte der Knabe, „sie sind mein Abendbrot und noch warm.“

„Ich darf nicht,“ ächzte der Bettler, „ich habe ein

Gelübde gethan, nichts zu essen, ehe ich nicht eine Wallfahrt zur wunderthätigen Madonna in der Klosterkirche beendet habe, — aber die Stufen sind lebensgefährlich und ich bin krank und alt. Hilf mir!"

„Wenn's weiter nichts ist," versetzte Lionardo, „so will ich meine Herde nach Hause führen und dann zurückkehren.“

Der Bettler seufzte und neigte den Kopf. Lionardo beeilte sich, sein Versprechen einzulösen. In einer halben Stunde war er wieder da, reichte dem Alten die Hand und geleitete ihn die Felsplatten hinan. Es war ein mühsames Stück Arbeit, während dessen beide schwiegen. Mit der arglosen Ruhe, die ehrlichen Gemüthern eigen ist, stützte der kräftige Knabe den zitternden Blinden. Das Wohlgefühl der Jugend und Gesundheit wurde ihm bewußt, und zugleich erfaßte ihn die Befriedigung darüber, daß er mit diesem Besitz nütze, indem er ihn in den Dienst des Alters stelle. Er spannte unwillkürlich die Muskeln und Sehnen des Armes, sich vergegenwärtigend, wie er mit seiner Faust das Leben des Hilflosen verteidigen wolle, käme dieses Leben in Gefahr!

Die letzte Strecke war die beschwerlichste, — oben angekommen, drohte der Pilger zusammenzubrechen, aber Lionardo faßte ihn fester und sagte ihm ermutigend: „So, wir sind oben, aber ich führe Euch bis in die Kirche!"

Er öffnete die Thüre derselben und sie traten ein. In diesem Augenblick wandte sich der Bettler plötzlich um, drehte den rostigen Schlüssel um und zog ihn ab.

Von Lionardo's Lippen klang ein Schrei. „Was soll das?" rief er, sprang herzu und griff nach dem Schlüssel,

aber die Hand, die denselben hielt, konnte sich an Stärke mit ihm messen.

„Laß das!“ sagte der Bettler herrisch und richtete sich aus seiner gebückten Stellung zu voller Manneshöhe auf.

In des Knaben Adern erstarrte das Blut, so tief erschütterte ihn die Erkenntnis schmachlich verratener Großmut. Er stammelte atemlos: „Du! — Du alter Mann?“ Und vielleicht rief der arme Hirtenbube es mit denselben Empfindungen, mit denen ein Julius Cäsar einst sein „Et tu, Brute?“ gesprochen hatte! — Die Entdeckung, daß der, für den wir im Begriff standen, unser Leben einzusetzen, uns zum besten hielt, ist bitter. In des Knaben stolze, leicht empörte Seele war noch kein Strahl des Christentums gefallen, welches uns lehrt, auch jenen Feinden zu vergeben, die sich, wie Judas, unsere Freunde nennen!

In diesem Augenblick kamen rasche Schritte durch das Schiff der Kirche. Während der Bettler im Schatten eines Seitenganges verschwand, trat ein Mönch auf den fassungslosen Knaben zu.

„Du hast unsere Aufforderung mißachtet, Knabe,“ sagte er in ernstem, vorwurfsvollem Ton, „wir waren genötigt, zu einem nicht eben löblichen Mittel zu greifen, um unsere heilige Mission zu erfüllen! — Folge mir jetzt zum Abt, derselbe will Dich sprechen.“

Lionardo blickte den ernststen Mann finster an. Er wußte, daß er ein Gefangener war. Wie freudig hätte er die Schwelle des Klosters überschritten, wenn es sich ihm wie eine Heimat geöffnet hätte. Wahrlich, sie, die wohlmeinend auf sein Bestes sann und nicht nur

aus vorsorgender Klugheit, auch aus Wohlgefallen an dem elternlosen, lernbegierigen Knaben handelten, — sie kannten ihn wenig, sonst hätten sie die gute Sache nicht durch diesen kleinen Fehler geschädigt!

Er folgte seinem Führer aus der Kirche, über Höfe und durch dunkle Kreuzgänge bis in einen gewölbten, langen Saal, in welchem die Klosterbrüder beim Mahle saßen. Steinerne Weinkrüge und dampfende Schüsseln standen auf der Tafel. Von der Decke hingen dreiarmige, eiserne Leuchter, deren Licht über die geschorenen Häupter der Mönche hinfiel. Oben an der Tafel saß der Abt, und als Lionardo vor diesen trat, wandte sich die ganze Doppelreihe der braunen, hageren Mönchsköpfe, wie durch Mechanik bewegt, nach der Richtung hin.

„Tritt näher, mein Sohn,“ sagte der Abt, „und entschuldige Dich wegen Deines Ungehorsams. Wir ließen Dich rufen, doch Du kamst nicht.“

„Ich bin nicht Euer Diener, Herr, — und ich wollte nicht kommen!“ versetzte Lionardo trotzig. In ihm zitterte noch die tiefe, schreckvolle Erregung nach. Er stand hochaufgerichtet, mit geröteten Wangen und klopfenden Pulsen vor dem geistlichen Herrn.

„Du bist verpflichtet, der Kirche Gehorsam zu leisten,“ sagte der Abt kalt und ruhig. „Undankbarer Trotz ist eine schlechte Vergeltung hilfreicher Gnade.“

„Herr, Ihr habt mich mit Hinterlist gefangen, und dafür soll ich danken?“

„Wir haben Dich nicht gefangen, wir haben Dich gerettet.“

„Vor wem?“ frag der Knabe scharf.

„Wahrlich, das ist ein unverschämter, junger Rabe!“
murrte einer der Mönche. „Bursche, Du stehst vor dem
Abt!“

Doch der Abt winkte mit der Hand.

„Laß ihn, Carlo! — Vor wem wir Dich retten wollen?
Vor den Briganti!“

Er sah den Knaben forschend an, dieser zuckte die
Achseln.

„Das kann ich schon allein besorgen!“ sagte er hoch-
fahrend.

Der Abt lächelte humoristisch.

„Wer aber,“ fuhr Lionardo in steigender Aufregung
fort, „wird mich sodann, nachdem Ihr mich vor den Räu-
bern rettetet, aus Eurer Gewalt befreien?“

„Du bist jetzt empört und weißt nicht, was Du redest,“
sagte der Abt nach einer Pause; „danke Gott, daß ich ein
milder Mann bin und im stande, Deine Gemütsbewegung
zu verstehen. Das Kloster soll Dir keine Haft, sondern
ein Asyl sein. Padre Gregorio hat sich erboten, Dir Un-
terricht zu erteilen. In dem großen Klostergarten findest
Du körperliche Erholung. Du kannst graben und pflanzen,
denn nur in einem gesunden Körper gedeiht ein gesunder
Geist. Und bist Du ein Mann geworden und hast er-
kannt, daß Dir das Kloster eine Heimat geworden ist, so
soll es Dir unbenommen sein, in die Bruderschaft zu
treten.“

Er schwieg, und auch Lionardo blickte in heftigem
Kampf zu Boden. Endlich sagte er in festem Ton:

„Thut das alles nicht!“

Die Köpfe der an der Tafel sitzenden Mönche wandten

sich wieder einander zu, als wollten sie sich fragen: „Bergreift Ihr?“

Der Abt wartete, bis Lionardo fortfuhr:

„Gegen den Willen meines Pflegevaters bin ich hier, und wenn sich die Gelegenheit bietet, muß ich entfliehen und zu ihm zurückkehren. Deshalb darf ich von Euch keine Freundlichkeit annehmen, sondern will wie ein Gefangener behandelt werden. Wenn ich je eine Thüre offen finde und entwische, so sollt Ihr nachher nicht sagen dürfen, ich hätte Eure Wohlthaten erst angenommen und dann Euch schmähslich betrogen.“

Der Abt sah nachdenklich vor sich hin, seine schmalen Lippen formten das Wort: bravo, aber er sprach es nicht aus. „Folge mir!“ sagte er plötzlich und erhob sich.

Lionardo gehorchte. Sie traten in ein Nebengemach. Der Abt schloß die Thüre und sagte:

„Um Dich aller Zweifel zu entheben, will ich Dir sagen, daß Pietro Carioli um Dein Hiersein weiß und es billigt.“

„Das versteh ich nicht!“ versetzte der Knabe nach einigem Besinnen. „Weshalb hat er mir dann mit dem Ärgsten gedroht, wenn ich ihn je verlasse?“

„Weil er sich vor den Briganti fürchtet, unter deren Zeichen Du zu ihm geschickt worden bist, wie man sagt.“

Lionardo fing an, alles zu begreifen. Es machte ihn um vieles ruhiger und vertrieb seine Fluchtgedanken, aber ein Stachel blieb doch in seiner Seele, und der Knabe, den von jetzt ab die Klostermauern umschließen sollten, und der ein ebenso dankbarer wie vielversprechender Schüler des

Gelehrten Gregorio wurde, behielt ein scharfes Auge für alle Mängel und Fehltritte seiner Umgebung.

Der Abt faßte eine gewisse Vorliebe für ihn. Er ließ ihn öfters zu sich bescheiden und unterhielt sich mit ihm, da ihm die verständigen Antworten des Knaben gefielen. Er sah darauf, daß Lionardo gutes Essen erhielt und ließ ihm einen Anzug aus dem groben Stoff der Mönchskutten machen. Lionardo war dankbar, fleißig und gutwillig — aber oft lag er träumend unter den Cedern im Klostergarten, blickte zum tiefblauen Himmel auf und — weinte.

Eine bange, unbestimmte Sehnsucht, die er nicht in Worte kleiden konnte, erfüllte seine junge Seele mit wachsender Kraft.

VII.

So war ein volles Jahr vergangen. Der Scirocco hatte seinen glühenden Atem, gleich feurigen Luftwellen bis hinauf in die Felsenthäler Calabriens gesandt, die Sonne hatte die braunen Bergwände noch brauner gebrannt und des Sommers Schwüle lag erdrückend und versengend über der Natur. Dann folgten die köstlichen Herbstmonate, — unten in der Ebene hatten sie Flachs und Öl, Tabak und Baumwolle geerntet, und den süßen, funkelnden Wein gepreßt. Der nachlässig behaute Boden hatte hundertfältig zurückerstattet, was die sorglose Menschen-

hand ihm vertraute, und seine altberühmte Kraft in goldnem Weizenfegen bewiesen. Dann kamen regnerische Wintermonate. Auf den Bergen lag Schnee, aber in den Thälern und auf den Wiesen trieb das neuerquickte Erdbreich samtgünen Rasen hervor.

Wir sind erst im Februar, und schon entfaltete der Frühling den vollen Zauber seiner Blütenpracht. Wohin sich das Auge wandte, erblickte es einen strahlenden Farbenreichtum. Bis zu den mit Eis und Schnee bedeckten zackigen Gipfeln der höchsten Berge hinauf reichten die mit bunten Sternen besäeten anmutigen Blumengürtel.

Auch von den Mauern des Klosterhofes hingen schon die rosenfarbenen Guirlanden der Kletterrose und streckten ihre Ranken aus nach den, mit weißen Lilien bedeckten Magnolienbäumen, als ein bestäubter Wandrer in dunkler Mönchstracht nach einigen mit dem Pöörtner gewechselten Worten in den Klosterhof trat, in welchem mehrere Brüder auf und ab wandelten. Über die Gesichter der Mönche flog der Ausdruck freudigen Erkennens, als sie den Fremden erblickten, der seine Kutte wie einen Purpur trug. Der Ausruf: Padre Oratio! ging von Mund zu Mund.

„Pace sia con voi!“ sagte der Gefommene ernst aber freudig, „wo ist der Abt?“

Lionardo, welcher mit einem Buche an dem großen, aus steinernen Löwenköpfen sprudelnden Brunnen mitten im Hofe saß, und bald in sein Buch, bald auf das Spiel der Goldfische im Wasser blickte, verließ, von Neugierde und Interesse getrieben, seinen Sitz und folgte dem ins Kloster tretenden Fremden. In dem großen Saal, dessen

Fenster das Thal beherrschten, fand er ihn. Alle drängten sich um die hagere, breitschultrige Gestalt.

Padre Dratio war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Sein kohlschwarzes Haar zeigte hier und da Silberfäden. Sein Gesicht, vom südlichsten Kolorit, war schmal, edel geschnitten, von feurigem Ausdruck. Aber hinter dieser Stirn lag kein gebrochenes Herz, keine Schuld, die hinter Klostermauern gesühnt werden soll! Ein Geist, der jung und frei geblieben, strahlte aus seinen Augen, und eine Liebe, welche in glühender Begeisterung die ganze Welt umfassen und retten möchte.

Das Antlitz eines Rinaldo mit dem Ausdruck eines St. Johannes!

„Seit drei Jahren warst Du verschollen, Bruder,“ sagte der Abt, „aber so selten Du auch unser Kloster durch Deine Besuche erfreutest, vergessen wurdest Du nicht. Was hast Du in dieser ganzen Zeit der Verfolgung und Heimatlosigkeit gethan?“

„Ich war in fernen Ländern — in Arabien, in Palästina, aber auch in Kleinasien und Konstantinopel. Ich predigte. Jetzt kehrte ich vor sechs Monaten nach Rom zurück, aber noch hat sich dort nichts geändert. Die Franzosen haben die Klöster aufgehoben und die Kirchen geplündert. Gott befreie uns von ihnen!“

„So würdet Ihr nur andern in die Hände fallen,“ versetzte der Abt. „Was hört man aus Wignon?“

„Der Papst ist noch gefangen, aber seitdem die große Armee in Rußland vernichtet wurde, hofft man auf seine Befreiung.“

Hier klang die Glocke zum Mittagsmahl und alle

begaben sich in den Speisesaal. Im Vorbeigehen strich Padre Dratio's Hand über Lionardo's Lockenkopf, und er frug freundlich: „Wer ist dies?“

„Ein Schöbling des Klosters,“ sagte Padre Bonifazio.

Padre Dratio blieb stehen, als wolle er noch etwas sagen, betrachtete den Knaben forschend und ging dann weiter.

Tief unten an der Tafel, neben dem sanften, blutjungen Novizen Stefano, hatte Lionardo seinen Platz. Flüsternd frug auch er: „Wer ist dies?“

Fra Stefano warf einen Blick voll scheuer Ehrfurcht auf den in Rede Stehenden und versetzte:

„Man sagt, ein vornehmer Mann. Ein Fürst Uvarra aus Rom . . . aber ich weiß es nicht. Das bleibt immer ein Geheimnis. Seit sie in Rom die Klöster aufgehoben haben, ist er als Missionär in die Fremde gegangen. Man sagt, ihm könne kein Heide widerstehen.“

„Und ist er ein Römer?“ frug Lionardo schnell.

„Ja, dies ist gewiß.“

Lionardo seufzte tief auf und schwieg.

Nach dem Mittagmahl gingen der Abt und Padre Dratio im Vorbeergange des Klostergartens auf und nieder und sprachen vertraulicher — obwohl es immer schien, als stehe der Gekommene mit seinem inneren Seelenleben unbegriffen in seiner Umgebung.

Sie redeten über mancherlei Weltliches. Der Abt war außerordentlich begierig, näheres über die Dinge da draußen zu hören, von denen nur selten Kunde ins abgelegene Kloster kam.

„Und nun noch ein Wort über Eure Verwandten, Padre Dratio.“

„Ich habe sie in Rom nicht aufgesucht, doch hörte ich, mein Vetter Ottavio dell'Avarra würde in nächster Zeit nach Neapel kommen. Dort werde ich ihn sehen.“

„Er hat zwei Söhne, ist's nicht so?“

„Ja. Sie sind noch Knaben und beide sehr zart, besonders der Jüngere.“

Der Abt schüttelte den Kopf.

„So hörte ich schon . . . und sie sind die Letzten dieser Familie, auf welche die Römer stolz sein können.“

„Ach,“ versetzte Padre Dratio seufzend, „sie haben es in Rom verlernt, auf irgend etwas stolz zu sein.“

„Fürst Andrea dell'Avarra hat nur diesen einen Sohn, Ottavio?“

„Ja, und seine einzige Tochter starb, vor einem Jahr, sie zählte erst siebzehn Sommer.“

„Was?“ rief der Abt mit aufrichtigem Bedauern, „die liebliche, schöne Principeffa Margherita, die ich bei ihrem Onkel, dem Kardinal, sah?“

„Dieselbe. Man erzählte mir, ein Duca della Rocca, soviel ich weiß, ein korsischer Edelmann, — Offizier in der Armee des Kaisers von Frankreich, habe um sie geworben, und sei abgewiesen worden.“

In diesem Augenblicke wurde der Abt durch eine Botschaft fortgerufen. Padre Dratio schritt den Laubengang herab und trat unter eine Platanengruppe, wo eine steinerne Bank stand. Als er sich auf diese niedersetzen wollte, bemerkte er den jungen Klosterschüler, mit einem Buche in der Hand, unschlüssig an einen Baum gelehnt. Der Padre

winkte ihn freundlich heran, betrachtete ihn wieder mit einem Gemisch von Verwunderung und Wohlgefallen und sagte, als Lionardo ihm die Hand küßte:

„Immer ist mir, als wolltest Du mich etwas fragen, mein Sohn?“

Das Blut stieg in die hellbraune Wange des Angeredeten!

„Wenn ich dürfte . . .“ murmelte er.

„Sicherlich darfst Du!“

„Heiliger Vater . . . Ihr kommt aus Rom . . .“

Der Knabe zitterte in mächtiger Bewegung.

Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Plötzlich legte er den Arm vor die Augen und brach in Thränen aus.

„D — sagt ihnen, daß sie mich nach Rom lassen sollen!“ schluchzte er.

Der Mönch betrachtete ihn betroffen.

„Und weshalb willst Du dorthin?“ frug er, „hast Du dort Verwandte?“

„Ich habe dort niemand,“ versetzte Lionardo trübe, „ich habe keinen Menschen auf der Welt . . . aber hier, in mir, schmerzt es stets, denke ich an Rom. Wenn sie mich hier noch länger gefangen halten, werde ich hieran sterben!“

„Gefangen halten, Knabe?“ frug Padre Oratio mit sanftem Vorwurf.

„Ich bin gefangen,“ versetzte Lionardo resigniert, „ich darf das Kloster nicht verlassen — und das frißt an meinem Herzen. Und alle Tage,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „denke ich mehr an Rom! Oh wenn ich mir denke,“ schloß er, das Gesicht in den Händen verbergend, „daß ich sterben

sollte, hier, — ohne Rom gesehen zu haben, so möchte ich sie zu Boden werfen und das Thor sprengen! — Aber sie meinen es gut — und ich schweige und —

Er brach plötzlich ab und senkte beschämt den Kopf.

„Entschuldigt mich, Herr,“ sagte er, „ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich Euch alles sage, was ich sonst verschweige.“

Er war, ehe der Mönch ihn rufen konnte, hinter einer Tagushecke verschwunden.

Nach einer längeren Unterredung mit dem Abt, suchte Padre Dratio den Knaben wieder auf. Er fand ihn, mit Korbflechten beschäftigt auf einer Treppenstufe sitzen.

„Ich habe mit dem Abt Deinetwegen gesprochen,“ sagte er.

Vionardo sprang verwirrt auf.

„O, heiliger Vater, — dann wird mich der Abt für undankbar halten!“

„Das thut er nicht, — aber er sieht kein andres Mittel, Dich zu schützen, als wenn er Dich hier behält. Nach Rom kannst Du nicht — denn in Rom gibts keine Klöster mehr.“

Vionardo biß die Zähne zusammen.

„Ich ginge auch als Bettler nach Rom!“ sagte er, seine Weidenruten hinwerfend. „Nein!“ unterbrach er sich plötzlich, „nicht als Bettler, . . . ich bin stark und kann arbeiten!“

Padre Dratio fühlte ein tiefes Interesse für diesen Heimatlosen. Er setzte sich neben ihn auf die Stufe, faßte des Knaben Hand und blickte ihm in die ernstesten, beredten Augen.

„Ich habe Deine Lebensgeschichte gehört, Vionardo —

und alles, was ich hörte, hat mich Wunder genommen. Sie loben hier Alle Deinen Fleiß und Deine Wahrheitsliebe, — aber Einige nannten Dich einen Ketzer.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Knabe zürnend, „ich möchte Gott erkennen — aber die Menschen stellen mir soviel dazwischen — ich kann nicht darüber wegsehen!“

Tiefbetroffen sah der Padre den Knaben an.

„Steht es so mit Dir?“ frug er, „Lionardo, ich sehe, ich kann zu Dir sprechen wie zu einem Mann. Quäle Dich nicht. Du kannst auch hier, in der Gefangenschaft, unter dem Zwange menschlicher Satzungen, den Weg zum Himmel finden und Gott erkennen — denn nicht an die Gesetze und Formen der Menschen bindet sich dieser Weg. Wohl ist die Kirche das große Netz, welches ausgeworfen wird über die ganze Erde und alle Getauften umschließt. Aber in dieser Menge gibt es gute und faule Fische — und die faulen werden dereinst fortgeworfen. An jenem großen Tage wird auch das Netz beiseite gelegt werden, denn es hat seinen Zweck erfüllt. Verstehst Du mich? — Es wird alsdann abfallen die äußere Form, das vielfach schadhafte, geflickte Netzwerk, welches die Seelen der Christenheit umschließt . . . aus seinen Geretteten aber, die er, der Herr, beruft aus allen Nationen und Konfessionen, wird er eine neue, unvergängliche Kirche bauen, die keiner äußeren, weltlichen Macht mehr bedarf, um den Schatz zusammenzuhalten. — Bis dahin, mein Sohn, müssen wir dulden und kämpfen. Die Menschen sind verkehrt und umhängen das Heiligste mit Scheingold und buntem Flitterstaat, als ob es dessen zum Schmuck bedürfe! Die Menschen sind hart und quälen sich untereinander mit viel unnützen

Äußerlichkeiten, wie es dereinst die Pharisäer thaten. Die Menschen sind furchtsam und scheuen sich vor Gott selbst, sie meinen, ein heiliger Mann könne eher vor ihn treten und ihre Sache bei ihm führen! — Knabe, alles dies sind Dinge, die unser äußerliches Verhalten betreffen. — In weissen Herzen die heiße, nie ruhende Liebe zu seinem Gott und Erlöser brennt, der fragt nicht mehr nach Himmel und Erde. Er fühlt sich von seiner allmächtigen Hand geleitet und weiß es, er ist gerettet, denn nicht die Menschen haben ihm dies gesagt, sondern Gott! Dem stehen die Menschen nie im Wege, daß er Gott nicht sehen sollte — denn Gott steht ihm am nächsten! — In Dir selbst mußt Du das Himmelreich tragen, mit Gott mußt Du reden, wie mit einem Bruder, — dann wirst Du Alles dulden, Alles leiden können mit frohem Herzen.“

Padre Dratio war aufgestanden — aus seinen Augen strahlte ein Seherblick voll hoher Begeisterung.

„Unendliche Himmel voll aufgehäufter Herrlichkeiten, ewiges Licht, ewige Freude und unermessliche Schätze hat uns Christus erschlossen . . . blicke ich dahinein, so frage ich mich verwundert, wie die Menschen noch der irdischen Sorgen gedenken können! Hat man dies leuchtende Ziel vor Augen, so werden die Scorpionstiche zu Nadelstichen und der Scirocco mit seinem glühenden Atem zum Westwind. Wir fühlen die Mühsal nicht mehr! — Auch ich war einst gefangen, Knabe — und nicht von wohlmeinenden Klosterbrüdern, sondern von wilden Heiden, denen ich das Evangelium verkündigt hatte. Sie gedachten mich zu töten. Nie fühlte ich mich freier, als wie ich gebunden im Zelte lag. Meine Seele war schon bei Gott. Ich

glaubte wirklich, er wolle mich der Ehre theilhaftig werden lassen, um seines Namens willen zu sterben. Als ich vor den Häuptling geführt wurde, mochte er mir meine Stimmung ansehen. Verwundert sagte er: „Mir scheint, Du freuest Dich, zu sterben!“ — „Ich preise Gott“ — sagte ich, „daß er mich aus diesem mühevollen Leben in ein Reich ewiger Borne nimmt!“ — „Dann sollst Du leben bleiben,“ — sagte der Häuptling, „denn nichts liegt mir ferner, als Dir da hineinzuhelfen.“

Sie ließen mich frei. Gott hatte noch Arbeit für mich. Immer wieder ziehe ich aus und preise ihn Allen an und zeige Allen, wie gnädig er ist — oh, daß sie schaarenweis kämen, ihn anzubeten! Meine irdische Heimat, das Kloster, in dem ich der Arbeit Erholung fand, ist vernichtet. Ich habe kein Haus mehr — aber ich arbeite fort im Dienste meines Herrn! Ihm habe ich mein Leben zugeschworen, nicht dem Kloster. Und wo ich auch bin, legt mir Gott die Verpflichtung auf, Seelen für sein Reich zu gewinnen . . . und das ist eine härtere Arbeit unter Christen als unter Heiden! — Auch Dich, Knabe, möchte ich rufen, ehe ich jetzt scheide! — Laß Dich nicht verbittern durch die Menschen, sondern erkenne den Gott, der über den Sternen wohnt und — in Deinem Herzen!“

VIII.

Padre Girolamo saß Abends spät über dem Studium der Kirchenväter. Die lyraförmige Öllampe, welche von der Decke hing, warf einen zitternden Lichtkreis über den Tisch und über die Gestalt des kleinen, corpulenten Mönches, dessen Haupt aus der groben Kutte hervornickte, wie der Kopf einer Schildkröte aus ihrer glänzenden Schale. Seine Tonsur erglänzte rötlich, in tadelloser Rundung und sein heiteres, gutmütiges Antlitz neigte sich über die gefalteten Hände.

Padre Girolamo war derjenige von den Klosterbrüdern, der am meisten mit den Ortsbewohnern in Berührung kam und, wenn der Curato krank oder sonst verhindert war, diesen vertrat. Zu ihm kamen daher am häufigsten Botschaften aus dem Thal, in sein Ohr murmelte schon mancher Fiordimontese das Bekenntnis schwerer Blutschuld — ja mancher Brigant, der sich, zu Tode verwundet, in seinem Schlupfwinkel barg, schickte nach ihm, um vor dem Tode des Trostes der Kirche theilhaftig zu werden. Deshalb wunderte sich der Padre auch nicht, daß jetzt, zu später Stunde, der Bruder Pförtner an seine Zelle klopfte und ihm meldete, es sei ein Hirte im Hofe, der ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?“ — frug der Mönch.

„Der Pietro Cavioli!“

„Dann führe ihn zu mir herein!“

Pietro, dem die Haare zottiger denn je in die Stirne hingen, sah sich wie ein scheues Wildtier in der Zelle um. Er war so atemlos, wie ein Bergbewohner nur sein kann.

„Herr“, keuchte er — „es kam zu mir ein fremder Bettler . . . der gab mir diesen Brief in's Kloster . . . wollt Ihr ihn sprechen, — er steht vor dem Kloster.“

Der Padre las den schmutzigen Brief und sein rotes Gesicht entfärbte sich. Er lief zuerst, als habe er den Kopf verloren, ratlos in dem engen Raume umher.

„Ihr Spitzbuben! — Ihr gottverdammtes Otterngezücht!“ — rief er plötzlich und blieb mit geballten Fäusten vor dem zerlumpten Hirten stehen — „Euch Alle wird der Teufel dereinst in die unterste Hölle ziehen, so Ihr nicht Buße thut!“ —

Carioli neigte sich unterwürfig.

„Heiliger Vater, ich bin unschuldig hieran!“ — sagte er zerknirscht und versuchte den Saum der Kutte an seine Lippen zu ziehen — „ich bin ein armer ehrlicher Hirte!“

„Kommt! Steht auf und folgt mir. Ich muß so gleich zum Abte!“

Und der Padre trippelte von dannen. Carioli folgte ihm mit der Miene eines geprügelten Hundes.

Etwa eine Stunde später, ward Lionardo, der bereits fest schlief, aufgeweckt. Zu seinem Erstaunen war es der Abt selbst, der ihm am Arme faßte und schüttelte. Der Knabe sprang, augenblicklich ermuntert in die Höhe.

„Was ist geschehen Herr?“ — frug er.

„Das sollst Du nachher erfahren!“ — versetzte der Abt mit einem Seufzer — „erkennst Du diesen Mann?“

„Mein Pflegevater“ . . . stammelte Lionardo sich die Augen reibend.

„Wir sind gezwungen, Dich ihm zurückzugeben,“ —

sagte der Abt unruhig — „aber wir hoffen, daß Du immer rechtschaffen bleibst — auch als Hirte!“

Er sprach die Worte mit Betonung. Lionardo war vollständig verwirrt. Was eigentlich mit ihm geschah, wußte er nicht. Viele Mönche schüttelten ihm die Hand, der Abt segnete ihn, Padre Girolamo mahnte mit angstvoll erhobenen Hände zur Eile . . . endlich hob Pietro Carioli eine Laterne vom Boden und ergriff Lionardo am Arm.

„Folge mir!“ — sagte er mürrisch.

Sie traten in die Nachtlust hinaus — hinter ihnen schloß sich das Thor des Klosters.

Während Lionardo neben dem Hirten den Berg herabstieg, sammelte er seine Gedanken, so gut er konnte.

Ist er ein befreiter Gefangener — oder ein ausgestoßener Sünder?

„Werdet Ihr mir nicht sagen, was dies Alles zu bedeuten hat?“ — frug er endlich.

„Daß mich die Laune der Pfaffen bald um den Kopf gebracht hätte, Du junger Brigantensohn!“ — versetzte Carioli wütend — dann aber erschrak er über seine eigenen Worte.

„Knabe“, — sagte er — „sag's nicht wieder, daß ich Dich barsch anließ. Ich will Dir alles sagen, was ich weiß. Dich brachte mir vor Jahren ein Dhländler — und da wir keine Kinder hatten, zog ich Dich auf, wie die Grassmücke den Ruckuck. Weil es die Mönche wünschten, gab ich Dich ins Kloster. Heute nun bringt mir ein Mann die Nachricht . . . der Padre Oratio . . . kennst Du ihn?“

„Ja. Er verließ uns vor einer Woche, was ist mit ihm?“

„— sie haben ihn gefangen und halten ihn in den Bergen.“

Lionardo mußte nur zu gut, wer unter den „sie“ verstanden ist.

„Muß das Kloster Lösegeld zahlen?“ — frug er schnell.

„Nein . . . sie forderten blos Deine Freiheit!“

„Die Briganti — meine Freiheit!“

Der Knabe fühlte eine tiefe, ahnungsvolle Angst durch seine Nerven zittern — wie ein dunkles Rätsel stand die Zukunft vor ihm.

Wann wird er endlich — endlich einmal ganz frei sein?

Und in seiner Seele erwacht der eisenfeste Entschluß, alle die unsichtbaren Ketten zu brechen und Freiheit zu erlangen. Seine Seele gerät in seltsame Aufregung. Er fühlt instinktiv, daß er seinem Schicksal entgegengeht, und er thut es mutig. Es ist unabwendbar. Durch Flucht kann er sich demselben nicht entziehen — und der Knabe will ihm einmal gegenüberstehen, er will dem mysteriösen Phantom in die Augen sehen.

IX.

Es war wieder Nacht, am Himmel glänzte kein Stern, aber zu den Füßen der Wandrer flimmerte die Sternenhimmel einer großen Stadt, als Curioli nach mehrtägiger, beschwerlicher Wanderung von seinem jungen Gefährten Abschied nahm und ihn zwei Männern übergab, welche hier auf einsamer Landstraße gewartet zu haben schienen.

„Komme mit uns!“ sagte einer der beiden Männer, des Knaben Hand ergreifend.

Lionardo wich zurück, besann sich aber, ließ sich schweigend die Augen verbinden und weiterführen durch ein Labyrinth von Straßen, bis sie endlich anhielten.

Lionardo konnte es nicht sehen, daß es eines der prächtigsten Häuser war, über deren Schwelle ihn seine müden, wundenen Füße trugen. Er stieg eine weiche Treppe hinauf — er fühlte sich in ein Zimmer geschoben. Die Thüre schloß sich hinter ihm — die Schritte seiner Begleiter verhalten.

Ringsum herrschte Todesstille, und der Knabe stand erwartungsvoll, mit verbundenen Augen wie ein Nachtwandler, da, ohne sich zu rühren.

Wohl zehn Minuten lang erlöste ihn kein Wort der Außenwelt.

Da wurde eine Thüre schnell geöffnet, ein sporenflirrender Schritt erklang und die Binde wurde ihm von den Augen genommen.

Er stand wie geblendet.

Er war wie durch ein Zauberwort aus der Welt der

Armut, der Lumpen, der rauhen Klostermauern und der einsamen, majestätischen Bergketten in ein Märchen versetzt. Was ihn umgab, war ihm alles neu — er konnte für nichts einen Namen finden. — Eisglatte Dielen zu seinen Füßen — blendende Lichtfluten über seinem Haupte, — die Wände nur Rahmen für farbenreiche Malerei, die Fenster verhüllt durch kostbare, faltenreiche Draperien, — schwellende Polster und weiße Marmorfiguren! Wohin des Knaben Blick sich wandte, er prallte verständnislos ab und suchte einen neuen Ruhepunkt, — bis er auf der ritterlichen Gestalt eines großen Mannes gefesselt haften blieb, der im Zimmer stand. Der Mann trug die kostbare Kleidung eines vornehmen Kavaliers. Den Degen an der Seite, die Arme über der Brust verschränkt trat er dem überwältigten Knaben mitten aus der strahlenden Pracht seiner Umgebung entgegen, ein königliches Lächeln, welches seine Wirkung nicht verfehlte, auf den Lippen.

„Nun, Lionardo . . . würdest Du noch immer so sehr zürnen, wenn Francesco del Monte zu Dir sagte: komm! sei mein Sohn?“

Lionardo starrte den Sprecher an. Die Stimme klang ihm bekannt, aber er konnte sich nicht erinnern, dies adlerkühne von kohlschwarzem Bart fast verdeckte Antlitz schon gesehen zu haben.

„Herr,“ stammelte er endlich, „seid Ihr wirklich, den sie den König der Berge nennen?“

„Armer Bursche!“ sagte der Mann, „Du bist überrascht. Du sahst bisher nur die Nachtseite des Brigantentums. Jetzt wirst Du einsehen, daß sich die Sache von meiner

Höhe aus nicht ganz so vagabundenmäßig ausnimmt, wie Du wohl gefürchtet hast!"

„D, Signor!“ rief Lionardo erschüttert, „weshalb ließt Ihr mich kommen? — Ich bin nur ein armer Hirtenknabe. Was gehe ich Euch an? — Weshalb zeigt Ihr mir dies Alles — und Euer Gesicht — Euer Gesicht, von dem sie sagen, daß noch kein Mensch es je gesehen hat?“

„Ja, weshalb?“ wiederholte der große Mann in fast nachdenklichem Ton. „Was zieht die Seele zur Seele? — Seitdem Du mir jenen Faustschlag in's Gesicht verabreichst, fühlte ich, daß, sollte ich je einen Sohn und Schüler haben, Du dies sein müßtest!“

Er war völlig verwirrt. Der Knabe begann zu zittern.

Komm!“ sagte der Bergkönig, „setze Dich hierher. So. Und nun höre mir zu.“

Er setzte sich neben den Knaben, auf die schwellende Ottomane, lehnte sich zurück und fuhr fort, seine zwingenden Augen auf des Ziegenhirten Gesicht heftend:

„Versteh' mich recht, Lionardo. Nicht abrichten will ich Dich, wie man ein Tier für den Jang abrichtet. Du sollst nicht mein Knecht — Du sollst mein Genosse sein. Einen Waffengefährten für Tod und Leben will ich mir in Dir erziehen. Wie mich mein Vorgänger auswählte unter Vielen und mir allein sein Geheimniß verriet und mich zum künftigen Oberhaupt heranausbildete, — so erwähle ich Dich, weil ich Dich furchtlos und hochstrebend erfunden habe. Dein Vater war nur der geringste und verächtlichste meiner Unterthanen — Du sollst der mächtigste Mann in Sicilien werden. Alles was das Leben bietet,

wird Dein sein, ich werde Dir die Schlüssel zu den Palästen der Könige und Fürsten geben, sie werden Dich einladen, an ihrem Tische zu essen, und Dein Geld — ha! ha! . . . Dein Geld wird ihnen aus der Not helfen! — Verstehst Du mich, Knabe? — Hier ist meine Hand . . . schlag' ein!"

Vor Lionardo's Augen flimmerten rote Lichter — er starrte diese prachtvolle, blendend weiße Hand wie abwesend an und rief schauernd:

„Sie ist voll Blut!"

„Was soll das heißen?" frug Francesco del Monte mit einem Ton, der wie ferner Donner drohte.

„Laßt mich gehen, Signor," sagte Lionardo niedergeschlagen, „ich kann Eure Hand nicht nehmen . . . wie ich sie ansah, floß es rot über sie hin . . ."

„Meinst Du wirklich? . . ." versetzte der Capobanda, sich aufrichtend, „Bursche, der Francesco del Monte ist doch wohl ein wenig zu vornehm, um sich die Hände mit der Arbeit seiner Banditen zu besudeln . . . so wenig wie ein König jemals zum Scharfrichter wird! — Wir haben dies nicht nötig. Ein Federstrich genügt."

Lionardo's Lippen formten das Wort „wir“, aber er sprach es nicht aus. Er stand mit der einen Hand im Lockenhaar wühlend, die andre auf den Rücken gelegt jetzt aufrecht da. Auch der Brigant war aufgestanden und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Im ganzen Hause herrschte eine lautlose Stille. Nur das Ticken der goldnen Uhr und die wuchtigen Schritte unterbrachen dieselbe. Der Capobanda drehte unschlüssig seinen schwarzen Schnurr-

bart und schien die Anwesenheit des Knaben fast vergessen zu haben. Plötzlich blieb er vor ihm stehen und sagte:

„Nun wohl! — Es ist kaum zu verlangen, Knabe, daß ein Mensch seine Hand zu etwas bieten soll, von dem er nicht weiß, was es ist! — Ich will es Dir sagen. Ich will zu Dir sprechen, wie ein Mann zum Manne spricht. Du wirst mich begreifen.“

Bei den Worten: „wie ein Mann zum Manne“ fuhr sich Lionardo mit der Hand über die Augen. Padre Dratio's hagere, gebietende Gestalt schien aus der Erde emporzu steigen und sich schweigend neben ihn zu stellen. Auch er hatte zu dem Hirtenknaben gesagt: Zu Dir spreche ich, wie zu einem Manne!

„Also höre mich, Lionardo! Du wirst jetzt etwas Seltsames erfahren. Ich will Dir zeigen, daß wir, gegen welche die Pfaffen predigen und die Landesjustiz zu Felde zieht, nicht nur verwegene Leute, sondern auch ehrliche Männer sind, vor denen jene den Hut ziehen sollten.“

Lionardo blickte unverwandt mit lebhafter Spannung in das dunkle Antlitz des Sprechenden, der, ohne ihn weiter zu beachten, wie zu sich selbst redend, fortfuhr:

„Es gibt in Italien zwei große Gesellschaften, welche vom Gelde des Publikums leben, ohne zu arbeiten. Beide töten, wo sie auf Widerstand stoßen: die eine den Leib, die andre die Seele. Beide Gesellschaften stehen im Gegensatz zur Welt, und beiden ist die Welt nichts als eine Goldgrube. Beide sammeln Schätze. Welche von ihnen unerfülllicher ist, wollen wir hier nicht untersuchen. Die eine dieser Körperschaften nennt sich Kirche. Die andre — sagen wir: Brigantesca, obwohl dies nur ein mangel-

hafter Name ist. — Siehst Du,“ unterbrach sich der Sprecher, indem er stehen blieb, „bis hierher sind sie sich ähnlich, wie Zwillingsschwestern. Jetzt aber tritt uns ein merkwürdiger Unterschied entgegen. Jene sind Heilige — wir sind Verbrecher. Weshalb? — — Knabe, weil wir ehrlich genug sind, uns beim rechten Namen zu nennen, indessen jene für ihr Handwerk eine respectable Bezeichnung gefunden haben! — So aber ist die Welt: sie läßt sich bis auf den letzten Grano willig plündern, wenn es nur auf artige Manier geschieht! Könnten wir unserer Sache einen achtbaren Namen geben, fänden wir eine gleißende Form, die den Kern verhüllte, so würden wohl auch uns schöne Frauen die Hand küssen und sterbende Fürsten ihr Vermögen hinterlassen. Was meinst Du, Lionardo?“

Der Knabe antwortete nicht sogleich. Er war stutzig geworden. Was ihm hier entgegentrat, war Brigantenlogik, aber Logik übte auf ihn in jeder Gestalt einen achtungsgebietenden Zwang.

„Capobanda,“ sagte er endlich ernsthaft, „die Kirche ist gegen mich sehr freundlich gewesen. Sie hat mich aus Güte aufgenommen.“

„Dasselbe thut die Brigantesca jetzt auch!“ schaltete der Capobanda ein und begann zu lachen. „Welche neue Übereinstimmung!“

„Ist das aber wahr, was Ihr sagt?“ fuhr Lionardo, sich immer mehr sammelnd, fort. „Ist es wahr, daß jene vom Gelde anderer leben, ohne zu arbeiten, so gibt das den Briganti kein Recht, auch schlecht zu sein.“

„Auch? . . . Wie, Lionardo? Verdorrt Dir nicht

die Zunge bei dieser lästerlichen Anschuldigung? — Wir sind schlecht, aber sie sind heilig — Söhne des Himmels.“

„Herr, dann will ich weder Mönch noch Brigant werden!“ }

„Sondern Hirte bleiben? — Das heißt, der niedrigste Knecht meiner Leute?“

„So wird Lionardo der erste ehrliche Hirte!“

Der Räuber fuhr sich mit der Hand durch sein glänzendes Haar und lachte bitter.

„Ehrlich?“ sagte er, „versuch's! — Wenn das eine so leichte Kunst wäre, so stünde Francesco del Monte auch nicht hier, sondern schläge als ehrsamer Waffenschmied die Funken aus dem Eisen und rühmte sich, daß er sein Brot im Schweiße seines Angesichts erwürbe! — Ehrlich! — Knabe, vor Dir liegt noch das ganze Leben. Wie denkst Du Dir das? Glaubst Du denn, daß die rechtschaffenen Leute draußen Dir gestatten werden, ehrlich zu bleiben? Ich sage Dir, nein! — Um das zu dürfen, muß man mit einer goldnen Krone auf dem Haupte geboren sein . . . nicht aber als namenloser Komödiantensohn auf dem Foro Romano. Noch weniger —“ Er hielt inne und ging einigemal im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er wieder vor Lionardo stehen und sagte ruhig: „Ich will Dir etwas von mir erzählen. Was kein Mensch weiß, sollst Du erfahren — wer der Francesco del Monte ist, vor dem die Welt zittert. Sodann wirst Du vielleicht begreifen, was die Menschen Recht und Gerechtigkeit nennen! Mein Vater war ein Herzog, meine Mutter eine Fischers-tochter aus Capri. Das ist eine disharmonische, aber leider nicht seltene Zusammenstellung und fürs Gewöhnliche nichts

Bemerkenswerthes. Aber in diesem Fall war etwas Ungehöriges an der Sache: sie waren kirchlich getraut. So etwas vergibt die Welt nicht. Verstehst Du mich?"

Lionardo sah aus, als dächte er hart nach.

„Mein Vater sah das selber ein, er ließ die Ehe für ungültig erklären und vermählte sich sogleich mit einer reichen Edelldame. — Nun sieh, Knabe! Wenn in jenen gottgesegneten Zeiten der Tyrannei und Unordnung der arme Mann so etwas gethan hätte, er wäre gesteinigt worden. Dem Mächtigen kostete es nur ein Wort an die Kirche — und König und Kirche nickten. Es war gut. Ein Formfehler bei der Trauung — was weiß ich? Kurz — der Trauschein ward zerrissen. — Meiner Mutter blieb nur Spott, Verachtung, und — ich! — Aber in dieser zarten Frau lebte der Mut einer Löwin. Sie beschloß, ihr Recht für mich durchzusetzen. Sie verließ ihre Heimat und langte nach mühevoller Wanderschaft dort an, wo ihr Gatte lebte. Von den nächstfolgenden Jahren will ich nicht viel sagen. Sie ward verfolgt, mißhandelt, geschmäht — und sie blieb leben, um meinetwillen. Große Summen wurden ihr geboten, wenn sie fortziehen und schweigen wolle. Aber sie schwieg nicht und zog nicht fort. Sie blieb und kämpfte für mich. Sie ließ sich ihr Recht nicht abkaufen. Sie litt, sie siechte hin, sie verbrachte ihre Mächte mit Thränen und ihre Tage mit Zittern — aber sie ließ nicht ab, ihre Sache zu verteidigen.

„So wuchs ich heran und oben auf dem Schlosse mein Halbbruder, der Sohn der Herzogin. Wir sahen uns ähnlich wie Zwillinge. Ich haßte ihn nicht, denn er war gutmütig und hätte gern mit mir gespielt, wenn er

gedurft hätte. Auch kann ich mich nicht erinnern, Leid empfunden zu haben, wenn ich ihn auf seinem prächtig aufgezäumten Pferde, umgeben von Hunden und gefolgt vom Jäger, vorüberreiten sah, während ich am Wegrain die Gänse hütete. Meine Mutter war zu sanft und edel, um mein Kinderherz mit Bitterkeit zu füllen oder mich in ihre Leiden einzuweihen. Als ich aber einst erleben mußte, daß die mit ihrem Sohn vorübergehende Duchesssa ihre Hunde auf meine Mutter hegte, da erwachte in meiner Seele mit einem Schlage Verständnis und — Rachedurst! Ein Waffenschmied nahm mich damals in die Lehre. Das Handwerk gefiel mir und ich wurde in wenigen Jahren Geselle. Nun wollte ich arbeiten, erwerben und meiner Mutter Thränen in Freude verwandeln. Aber unsere Feinde waren nicht müßig gewesen. Ich ward plötzlich fortgeholt zu den Soldaten. Gegen alles Recht, ohne mich um Alter, Stand und Lage zu befragen, wurde ich wie ein Gefangener fortgeschleppt und in die bunte Zwangsjacke gesteckt. In mir fuhr der Zühzorn auf. Stark wie ein Herkules, schlug ich mit meiner Faust den Sergeanten zu Boden, wie ein Schlächter den Stier, und entsprang. Bei mir selbst schwur ich, Rache zu nehmen an den Reichen, an den Mächtigen — am ganzen Lande!

„Ich ward als Deserteur verfolgt und gesucht. Ging man mich, so ward ich erschossen, und damit hätten meine Feinde ihr Ziel erreicht.

„Doch man fing mich nie!“

Der Sprecher hielt inne. Sein Auge blitzte auf in unheimlichem Feuer. Er lachte triumphierend.

„In diesem Lande kann nur leben, wer sein Leben

zu verteidigen versteht. Hier gibt es bloß zwei Menschenforten — Räuber und Sklaven. Ich wollte nicht zu letzteren gehören, denn ich konnte meine Mutter nicht verhungern lassen. Deshalb sah ich mich unter den ersteren um. Knabe, welch' eine reichhaltige Gesellschaft! Unter all diesen Klassen erschien mir die Brigantesca die ehrenwerteste, denn sie nennt sich beim rechten Namen. Sie hängt sich nicht die Larve der Tonsur, des Richtschwertes oder des Patriotismus vor, sondern sie sagt: Ich raube! —

„So ward ich der Schüler eines fast hundertjährigen Meisters und dann selbst ein Meister.

„Ich kann nun Rache nehmen an denen, die meine Mutter mißhandelten. Gold und Juwelen, Macht und Ehren gebühren ihr, und ich schütte sie ihr vor die Füße. Wo ich mein Zeichen an die Thüre eines Hauses hefte, da zittern jene, welche den Bettelknaben von Capri einst mit dem Fuß beißeite stießen. Wem ich eine Steuer auflege, der wagt nicht zu schlafen, er habe sie denn gezahlt. Ich brauche keine Gefangenen in die Berge zu schleppen, um Lösegeld zu fordern, — als mein Gefangener fühlt sich, wem ich es sagen lasse. Die Kerker öffne ich und befreie die, welche um der Laune eines ungerechten Richters willen Unrecht leiden. Und dies ist wahre Macht — die Macht eines Herrschers! Wenn ich ein Todesurteil unterschreibe, so ist es schon so gut wie ausgeführt. Die Reichen zahlen mir mit Geld, die Tyrannen mit ihrem Blut!

„Und nun, Lionardo, was hast Du mir hierauf zu sagen?“

X.

Der Hirtenknabe war aufgestanden. Er atmete schwer, sein Blick irrte durch das Zimmer. Er schwieg.

„Antworte mir, Lionardo! ... Willst Du bei mir bleiben?“

„Nein!“

Das dunkle Antlitz des Bergkönigs verfinsterte sich noch mehr.

„Bedenke, was Du sprichst, Knabe, und vor wem Du stehst!“

„Vor dem Francesco del Monte!“ versetzte Lionardo, sich plötzlich aufrichtend, „den sie den Unüberwindlichen nennen und der sich doch vor einem armen Hirtenknaben so fürchten muß, daß ihm nichts übrig bleibt, als ihn zu töten, — und solch ein Leben soll ich mit Euch teilen, Herr? — Niemals!“

Eine rote Flamme schien über die Stirn des Mannes zu laufen. Man konnte seine Zähne knirschen hören. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm er eine auf dem Tisch liegende Pistole und spannte den knackenden Hahn. Das dämonische Lächeln eines Luzifer lag dabei auf seinem Gesicht, das die Natur so edelschön, so vollendet geformt hatte.

Lionardo sah ihm schweigend zu. In diesem fest-samen Knaben konnte wohl das Bangen vor einer Versuchung, doch keine Furcht vor Gefahr aufkommen. Er begegnet dem wutsunkelnden Blick seines Feindes mit eigentümlicher Festigkeit. Sein Körper zittert in allen Fibern, aber seine Seele weiß nichts davon. Sie scheint aus des

Knaben Augen zu leuchten und des nahen Todes zu spotten. Und während kalte Schauer seine Nerven durchrieseln und sie instinktiv zurückweichen vor der blühenden Mündung dieser todbringenden Waffe, lächeln seine Lippen in kühner, unerschrockener Verachtung.

Francesco del Monte steht ihm unbeweglich gegenüber und zielt. Er zielt die volle Ewigkeit von drei Minuten hindurch auf sein Opfer, jetzt selbst so blaß wie Lionardo.

Plötzlich sinkt sein Arm herab, er wirft die Pistole in einen Sessel.

„Du hast eine verheufelte Kontrage!“ sagte er, „und ich will verdammt sein, wenn ich Dir auch nur ein Haar krümme! Geh!“

Er trat an eine zwischen den Fenstern befindliche Glashüre und öffnete dieselbe weit. Eine Terrasse — der Nachthimmel!

„Geh! — Du bist frei!“ wiederholte del Monte mit tiefem Groll in der Stimme.

Lionardo blickte hinaus. Vor ihm lag wieder Leben und Freiheit. Er war dem Tode entronnen. Weshalb zögerte sein Fuß?

„Geh!“ sagte der Capobanda zum dritten Mal, „und ich will Dir zeigen, ob ich Dich fürchte!“

Und Lionardo schwankt noch immer! — Denn jetzt tritt die Versuchung an ihn heran in ihrer gefährlichsten Gestalt. Er fühlt, daß in dem Mann, dessen Verbrechenslaufbahn er verachtet, etwas steckt, was er nicht verachten kann. Dies Etwas zündet sympathisch in seinem Herzen. Es ist der Funke gerechten Edelmut, ohne welchen kein

Geld, und sei es ein Brigantenchef, denkbar ist.

„Worauf wartest Du, Knabe? Was willst Du von mir? Geld?“

„Nein, Herr!“ murmelte Lionardo mit erstickter Stimme.

„Fürchtest Du Dich vor der Welt da draußen?“

„Nein! Nein! Nein!“

„Nun, so gehe doch! Padre Oratio ist frei. Kehre ins Kloster zurück, ich werde Dich geleiten lassen. Werde ein frommer Mann und — verrate mich!“

„Niemals!“ schrie Lionardo laut auf. Noch einen Augenblick und er liegt in den Armen des großen Mannes und stammelt unter leidenschaftlichen Thränen: „Ihr habt groß an mir gehandelt, Capobanda! — Ich schwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, daß nie ein Wort des Verrats über meine Lippen kommen soll. Lionardo, der Römer hält sein Wort!“

Wieder beißt Francesco del Monte die Zähne zusammen. Tiefe Erschütterung zeigt sich auf seinem bronzefarbenen Gesicht. Er hält den Knaben fest an sein Herz gedrückt.

„Bleibe bei mir, Lionardo! Bleibe freiwillig. Sieh, ich habe keinen Sohn! — Täglich sehe ich das Lächeln schöner Frauen — aber für mich sind sie nicht vorhanden! — Täglich sehe ich frohe Knaben, die sich auf den Straßen im Spiele tummeln — aber ich werde nie einen Sohn haben. Um diesen Preis verkaufe ich meine Unschlbarkeit! — Ersetze mir den Mangel. — Bleibe — und Du hast einen Vater!“

Lionardo schweigt und zittert. Kämpfend blickt er empor, öffnet die Lippen und schließt sie wieder. Plötzlich

aber reißt er sich los, gleitet geschmeidig aus der Umarmung des Versuchers und entflieht hinaus in die Nacht ... nicht vor der Gefahr, nein, vor seinem eigenen Herzen.

Er ist fort ... arm, allein, hungernd floh er hinaus in die unwirtliche, feindliche Welt. Zu stolz zum Bettler ... zu ehrlich zum Diebe, — was wird aus ihm?

Mit umwölkter Stirn bleibt Francesco del Monte mitten im Zimmer stehen.

Einen solchen Freund fürs Leben! ... Der Räuber ballt die Faust. Alles kann er sich mit geraubtem Gold erkaufen, nur nicht das furchtlose Herz dieses Knaben.

Dieser Bursche will lieber sterben, als sein Genosse werden.

Er ist so sorglos inmitten seiner Armut, so unbekümmert um sein Leben inmitten der Todesgefahr.

Das aber ist es, was diesem Manne fehlt! Mächtig ist er, vielleicht auch glücklich — ruhig nie! Gott und die ganze Welt gegen sich! Himmel und Erde enthalten keinen Platz, da Francesco del Monte sein Haupt niederlegen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß ihn im nächsten Augenblick eine tückische Nemesis wieder weiter heße! —

Wahrlich — er beneidet diesen Knaben, der ihn mititleiden darf!

Doch stille! — Wir halten unwillkürlich den Atem an, denn wir sehen jetzt erst, wie nahe Tod und Leben hier bei einander stehen, mit welcher schwindelnder Kühnheit dieser Mann auf der Spitze seines eigenen Schwertes steht! —

XI.

Das schöne Hans, aus welchem Lionardo in die Nacht und die Armut zurückfloh, gehörte dem angesehenen Signor Luciano Cervelli, einem Manne, welchen die Auszeichnung mehrerer Ehrenämter und die Abzeichen polizeilicher Gewalt schmückten. Vor seinem Blicke zitterte der überführte Dieb und seinem Wagen wich der zerlumppte Spitzbube in ein dunkles Seitengäßchen aus. Signor Luciano war ein schöner, großer Mann, wortfarg und finster. Sein Haar und sein Bart waren blauschwarz, seine Hautfarbe dunkel, wie die eines Afrikaners. Er war unverheiratet und schmeichelte allen Frauen, ohne je eine auszuzeichnen. Trotz seines Berufes, welcher ihn mit der Hefe des Volkes in Konflikt brachte, war er in der vornehmen Gesellschaft ein gesuchter und umworbener Mann — denn er war reich, schön und — noch ohne Gattin.

Unermüdlich in seiner Thätigkeit als Chef einer Abtheilung der geheimen Polizei, scheute Signor Luciano kein Mittel, um seine Ziele zu verfolgen. Man wußte, daß er, als Hausfired, als Lazzaroui, als Fischer verkleidet, oft Nachts in die verrufensten Matrosentabernen der berühmtesten Stadtviertel ging.

Einige Stunden, nachdem Lionardo das Haus verlassen hatte, trat ein Mönch aus der Hausthür, bestieg ein vor derselben haltendes Maultier und ritt langsam durch die nächtlichen Straßen dem Meere zu. Schon verblieben die Sterne und die Mondsicke war nicht mehr zu sehen. Die Nacht war so still, so feierlich, wie ein

guter Mensch in seiner letzten Stunde — denn der Morgen nahte, sie abzulösen.

In eine menschenleere Straße biegend, hielt der geistliche Reitersmann sein Tier plötzlich an und lauschte befremdet. In der breiten Straße waren nur zwei Gestalten sichtbar. Eine einsame Laterne warf ihre Schatten lang und veränderlich auf die Straße. Sie waren beide stehen geblieben und ihre gedämpften Stimmen klangen in kaum beherrschbarer Aufregung zu dem im Dunkeln harrenden Mönche herüber.

„Das fordert Blut!“ rief plötzlich der eine der Streitenden.

Im nächsten Augenblick blinkte der scharfe Stahl ihrer Degen im dunstig gelben Licht der Straßenlaterne. Einer jener nächtlichen Zweikämpfe, von denen die Pflastersteine der italischen Städte blutige Romanzen dichten könnten, — entspann sich schnell, leidenschaftlich und kurz. Die Degen schwirrten, — und einer der Kavaliere stürzte lautlos zu Boden, doch auch der andere taumelte, versuchte, sich an der Wand zu halten, griff fehl und brach zusammen.

Der ungesehene Zeuge dieses Vorganges hatte denselben mit stoischer Ruhe verfolgt. Jetzt stieg er vom Maultier und ging zur Unglücksstätte. Er beugte sich herab. Fürwahr, das sind vornehme Kavaliere, deren Herzblut diese Steinfließen färbt! — Der Eine war tot, der Andere lebte noch. Er richtete den Kopf mühsam auf und ergriff die Hand des Mönches.

„Das war eine verwünschte Teufelei, Herr, wer Ihr auch sein mögt! — Helft mir aufstehen. Der Henker hole die Weiber! Ist — er — tot?“

„Ja!“ sagte der Mönch lakonisch. Er half dem Verwundeten auf die Füße und führte ihn zum Maultier.

„Könnt Ihr aufsteigen?“ frag er.

„So helfst mir! — Danke! — Wahrhaftig, mein geschätzter Padre — Levit und barmherziger Samariter in einer Person, Ihr habt die Kräfte eines Löwen!“

Diese, in gutnützig leichtsinnigem Ton gesprochenen Worte kontrastierten wunderbar mit den Schatten des Todes, die schon auf dem Antlitz des verwundeten Kavaliere lagen.

Der Padre stützte den im Sattel schwankenden mit der Schulter und führte das Maultier eine Gasse herab ins Freie. Vor ihnen lag das felsige Meeresufer.

„Wohin bringt Ihr mich?“ frag der Andere mühsam, „machts schnell . . . ich fühle Schwindel. Die Wunde blutet nicht, — das ist ein schlimmes Zeichen!“

„Ich bringe Euch in eine Matrosenschenke da unten, wo man gewohnt ist, Wunden zu sehen und zu verbinden, ohne viel Aufhebens davon zu machen! — Wart Ihr es, der den Kampf herausforderte?“

„Nein, der Andre. Er wahrte das Andenken an eine Tote — seine Schwester. Arme Margherita, Du kostest viel Blut!“

Bei diesem Ausspruch blieb der Mönch plötzlich stehen.

„Margherita dell' Nvarra?“ frag er, des Maultiers Zügel fallen lassend.

„Wie? kanntet Ihr sie?“

„Nein . . . aber nennt man ihren Namen, dann folgt ein anderer nach. Schlugt Ihr Euch um diese Tote — so seid Ihr — seid Ihr —“

„Der Duca Ercole della Rocca!“ versetzte der Andre.
Der Mönch fuhr mit einem fürchterlichen Fluche zurück.
Der Verwundete, plötzlich der Stütze beraubt, taumelte,
griff in die Luft und stürzte aus dem Sattel. — —

Im Osten über den Bergen färbte sich der Himmel
mit rosenrotem Schimmer, ein Blick, der erste Vorbote des
nahenden Sonnengottes zuckte empor, als der Bewußtlose
wieder zu sich kam. Zu seinen Füßen plätscherte das Meer,
ein Rahn lag am Ufer, ringsum herrschte tiefe Einsamkeit,
— aber über ihn neigte sich das Antlitz seines Gefährten.
Die Mönchskutte war herabgefallen, ein Kopf mit dem
Blicke des Adlers war sichtbar. Ungebändigte Leidenschaft
klang aus seiner Stimme.

„Und fragst Du gar nicht, wer ich bin?“

„Sieh mich an, Bruder! — Erkennst Du den armen
Furio wieder, der sich einst zwischen seine Mutter und
Deine Hunde warf? . . . Deine Larve ist weich und glatt
geblieben — in mein Gesicht zeichnete das Schicksal seine
Furchen . . . Dennoch darfst Du das Spiegelbild der Bluts=
verwandtschaft nicht verleugnen.“

„Auf diese Stunde habe ich gewartet wie ein Ver=
schmachtetender auf den Trunk! Setzt fordere ich mein Recht!“

XII.

Lionardo irrte lange ziellos umher und schlief endlich, von Müdigkeit überwältigt auf einer Anhöhe ein. Als er aufwachte, leuchtete die Sonne schon hell über's Land. Er sprang auf, rieb sich die Augen und frug sich, wo bin ich?

Von hieraus über sah er die glänzende Pracht einer großen, sonnenübergoldeten Stadt, deren Villen-Gürtel sich im Halbkreis die Höhen hinauf zog. Dort gerade gegenüber das Wunder des rauchenden Vesuv, dort das Meer, still, unendlich, vom intensivsten Blau — hier zu seinen Füßen die Olivenwälder, die Orangenhaine von Neapel!

Sa — der Golf von Neapel!

Der erschöpfte Geist des Knaben erhob sich von Neuem. Das Blut strömte wieder in schnellen Pulsschlägen durch den ermatteten Körper, ein Stolz, ein Entzücken, wie es nur der ächte Sohn dieses Landes kennt, durchbrauste seine Seele. Er hob beide Arme auf, als wolle er dies glänzende Bild an seine Brust drücken, und ein Freudenschrei tönte von seinen Lippen;

Com' é bello il mondo!

Eine Stunde später wanderte er wie im Traume, in einem Menschenschwarm dahingewirbelt, vom donnernden Geräusch der Karossen betäubt, von dem Glanz der Paläste und Schaufenster geblendet, die Strada di Toledo entlang. Das also ist die Welt!

Reiter, Wagen, Fußgänger, Eseltreiber, Musrufer zogen wie ein buntes Bild an dem staunenden Knaben vorüber.

Es verschob sich, verwirrte sich, schoß zusammen und auseinander, wie die Muster eines Kaleidoscop. Die bewegliche Menge eilte auf ihn zu, gleich einem frohen Maskenzug, teilte sich, ward durch einen Gegenstrom aufgelöst und hörte doch nimmer auf, den Einzelnen zu umgeben. Lionardo schwindelte: Mönche, Damen, Kinder, Kavaliers, Bauern, Bettler, Juden, Soldaten wogten durcheinander. Wohin der Blick fiel, er fand Gesichter. Von den Balkonen lächelten sie herab, hinter den Scheiben der Kutschen und der Schaufenster blickten sie hervor und verschwanden, an jeder Ecke tauchten sie auf. Es wollte Lionardo scheinen, als käme Jeder grade auf ihn zu, werde ihn anhalten, werde ihn fragen: „Wo kommst denn Du her? — Wir kennen Dich ja noch nicht!“ — und dann wurde es ihm klar, daß sie mit unbegreiflicher Gleichgiltigkeit an ihm vorüberglitten und ihn gar nicht bemerkten!

Ein Gefühl der sonderbarsten Vereinsamung beschlich ihn. Tausend Augen umgeben ihn, und keines davon sieht ihn. Er ist hier verlassen, als in der Abgeschiedenheit seiner Berge daheim!

Bekommen stieg er endlich die Stufen vor irgend einem stattlichen Gebäude, einem Theater oder einer Kirche empor, setzte sich hier und blickte, den Kopf in beide Hände gestützt, auf die Straße herab. Diese Situation gab ihm ein Gefühl der Überlegenheit.

Da zog das ganze, lustatmende, jauchzende Leben der Neapolitaner wie ein funkelnder Strom unter ihm vorüber. Ein Bild voll wechselnder Freude. Ein Volk, welches nicht geht sondern tanzt, dessen Ruf Gesang ist, dessen Lebenszweck das Haschen nach Genuß scheint . . . und dabei

so seltsam verkommen und banditenhaft! — Ein unglückliches Volk, weil es, von Natur mutig, patriotisch und treu in lieben und hassen, seit Jahrhunderten geknechtet und mishandelt ward, bis es herabsank zu kriechender Käufligkeit und phrasenhafter Begeisterung. Es ist elend, aber es fühlt dies selbst nicht mehr.

Ob eine Ahnung hiervon in Lionardo's Seele keimte?

Er blickte mit grübelndem Ausdruck herab auf diese Welt, die achtlos an ihm vorüberzog. Da ist keiner, der stehen bliebe und zu ihm sagte: komm! — Du siehst arm und hungrig aus, ich will Dich kleiden und sättigen! — Waren das die Menschen, von denen Francesco del Monte ihm sagte, sie zwängen den Armen ein Dieb zu werden?

„Wir wollen sehen!“ murmelte der Knabe, die Zähne zusammenbeißend.

Er sprang auf und setzte seine Wanderschaft fort um Arbeit zu suchen. Armer Lionardo!

Er kam auf einen Marktplatz, wo ringsum Berge von Seetieren, Südfrüchten und Gebäck aufgehäuft waren. Lionardo stand hungernd davor, als eine Gruppe Herren in seiner Nähe stehen blieb.

„Ganz Neapel spricht davon,“ sagte der Eine in großer Aufregung, „in einer Woche wird ganz Rom davon sprechen. Der Ermordete ist, wie man aus seinen Papieren ersieht, der Fürst Ottavio dell' Alvarra. Man fand die Leiche in dieser Nacht in einer der öden Straßen vor der Stadt. Geld und Wertpapiere sind unberührt, aber in seiner Wunde steckte ein Dolch, in dessen Griff ein Zeichen graviert ist, — als der Polizist es sah, bemerkte er lakonisch: das Messer des Bergkönigs!“

„Die Sache kann weittragende Folgen nach sich ziehen,“ bemerkte ein Anderer. — „Sie wird uns die Freundschaft der Römer nicht grade sichern,“ versetzte der Erste.

„Wie kam der Fürst hierher?“

„Das weiß ich nicht! — Hören Sie, ob jener Padre Oratio, von dem man sagte, er sei gefangen, wieder frei ist?“

„So hörte ich.“

„Das ist seltsam! — Ohne Lösegeld?“

Die Herren gingen weiter und Lionardo starrte ihnen nach. Was Alles in seiner Seele vor sich ging, vermochte er selbst kaum zu sagen. Er fühlte sich so tief, tief unten, verstrickt in die Maschen eines fürchterlichen Netzes — und er hob plötzlich beide Arme in selbstvergessener Verzweiflung empor, als wolle er die dunkle Bande zerreißen und aufwärts streben.

Einige vorübergehende Engländer, die in extravaganten Reisefostüms die Straße durchschlenderten, mißverstanden die Bewegung des Knaben, der Eine griff in die Tasche.

„Da!“ sagte er, ohne sich umzusehen, und warf Lionardo ein Geldstück zu, wie man einem Hunde einen Knochen zuwirft. In Lionardo's Wange stieg das Blut — er kehrte sich ab. Ein zerlumpter Bettler hob gierig das Geldstück auf, der Fremde sah sich so erstaunt nach dem Knaben um, wie dies nur einem reisenden Britten möglich ist — und der ewige Strom trennte sie wieder!

Aus den breiten Straßen mit glänzenden Häusern verirrte sich Lionardo in schmutzige, elende Viertel, woselbst das Familienleben des Volkes sich auf der Gasse abspielte. Zerlumpte Frauen, mit Glas und Korallenbehängen an den Ohren, fütterten und kämmten vor den Hausthüren

die schwarzbraunen Bambini. Schwatzlustige Nachbarinnen saßen auf den zerfallenen Stufen. Kastanien und Macaroni wurden auf der Straße gekocht und feilgeboten. Männer mit roten Kappen, verschmizten Gesichtern und funkelnden Blicken lagen beim Würfelspiel auf den Pflastersteinen, stritten und disputirten mit den lebhaften Handbewegungen, welche ihre griechische Abkunft bewiesen. Müßige Knaben trieben sich zwischen Verkäufern und Verkäuferinnen umher, oder schliefen im Schatten der Hauswand.

Viel Armut, viel Lachen, viel Weinen, viel Geschrei ... leidenschaftliche Betenerungen und hochtrabende Phrasen in Lumpen! — Der einsame Knabe stand fremd mitten darin. Es widerte ihn an.

Weshalb?

Ja, weshalb! — Hat er, der Sohn fahrender Komödianten, der Sohn des Abenteurers, in dessen Adern das seit Generationen vererbte „Seiltänzerblut“ rollte, wirklich eine, sozusagen traditionelle Berechtigung, sich vom Anblick schmutziger Verkommenheit empört abzuwenden? — Wäre es nicht viel natürlicher, er gesellte sich zu diesen Bewohnern des „alten Neapel“ und spräche zu ihnen: Nehmt mich auf! Laßt mich mit Euch hungern und schwelgen, schwören und trügen! Ich bin Euer! — Gab ihm seine Geburt auf dem Foro Romano wirklich einen Adelsbrief mit ins Leben?

Weg ist er! — Da unten wandert er am Meere hin und atmet die reinere Luft mit Behagen ein. Er staunt das Meer an, sinnt und träumt, bis ihn der Hunger von neuem weckt.

Arbeit! — Wer wird ihm Arbeit geben? Wer wird ihm glauben, daß er wirklich arbeiten will?

Mehrere Fischerkähne fuhren ab und zu, er hätte einem dieser verwegen aussehenden Männer seine Dienste anbieten können, aber eine wunderliche Scheu hielt ihn noch vom Meere zurück. Er ging wieder in die Stadt, verirrte sich endlich in einen Arkadengang und fand hier Männer, welche an kleinen Tischen saßen, große Tintensässer vor sich stehen hatten und eifrig schrieben. Lionardo trat näher — näher.

„Was machen sie?“ frug er ein neben ihm stehendes Mädchen. Dieses lächelte schalkhaft, fuhr ihm mit ihrer behenden Hand durch die Stirnlocken und sagte:

„Sono gli scrittori publici!“

„Ma — che fanno? . . .“

Wieder lachte sie, daß alle ihre Zähne schimmerten.

„Was sie machen? — Die Briefe an Freunde. Wenn Du schon eine amica hast, piccino, so bitte diesen Alten mit der spizen Nase und der großen Brille, er schreibt für Dich den Brief an sie!“

„Um nichts?“

„Um nichts? . . . O nein!“

„Sie bekommen Geld dafür?“

„Ma sì!“

Lionardo trat noch näher. Der alte Schreiber am wackligen Tischchen hatte den spizen Hut tief im Nacken sitzen und tauchte eben seine lange, zerraupte Gänsefeder in die Tinte.

„Signor, darf ich Euch helfen? Ich kann schreiben

und möchte mir gern etwas verdienen," frag der Knabe zaghaft.

"Du? — Schreiben?" frag der Alte in ungläubiger Bewunderung und sah den Burschen vom Kopf bis zu den Füßen an.

"Laßt mich's Euch zeigen!"

Dies war etwas so Unerhörtes, daß mehrere Personen neugierig herantraten. Das hübsche Mädchen zog eine Silbermünze hervor.

"Das sollst Du haben, wenn Du mir einen Brief an Fernando schreibst!" flüsterte sie ihm zu. "Die Worte werde ich Dir sagen."

"Gib mir die Hälfte davon," sagte der alte Schreiber, "so darfst Du Dich an den Tisch setzen und Deine Kunst zeigen."

Der Knabe nickte und that wie ihm geheißen. Das schelmische Mädchen flüsterte ihm die Worte ins Ohr, und er schrieb — langsam aber sicher, und mit einem gewissen Schwung malte er die Buchstaben hin. Das eine Jahr in Klosterhaft hatte vollständig genügt, um den lernbegierigen Knaben in dieser Kunst zu vervollkommen. Während er schrieb, traten ihm Thränen ins Auge. Tausend friedliche Erinnerungen an die stille Zelle und nachsichtige Lehrer wurden wach . . . ihm war, als sei eine Ewigkeit verstrichen, seit er das Kloster verließ. Sehnsucht erfaßte ihn und das Leben vor ihm dünkte ihm kalt und dunkel, — aber er fühlte, daß da etwas in ihm stärker sei, als Heimweh und Verlassenheit, etwas, das ihn unwiderstehlich in dies dunkle, feindliche Leben hineinzog und

ihm die Rückkehr ins Asyl verbot, — es war der unruhige, nie rastende Gedanke: Rom! Rom!

Mechanisch hatte er den Brief beendet und erhielt nun das Geld. Jetzt erst bemerkte er, daß er von Neugierigen umdrängt war. Jeder wollte zusehen, wie er schrieb. Der alte Schreiber rückte sich seine Brille fester zurecht und hielt den Bogen prüfend weit von sich. Dann nickte er zufrieden mit dem Kopfe. Er sah bereits voraus, daß dieser Knabe seinem Tisch eine besondere Anziehung geben würde.

Einige Stunden später ging Lionardo mit elastischen Schritten vll. dannen. Der Himmel sein Dach — die Erde sein Bett . . . aber was schadet dies? — Es ist ein stolzes Bewußtsein, wenn sich das Kind zum erstenmal sagt: Du bist jetzt ein Mann, denn Du verdienst Dir Deinen Lebensunterhalt selbst!

Er durfte jeden Tag auf einige Stunden in die Arkaden kommen und dem alten Mann helfen. Semehr sich die Nachricht verbreitete, ein Hirtenknabe aus den kalabrischen Bergen schreibe für den alten Zenotti Briefe, destomehr Rundschast erhielt derselbe. Wochen auf Wochen vergingen. Lionardo's Kleidung, die braune Jacke, die kurzen, braunen Hosen, jedem Wetter ausgesetzt, verdienten bald den Namen Lumpen . . . aber was kümmert das einen Sizilianer?

Wenn sein Hunger gestillt war, dann lag auch er, gleich den andern, auf einer Stufe, auf einer Mauer, und blickte, den Kopf in die Hände gestützt, in den Sonnenschein, das süße Privilegium des Südens, das Dolce far

niente geneißend. Aber da war ein Unterschied zwischen ihm und seinen Altersgenossen . . . er lernte inmitten seiner müßigen Beschaulichkeit!

XIII.

Der Sommer war schon dem Herbst gewichen, da wanderte ein brauner Knabe einsam, mit brennenden Füßen und erschöpftem Schritt die staubige Straße entlang, dem großen, geheimnisvollen Ziel entgegen, welches ihn, seit er denken konnte, mit brennender Sehnsucht erfüllte: Rom! Es hatte ihm keine Ruhe gelassen. So treibt ein Instinkt den Wandervogel zurück in seine Heimat, und diese Heimat hieß Rom. Was er dort wollte, dort suchte, er hätte es schwerlich zu sagen vermocht, aber er hatte gespart und gesammelt, bis er glaubte, Geld genug zu haben, und als er in Erfahrung gebracht hatte, welche Straße er einschlagen müsse, war er eines Morgens fortgegangen und durch den Mund des alten Schreibmeisters Zenotti rief ihm Neapel nach: Du Narr!

Anfangs war er stark und kräftig, aber die Tagemärsche ermüdeten ihn und das Geld ging aus. Oh, Rom war unendlich weit! Halb verschmachtet schleppte er sich zuletzt weiter, aber wenn ihn seine Kräfte verlassen wollten, biß er die Zähne zusammen und sagte zu sich: und ich werde es doch erreichen! — — Und er erreichte es. Der

Tag kam, da er die Siebenhügelstadt erblickte, vom purpurnen Abendlicht umflossen, ein Bild voll ruhiger Majestät und schweigender Tragik — die Stadt der Vergangenheit, aus deren Trümmern die Kuppel des San Pietro aufstieg.

Die Nacht kam, da Lionardo seine Wangen auf die Pflastersteine der ewigen Stadt legte und die Augen schloß mit einer Empfindung tiefer, traumhafter Zufriedenheit. Er war zu Hause. Er war freilich auch am Rande seiner Lebenskraft, jeder Atemzug konnte die triumphierende Seele vom erschöpften Körper lösen . . . aber was schadete dies? Die Sehnsucht seines jungen Lebens war gestillt.

Als er am nächsten Morgen erwachte, atmete er tief auf. Ihm war zu Mut, als sei er einem schweren Bann entronnen — ein neuer Mensch in einer neuen Welt.

Mit ehrfürchtiger Scheu blickte er zu den Häusern empor und murmelte vor sich hin: Rom! Rom! als wollte er sie beim Namen rufen. Wie im Frühling zu Neapel, so durchirrte er jetzt, aber mit ganz anderen Empfindungen, die Straßen und blieb staunend vor dem Wunderbau stehen, von dessen gigantischen Dimensionen ihm der Curato mit frommem Schauer erzählt hatte. Und halb ungläubig, halb in Ekstase starrte er empor, erhob die Hände und stammelte: Rom!

„Rom,“ sagte eine helle Stimme neben ihm, „mag den Fledermäusen und Eulen gefallen, mir gefällt es nicht!“

Lionardo sah sich schnell um. Ein schlanker, schwarzgekleideter Knabe, dem goldblonde Locken über den feinen Spitzenkragen fielen, ging leichten Schrittes an ihm vorüber, ohne sich umzuwenden.

„Wer war das? Wer wagte es, das zu sagen?“ rief

Lionardo heftig und blickte zu einem jungen Mann empor, welcher stehen geblieben war und ihn etwas verwundert ansah und dem Bettelknaben fast wider Willen Antwort gab:

„Prinz Alfco dell' Nvarra . . .“

Lionardo erwiderte nichts. Als er den Blick endlich hob, stand der junge Mann immer noch vor ihm.

„Du siehst sehr erschöpft aus,“ sagte er endlich gutmütig. „Bist Du krank?“

„Nein, nur müde. Ich bin zu Fuß von Neapel hierher gereist.“

Hunger und Mattigkeit waren ihm ins Gesicht geschrieben, aber keine Bitte um ein Almosen kam über seine Lippen. Der junge Mann nahm seinen breitkrempigen Rembrandthut ab, fuhr sich mit der Hand durchs lockige Haar, ging ein paar Schritte weiter und kehrte wieder um. Sein angenehmes Gesicht drückte Erstaunen aus.

„Knabe,“ sagte er, „hier hast Du etwas, um Dich satt zu essen.“

Die Gabe wurde freundlich gereicht, aber Lionardo wies sie zurück.

„Danke, Signor, — aber ich könnte Euch Eure Güte nicht vergelten. Weshalb soll ich ein Bettler sein, wenn ich arbeiten kann?“

„Du bist ein kurioser Bursche,“ rief der junge Mann lachend, „solch einen traf ich noch nicht in Rom, so wahr ich Vandron heiße!“

In diesem Augenblick klopfte ein etwas wunderlich aussehender, kleiner Herr den Sprecher auf die Schulter:

„Guten Morgen, Vandron . . . wie geht es? Wie ich sehe, sind Sie in Unterhandlung mit einem Modell.“

„Sie bringen mich da auf einen glücklichen Gedanken, Barano,“ versetzte Wandron, vergnügt mit den Fingern schnalzend, „oder vielmehr, Sie machen mir meine eigenen Gedanken klar! — Dieser Bursche läßt mich nicht wieder los. Sehen Sie sich seine Haarfarbe an . . . Ebenholz mit goldnen Lichtern! Fest und rein verläuft die Profilinie. Vom Fall der Stirnlocken bis zum klassisch vortretenden Kinn ist jede Linie schwungvoll. Mutter Natur hat ihn in einem Moment kühner Unternehmungslust modelliert.“

„Er sieht entsetzlich verhungert aus,“ bemerkte Signor Barano, „schenken Sie ihm lieber einige Soldi, anstatt seine Schönheit zu besingen.“

„Er nimmt nichts an,“ versetzte Wandron; „aber folge mir, mein Bursche, ich will Dir Arbeit geben.“

Lionardo's Züge hellten sich auf. Er folgte dem Künstler, welcher ihn in eines jener großen, halbverfallenen Häuser führte, die wir höflicherweise Paläste nennen, um nicht Spelunken sagen zu müssen. Sie stiegen eine defekte, steinerne Treppe hinan. Die Wände waren mit pompejanischem Rot bemalt, welches der Zahn der Zeit hier und da abgefressen hatte. Einige Scheiben sind kunstvoll bemalt, andere fehlen gänzlich, wieder andere hatte man durch gemeines Glas geflickt. Vor einer Thüre blieb Wandron stehen, zog einen Schlüssel hervor und öffnete. Sie traten in eine Bildhauerwerkstatt. Dieselbe bot einen chaotischen Anblick, aber aus dem verwirrenden Durcheinander von Marmor, Gips und Thon stieg wie ein siegender Gedanke eine weiße, majestätische Gruppe. Lionardo blieb sprachlos, mit geöffneten Lippen vor derselben stehen,

die packende Wahrheit der unbeweglichen Gestalten bemächtigte sich seiner.

Der junge Bildhauer lächelte.

„Wie gefällt Dir mein Nero?“ frug er.

„Nero? — So kann Nero nur ausgesehen haben, als er dem Brande von Rom zusah!“

„Cielo!“ murmelte Wandron. Er riß ein Stück von einem großen Stück Thon und begann denselben zu formen.

„Setze Dich dorthin, Knabe — verhalte Dich ruhig aber erzähle mir, wer Du bist, woher Du kommst, wohin Du gehst.“

„Und meine Arbeit Signor?“

„Das ist Deine Arbeit. Ich will Dein Gesicht haben, — begreiffst Du?“

Der Knabe sah ein wenig mißmutig aus. „Ich begreife,“ sagte er, „aber das nenne ich nicht Arbeit.“

„Nein, es ist ein Tausch, — aber Du kannst die Beruhigung haben, mir etwas sehr wertvolles für wenig Geld gegeben zu haben.“

Es gelang ihm allmählig, den Knaben gesprächiger zu machen, ja ihn zu veranlassen, sich durch ein Stück Brot und einen Trunk Wein zu stärken. Lionardo erzählte seinem gütigen Protektor, soviel er ihm erzählen durfte, von Fiordimonte, vom Kloster, von seiner Freilassung.

„Doch weshalb ließen sie Dich frei?“ frug Wandron verwundert.

„Sie konnten nicht anders, Herr,“ sagte der Knabe seufzend, „bitte, frag mich nicht. Es ist nicht meine Sache.“

„Und Deine Eltern?kehrten sie nie wieder um Dich zu holen?“

„Nie . . . ich wünschte auch, sie thäten es nie!“

Bandron hielt in seiner Arbeit inne und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich kann nicht anders!“ rief der Hirtenknabe schmerzlich bewegt, „wie könnte ich mich nach Eltern sehnen, die ihr Kind verlassen haben?“

„Du kennst ihre Beweggründe nicht . . . aber wer klopft da? — Entrate!“

Die Thüre öffnete sich und ein hagerer, etwas nachlässig gekleideter Mensch, in hellblauem Rock, dunklen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen trat ein, strich sich das leicht gepuderte Haar aus der Stirn, hustete und begrüßte Bandron mit nervöser Lebhaftigkeit.

„Verzeih, daß ich Dich störe, amico, — aber ich komme, um Dir zu sagen, daß meine Verona heute keine Zeit für Dich hat. Sie plagen das arme Kind schon seit dem Morgen mit den Vorbereitungen zur Extravorstellung. Der Direktor ist stets darauf aus, die Kunst ins Groteske zu ziehen . . . wette was Du willst, Eugen, binnen drei Jahren ist der Thaliatempel zur Jahrmarktsbude herabgewürdigt . . .“ ein heftiger Hustenanfall unterbrach hier den Sprecher. Er führte das Taschentuch an die Lippen.

„Es geht Dir schlecht, Trevelli!“ sagte der junge Bildhauer mitleidig. „Hier steht Wein — stärke Dich.“

„Wein ist Gift für mich,“ versetzte der Andere abwehrend, „um meines Kindes willen rühre ich keinen Tropfen an. Ich kenne die Gefahr dieses Dämons . . . so lange wir trinken, vergessen wir unsere Not und alle Verdries-

lichkeiten des Lebens . . . aber es tötet nicht nur den Ärger auch den Leib! . . . was ich sagen wollte — sie wird heute Abend mit Rosen bekränzt in der Arena auf dem Löwen reiten . . . noch ein Schritt“ — er lachte bitter — „und Barano führt dem verwunderten Publikum einen Budel vor, auf dem sich ein Affe überschlägt.“

„Va!“ sagte Bandron lächelnd, „Du siehst immer schwarz. Soweit seid Ihr doch noch nicht. Aber ich ängstige mich um Deine Kleine, — es wird doch gut ablaufen?“

„Ah, keine Sorge! Verona und der Löwe kennen sich. A propos — weshalb kamst Du vorgestern nicht in die Aufführung? — Die Gabriella gab die Julia — ich habe Barano selten so begeistert gesehen. Er hat ihren Gehalt erhöht. Sie spielte meisterhaft . . . ich glaube, er fürchtet, sie zu verlieren.“

„Sicherlich, früher oder später.“

„Dann ist's ganz aus mit uns!“ sagte Treveli resigniert. „Aber ich will Dir nicht vorklagen. Laß mich sehen!“

Er zog einen Schleier von einer Marmorstatue — es war der Kopf eines mit Rosen geschmückten Kindes.

„Ich kann den weißen Marmor nicht leiden!“ sagte er seufzend, „durch ihn wird das blühendste Antlitz zur steinernen Leiche . . . ist mein Kind bereits verkauft?“

Bandron schüttelte den Kopf, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

„Ich dachte, Deine hohe Gönnerin, die Marquise de Verme, würde an diesem Kunstwerk Gefallen finden. Hatten Dir die Damen nicht einen Besuch des Ateliers versprochen?“

„Gewiß — und sie waren gestern hier. Madame de Montenay — denn Du weißt, sie liebt es nicht, Marquise de Verme genannt zu werden, war sehr frappirt durch meinen Nero. Sie und ihre Tante saßen wohl eine halbe Stunde lang davor.“

„Das ist ein sehr objektiver Kunstsin!“ erwiderte der Schauspieler satyrisch, „wo hast Du diesen Knaben aufgelesen?“ unterbrach er sich plötzlich, „der Kopf eines jungen Scipio. — Er müßte sich vortrefflich in einem der effektvollen Schlußtableaus des Direktors ausnehmen! — Aber da fällt mir ein, daß ich ja zur Probe muß. Lebe wohl!“

„Lebe wohl, Trevelli, und möge die Madonna Dein Kind schützen! Bringe dem lieben Geschöpf meine Grüße und Küsse — sie soll nicht allzu übermütig sein!“

Der Fortgehende drehte sich in der Thüre um, — in seinen Augen glänzten Thränen.

„Wenn ich einmal nicht mehr sein werde, Eugen,“ sagte er, „so weiß ich, daß mein Kind an Dir einen Vater findet. Das tröstet mich!“

Er war fort und eine Stunde lang herrschte jetzt tiefes Schweigen. Als Lionardo dann entlassen wurde, emsing er zögernd ein Silberstück, mußte versprechen, am folgenden Tage wiederzukommen und eilte endlich hinaus. Eine unbezwingliche Sehnsucht Rom kennen zu lernen, darin heimisch zu werden, trieb ihn nun, da sein Hunger gestillt war, in die Straßen. Er merkte sich Wandrons Wohnung genau und fand sich auch am nächsten Tage dahin zurück.

„Nun, mein junger Spartaner,“ redete ihn dieser

freundlich an, „Deine Hände sind zerkratzt und Deine — hm — Toilette nicht sonderlich verbessert. Diesen argen Riß im Ärmel sah ich gestern noch nicht. Was hat's gegeben? — Hast Du geraucht?“

„Nein, Herr,“ versetzte Lionardo ernsthaft, „ich habe sehr hart gearbeitet.“

„So! Und wie denn?“

„Sie brauchten bei einem Baue einen Handlanger. Ich habe Ziegel getragen und Sand gefahren. Es ist keine angenehme Arbeit.“

„Und welche würdest Du vorziehen?“

„Die, welche ich in Neapel hatte.“

„Seltsamer Raub!“ murmelte der Bildhauer, „was würdest Du dazu sagen, schlüge ich dem Signor Barano vor, er solle Dir übertragen, die Rollen auszuschreiben und die Theaterzettel umherzutragen?“

„Signor, ich könnte Ihnen nur dankbar sein,“ versetzte der Knabe gehalten.

„Nun, wir reden noch einmal hiervon. Ein Bursche wie Du, darf nicht verhungern, so lange es rechtschaffne Menschen gibt. Setz aber verhalte Dich ruhig!“

XIV.

Im Abendsonnenschein schlenderte Lionardo gesättigt und fröhlich durch die Straßen den schönen Gärten zu, wo viele Kinder auf den Rasenflächen spielten und viele glänzende Willen zwischen Lorbeerhecken und Orangenbäumen auftauchten. Er hatte Sehnsucht nach frischem Grün und reiner Luft und er hoffte, eine Anhöhe zu erreichen, von welcher aus er die Berge sehen konnte. Sein emporgewandter Blick aber traf ein Ziel, über welchem er die Berge vergaß. Auf dem Balkon eines im griechischen Styl gebauten Hauses, welches viele weiße Götterfiguren auf dem flachen Dache schmückten, stand eine weiß gekleidete Dame, still und sinnend, als sei sie selbst eine aus Athen hierher versetzte Statue der lieblichsten Göttin. Ein goldner Gürtel umschloß die Taille und goldene Armspangen die feinen Oberarme. Ein feines Spitzengewebe verhüllte Hals und Schultern. Das rötlichblonde gekräuselte Haar war am Hinterkopf zum griechischen Knoten verschlungen, von ihrem Antlitz sah der Knabe nicht viel, aber was er sah wetteiferte mit dem Rosenrot der Pfirsichblüte. Als er zögernd weiterging, fiel ein leuchtender Gegenstand vor seine Füße. Er bückte sich schnell und hob ein goldenes Armband auf. Die Dame über ihm mußte es verloren haben. Ohne sich zu besinnen eilte Lionardo am Gartengitter hin, bis er eine Thüre fand, durch diese trat er ein, that ein paar Schritte und blieb dann mit einem tiefen Atemzuge stehen. Sein Herz klopfte heftig. Das

prächtige Haus mit seinem blumengeschmückten Terrazzino stand wie die Lösung einer Frage vor ihm.

Ach, die Welt der Reichen und Vornehmen, was birgt sie und wie ist sie? Das ist auch eines der vielen Dinge, die den einsamen Knaben beschäftigen. Was ist das für ein Leben, so sich hinter diesen hohen Fenstern abspielt? Gibt es dort auch Sorgen, Kummer und bittere Enttäuschung?

Oder kann man sich mit Geld Alles erkaufen?

Schluchzende Bettlerinnen, klagende Lazzaroni begegneten ihm nicht selten, — aber eine vornehme Dame sah er noch nie weinend über die Straße gehen. Sie lächeln fast beständig.

Lionardo raffte sich auf und stieg, das Armband fest in die Hand schließend, die breite Treppe zum Terrazzino empor. Ringsum standen stachelige Blattpflanzen in klassisch geformten Vasen, leuchteten köstliche Blüten aus tiefdunklem Grün und spendeten die Drangenbäume ihren süßen Duft . . . diesen wenigstens darf der Bettler wie der Fürst genießen!

Eine weitgeöffnete Glasthür gewährte den Einblick in ein kleines Zaubergemach. Die Besitzerin, das sah man, war zwar bestrebt gewesen, dem Zeitgeist Rechnung zu tragen und die Ansprüche einer verwöhnten jungen Frau mit der klassischen Einfachheit des napoleonischen Stils zu vereinen — aber wie sollte ihr das gelingen! Schwelende Kissen und leuchtende Farben, reiche Falten und weiche Teppiche sind ihr so notwendig, wie das tägliche Bad in duftendem Wasser!

An einer Wand, überwölbt von einer prächtigen

Fächerpalme, stand ein Schreibtisch aus kostbarem Holz. Er war mit Büchern und Papieren bedeckt. Auf dem Fußboden lag eine weiße Feder. Lionardo trat zögernd auf die Schwelle und wollte soeben eintreten, als eine Thüre sich öffnete und eine römische Wärterin, die ein weißgekleidetes kleines Mädchen an der Hand führte, eintrat und sofort Lärm schlug.

„Was will der Betteljunge hier? . . . Wie kommst Du hier her? . . . Und der Schreibtisch, offen? . . . Jaques! Jaques!“

Ein Diener trat bei diesem Rufe eilfertig ein.

„Wirf diesen Buben hinaus, Jaques,“ rief die aufgeregte Matrone — „aber sieh wohl zu! — Was hat er da in der Hand? Alle Heiligen stehen mir bei, was hat er da gestohlen?“

In Lionardo's Wangen schoß Purpurröte. Er lehnte sich trotzig an einen Tisch und rief:

„Führt mich zur Signora, ich muß sie sprechen. Sie kann Euch dann sagen ob ich stehlen will oder nicht.“

„Laß das Geschrei, Katharina“ — sagte der Diener mürrisch zur Bonne, „Du aber Knabe warte draußen auf dem Terrazzino. Hier in's Zimmer gehörst Du nicht!“

Blasß und still gehorchte Lionardo. Sein unbestechliches Rechtsgefühl sagte ihm, daß der übellaulnige Mensch wahr rede. In dies Zimmer gehörst Du nicht! — Ach nein! — Lumpen bleiben Lumpen, und der sie trägt ist nicht „salonsähig“, er berge in sich die Weisheit des Sokrates und die Tugend des Cato!

Eine traurige Thatsache!

Die römische Wärterin hörte nicht auf, zu schelten

und zu lamentieren, bis die Thüre sich von Neuem öffnete und die weiße Dame ins Zimmer trat.

„Ah Signora — ah Marchesa! — Ecco un ladro!“ . . .

Die Dame blieb verwundert stehen und betrachtete erst die erzürnte Wärterin dann den Knaben, der wie geblendet die Augen senkte. Und wahrlich, sie ist sehr schön — schön genug, um einem armen Knaben den Atem zu rauben.

Da steht sie, von unendlicher Anmut umstrahlt, ein sanftes Antlitz, in welchem große, dunkle Taubenaugen leuchten, eine kleine Hand, die unschlüssig im goldnen Schläfenhaar zupft — Alles so weiß, so überirdisch, so zart an ihr . . . die Schönheit einer Grazie und die Unschuld eines Kindes . . . nur ein leiser, leiser, kaum bemerkbarer Zug geheimer Schwermut, ein Schatten in den Augen, ein Ausdruck der Ermüdung macht sie zum Weibe.

„Knabe, was suchst Du hier?“ frug sie endlich sanft.

Vionardo war völlig verwirrt. Den Haaren, den weißen Gewändern der schönen Frau schien ein betäubender Duft zu entströmen. Der arme Hirtenknabe legte plötzlich den Arm vor die Augen — zu Fiordimonte lernte man es nicht anders!

„Sehen Signora wohl? . . . Er sagt nichts! . . . Was mit jener goldnen Vase geschehen wäre, wenn ich nicht dazukam, das mag Sant Joseph wissen!“

„Nicht doch, Katharina,“ versetzte die junge Frau ruhig, „wenn Du das denkst, sahst Du sein Gesicht nicht. Dieser Knabe wäre keines Diebstahls fähig.“

Vionardo's Arm sank plötzlich herab, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, er fiel vor der weißen

Dame nieder und preßte den Spitzenfaum ihres Kleides an seine Lippen.

„Lionardo dankt Ihnen, Signora!“ stammelte er. Dann sprang er auf, legte das Armband auf den Tisch und murmelte hastig: „Das war es, was ich bringen wollte, ich fand es auf der Straße!“

Die schöne Frau griff bestürzt an ihren Arm — die Spange fehlte.

„Mein Knabe,“ rief sie ... aber Lionardo war schon davongelaufen. Mit drei Sätzen sprang er die Treppe zum Garten herab, durcheilte denselben und stand gleich darauf wieder auf der Straße.

An diesem Abend konnte er lange nicht einschlafen, seine feurige Phantasie zauberte ihm immer wieder das Bild der vornehmen Signora vor die Seele. Mehr noch als ihre Schönheit, hatte ihre edle Güte sein Herz bewegt. Im Traume hielt er nicht ihren Kleiderfaum, nein, ihre Hand an sein Herz gedrückt, seine dürstende Seele flehte: Sei mir gut! Liebe mich — ich habe niemand auf der Welt! —

Armer Lionardo! Sogar im Traum hörte er die scharfen Worte: „Geh, hier ins Zimmer gehörst Du nicht!“

Am nächsten Tage begegnete Lionardo dem jungen Bildhauer auf der Straße.

„Komm mit mir,“ sagte Wandron heiter, „ich habe Deinetwegen mit Barano gesprochen, und da ich grade zu ihm gehe, so kannst Du mich begleiten. Vielleicht machst Du Dein Glück!“

Sie kamen in eine ziemlich enge Gasse und traten in eine Osteria. Im innern Hof derselben, den sie passierten,

stand ein großer, grüner Wagen, eines jener wandelnden Häuser, in denen eine Komödiantentruppe von Stadt zu Stadt zieht. Ein zweiter ähnlicher Wagen, dessen Seitenwand mit mächtigen Eisenstäben verwahrt war, diente einem Löwen als Käfig. Der König der Wüste lag, mit dem Schweife um sich schlagend, am Gitter. Seine zottige, gelbe Mähne hing durch die Spalten, und ein Affe, der furchtlos am Wagen umherkletterte, raufte ihn, ohne daß der Löwe sonderlich darauf achtete. Ein starker Gefelle mit nackten Armen, in einer enganliegenden roten Jacke, war damit beschäftigt, den Käfig zu reinigen. Der Hof lag voll Stroh und Unrat. Einige Schweine wühlten in demselben umher, ein kraushaariger Pony stand mit gesenktem Kopf vor einem weißen Pudel, der ihn beständig anbellte. Treveli kam soeben die Treppe herab, gefolgt von einem etwa achtjährigen, sehr hübschen Mädchen.

„Signor Wandron,“ rief das Kind fröhlich und eilte herzu, „sind Sie gekommen, um mich heute Abend als Prinz Edward zu sehen? Glauben Sie mir, ich kann meine Rolle!“

„Daran zweifle ich nicht, kleine Verona,“ versetzte Wandron freundlich. „Wo ist der Direttore?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Kleine, „aber gehen Sie nicht hin! Bleiben Sie bei mir! Ich will Ihnen zeigen, wie mein Löwe aufsteht, wenn ich es ihm befehle! ... Und haben Sie schon den ‚Scheiß‘ gesehen? — Noch nicht? Oh, kommen Sie!“

„Ein Tiger, vermute ich,“ sagte Wandron, dem Kinde folgend. Sie hatte ein rotes Tuch um den dunklen Lockenkopf gebunden, ihr Kleidchen flatterte beim Laufen, ihre

weißen Zähnnchen schimmerten beständig zwischen den tiefroten Lippen.

„Kein Tiger,“ rief sie, „es ist ein wildes Roß, schlimmer als ein Tiger!“

Lionardo folgte beiden in den Stall. Er betrachtete mit knabenhaftem Interesse ein prächtiges, zornschraubendes Roß, welches hier stand. Salvati, der Löwenbändiger, lehnte an einem Pfeiler, die nackten, muskulösen Arme über der Brust verschränkt, und erwiderte auf Veronas Frage, wie er dieses Tieres Meister zu werden gedenke, lachend:

„Den Löwen mästen wir, bis er vor Faulheit liegen bleibt, wenn ihm das Lamm vor der Nase vorüberläuft, — diesen da werde ich durch Hunger und Durst soweit bringen, daß er vor Ihnen, Signorina Verona, niederkniet, um den Blumenstrauß aus Ihrer Hand zu nehmen, oder bis er einen goldnen Wagen an Rosenguirlanden durch die Straßen zieht.“

„Weshalb wollt Ihr das thun?“ rief hier Lionardo. „Zeigt ihm lieber, daß Ihr ihn nicht fürchtet, so wird er Euch lieber gehorchen, als wenn Ihr ihn mißhandelt.“

„Selbschnabel!“ brummte der Athlet, während Lionardo Vandron nacheilte.

Ein schäbig gekleidetes Individuum, dem der unverkennbare Stempel des hungernden Bettelträgers aufgedrückt war, führte beide durch eine Hinterthüre in das Haus, eine Treppe herauf und oben in ein Zimmer, welches mit einer gewissen Eleganz eingerichtet war und zwei Fenster auf die Straße hatte. In diesem Zimmer saß der Signor Direttore. Barano war ein kleines, spindeldürres Männchen mit einer

spitzen, rötlichen Nase und spärlichem Haar, welches aus der Stirn gestrichen, in einem Zöpfchen mit schöner Bandschleife im Rücken hing. Sein Gesicht drückte mehr Intelligenz als Genialität aus. Nur seine Klugheit, nicht seine Talente befähigten ihn, sich als Direktor des „Thaliatempels“ zu halten. Er hatte gewiß nie in seinem Leben ein Gedicht gemacht oder den ersten Liebhaber gegeben, selbst nicht zu der Zeit, da er um Madame, eine corpulente Witwe, warb. Sene Dinge waren unter seiner Würde. Aber er wußte ganz genau, was ein guter Tenor wert ist und wie ein König Lear gegeben werden muß . . . dies vor allem, denn kein Geringerer als Shakespeare war, wie er sich auszudrücken pflegte, „sein Steckenpferd“. Doch blieb er auch ein Verehrer vaterländischer Dichter, und die Gestalten eines Goldoni, Carlo Gozzi, Alfieri und Maffei gingen häufig über die Bretter des Thaliatempels. Versprachen die Theaterzettel eine Extravorstellung des berühmten Riesen Signor Salvati nach der Komödie, so füllte sich das Theater bis unters Dach mit schaulustiger Menge. Barano machte prinzipiell immer gute Geschäfte und war immer zufrieden. Er verstand es, unter dem Publikum die Meinung zu verbreiten, daß der Thaliatempel ein ebenso lukratives wie gediegenes Unternehmen sei.

„Wohlan, mein Burtsche,“ redete er jetzt Lionardo an, nachdem er Vandron begrüßt und den Knaben mit Kennermiene gemustert hatte, „Signor Vandron, dem Du Modell gefessen, empfiehlt Dich mir. Ich thue ihm gern einen Gefallen und will Dir Arbeit geben, wenn Du welche haben willst. Wie heißt Du?“

„Lionardo.“

„Wie weiter?“

Zum ersten Mal trat diese Frage an den Elternlosen heran. Er stutzte, besann sich und sagte dann mühsam:

„Zu Giordimonte nannten sie mich spottweise ‚den Römer‘. Von einem andern Namen weiß ich nichts . . . diesem aber hoffe ich nie Unchre zu machen.“

„Doch Knabe, wer waren Deine Eltern!“

„Komödianten,“ sagte der Knabe herb.

Der Direktor sah ihn von oben bis unten an. Mit welch' souveräner Verachtung dieser herrenlose, junge Hund das Wort ausspricht! Es ist unglaublich!

Barano wußte nicht, ob er ihn jetzt zur Thür hinauswerfen oder sofort als tragischen Helden anstellen sollte. Da beides nicht mit seiner Würde vereinbar, frug er ruhig weiter:

„Wie hießen Deine Eltern?“

„Weiß ich's, Signor?“

„Das scheint Dich wenig zu grämen!“

„Herr, ich denke mehr an das, was kommen soll, als an das, was gewesen ist. Gebt mir Arbeit, so will ich Euch zeigen, daß ich arbeiten kann.“

„Nun, so geh hinab zu Salvati, er mag Dich vorläufig beschäftigen. In acht Tagen reden wir wieder miteinander.“

Damit war Lionardo in eine Lebensphase eingetreten. Er brauchte nicht mehr zu hungern und er hatte nachts ein Dach über seinem Haupte. Dies erkannte er dankbar an. Da er sich zu jeder Arbeit anständig zeigte, wurde er alsbald von jedermann benutzt. Wer von der Truppe einen Boten brauchte, schickte ihn, Salvati übergab ihm

die grobe Arbeit im Stall und Lionardo that, was bisher niemand wagte, er schwang sich auf den Rücken des Scheiß und kämmte ihm die lange seidige Mähne aus. Die ihn charakterisierende Furchtlosigkeit imponierte dem Hengste. Er duldete die Hand des Knaben, an die er sich immer mehr gewöhnte und faßte eine eifersüchtige Vorliebe für ihn.

Der Direktor hatte Lionardo nicht vergessen. Eine Woche genügte, um ihn davon zu überzeugen, daß hier ein Pegasus im Joche ziehe und daß die Fähigkeiten des kleinen Laufburschen ihn zu einer höheren Anstellung qualifizierten, als der des Bettelträgers und Stiefelpuizers. Noch eine Woche strich hin, da ließ Barano den Knaben zu sich rufen und teilte ihm mit, daß er ihn des Menageriedienstes entbinde und ihn in seine Truppe aufzunehmen gedenke.

Wenn er erwartet hatte, Lionardo werde die ihm gebotene Ehre jubelnd begrüßen, so irrte er sich. Der Knabe überlegte sich die Sache lange, endlich sagte er:

„Dann bin ich aber nicht mehr frei!“

„In der That nicht . . . Du hast nicht mehr die Möglichkeit zu — verhungern! . . . Und dies Privilegium, armer Bursche, ist ja das Kennzeichen Deiner bisherigen Freiheit!“

„Und wie nun, Signor, wenn Ihr etwas von mir verlangen würdet, was ich nicht zu thun gewillt bin?“

„Beruthige Dich, ich kenne die bürgerlichen Gesetze auch.“
Lionardo achtete nicht auf den Spott.

„Werdet Ihr mich fortlassen, wenn ich fort will?“

„Ber Bacco!“ rief der Direktor ungeduldig. „Macht der Bengel da Bedingungen wie ein siegreicher Feldherr!“

Sei mir dankbar, geh zu Signora Betta und sage ihr, sie solle Dir Deinen neuen Anzug geben. Signorina Gabriella hat mich beschwächt, einen Affen aus Dir zu machen!"

XV.

Es war ein bedeutungsvoller Wendepunkt in Lionardo's Leben, als er zum ersten Mal seine sizilianischen Lumpen gegen den zierlichen Anzug vertauschte, den die Gunst der hübschen Primadonna ihm erwirkt hatte. Er fühlte sich zu gleicher Zeit gehoben und gefangen. Er hatte eine Stufe erstiegen, um eine Fessel zu tragen. Sein schwarzsamtnen Anzug, sein Barett, seine glänzenden Schnallenschuhe und schwarzseidenen Strümpfe däuchten ihm eng und unbehaglich.

Barano nickte zufrieden, Gabriella lächelte ihm zu und Verona klatschte jubelnd in die Hände.

"Du bist hübscher als Tosco und Arminio!" rief sie, „geh' zu Monsieur Wandron und zeige Dich ihm, — er wird sich freuen!"

Lionardo eilte mit einer gewissen Hast auf die Straße. Er wollte Rom von seinem jetzigen Standpunkt ans ansehen. O Wunder! — Jetzt kannte man ihn schon!

„Da kommt Einer von Barano's Truppe," sagte ein junger Geck zum Andern, „diese Knaben tragen stets die rote Straußenfeder auf dem Barett! . . . Va, Giovanetto,

wie geht es der charmanten Miß Victoria? . . ." und Lionardo fühlte instinktiv, daß er grüßen mußte.

Hundert Schritte weiter . . . „Cielo! Welch hübscher Bursche" — und hinter den Federfächern lächelten die schwarzen Augen zweier junger Römerinnen den Knaben an, der abermals etwas verwirrt an die Kappe griff.

„Sieh doch, wie artig!" sagte eine der Damen, „wie heißt Du, Piccino?" — „Lionardo."

„Lionardo, wenn Du einige Jahre älter sein wirst, darfst Du um eine Braut nicht in Verlegenheit sein! Da, nimm diese Orange! — Was der Bursche für Augen hat!"

Die Damen gingen weiter. Lionardo hatte die Orange wirklich genommen und setzte seinen Weg fort. Weshalb warf er die goldne Frucht nicht aufs Pflaster, wie er so oft eine barmherzige Spende bei Seite warf? — Vielleicht eben deshalb, weil sie ihm nicht aus Barmherzigkeit gegeben wurde. Sein seltsamer Stolz fühlte sich nicht verletzt.

Dann aber philosophierte er weiter. Dieselbe Dame, welche ihn jetzt mit dem Fächer auf die Schulter tippte, wäre gestern achtlos an ihm vorbei gegangen.

Das ist der Zauber seines neuen Rockes!

Solche Macht besitzt ein Stückchen Samtstoff?

Lionardo ballte die Faust und schlug sich vor die Stirn.

Die Mitglieder des „Thaliatempels" waren ziemlich zahlreich und ziemlich zusammengewürfelt. Man konnte hier Beides sehen, — das aufstrebende Genie und den schäbigen Winkelfomödianten . . . feurige Jünglinge, die sich in Falerner berauschten und rotnasige Subjekte, die zum selben

Resultat durch Rum kamen! Eine unlängbare Disharmonie kennzeichnete das ganze Unternehmen. Marktschreierische Ankündigungen kommender Wunderproduktionen wechselten ab mit der still und würdevoll in Szene gesetzten Auf-
führung eines klassischen Trauerspiels.

„Der hohe Adel und das geehrte Publikum“ wußten nie, ob es zum guten Ton gehören würde, hinzugehen oder fortzubleiben.

Lionardo fand sich in das neue Leben, studierte fleißig und benutzte jeden freien Augenblick, um sich in Trevellis Büchersammlung zu vertiefen, wo er die Werke eines Dante, Galvani, della Casa und Romangnosi in buntem Durcheinander verschlang. Sein Geist schrie nach Nahrung, und er nahm dieselbe, wo er sie fand. Die kleine Verona nannte ihn spottend einen Träumer, und Trevelli beobachtete ihn mit Interesse. Durch das bunte, unordentliche Leben, welches die Übrigen führten, ging er in der That, wie ein Träumender hindurch, denn seine Seele war nicht dabei. Nur manchmal, wenn er in Konflikt mit demselben geriet, stutzte er und wandte sich angewidert ab.

„Ich hasse es!“ sagte er einst leidenschaftlich zu Trevelli, „es ist Alles Scheingold und Glitter. O, nur recht viel Gold und Schellen und Quasten — Alles muß glänzen — Dahinter steckt nichts. Ich habe nie gewußt, wie falsch die Menschen sind, und wie sie lügen! Sie machen sich schöner, als sie sind, sie behängen sich mit Perlen, die von Wachs sind, mit Edelsteinen, die von Glas sind, und trinken Champagner, den sie nicht bezahlt haben. O, Signor — sind alle Menschen so?“

Trevelli lächelte sarkastisch.

„Du bist ein sonderbarer Kauz,“ sagte er nachdenklich.

Trevellis Zimmer war Lionardos liebster Aufenthalt. Man stieg zwar eine sehr dunkle, wacklige Treppe hinauf in das ärmliche Gemach, aber trotz der mangelhaften Beleuchtung und dem spärlichen Mobiliar war dieses Zimmer eigentlich der am meisten frequentierte Vereinigungsort der Künstler. Jedermann hatte Trevelli gern — seine natürliche Gutmütigkeit versteckte sich nur mangelhaft unter beißendem Sarkasmus, und einmal wachgerufen, brach doch das Feuer einer genialen Künstlerseele durch. Allmählig war es zur Gewohnheit geworden, freie Nachmittagsstunden bei Trevelli zu verbringen — und diese Stunden waren Lionardo's Erquickung. Er konnte die ganze Zeit über dazwischen und zuhören. Man beachtete ihn anfangs nicht viel, bis eines Tages sein Feind und Rivale, der kleine Tosco, in Lionardos Bettstroh ein auf zusammen geklebte Papiersezen geschriebenes Heldengedicht, betitelt: Julius Cäsar! — fand und schadenfroh dem öffentlichen Gelächter preisgab. Der arme Lionardo schäumte vor Wut und Tosco lernte seine eisernen Fäuste kennen. Trevelli aber lud ihn bald darauf zur Abendversammlung in sein Zimmer, und hier fand er sein Erstlingswerk, schön abgeschrieben, dem Urtheil der Versammlung vorgelegt. Lionardo schwur zwar bei sich, nie wieder ein Epos zu dichten, und hielt diesen Schwur, da er aber von Trevelli und den jungen Künstlern so freundlich ermutigt wurde, vergaß er die Kränkung des Verraths und las mit klopfendem Herzen einen Aufsatz über das Klosterleben vor, den er heimlich im Stalle, auf dem Haferkasten sitzend, geschrieben hatte.

Eines Morgens, im Januar, prangte eine große,

mit rotem Rand versehene Anzeige an der Ecke einer Hauptstraße und zog die Blicke aller Vorübergehenden auf sich. Auch ein alter Herr, welcher augenscheinlich auf seinem Morgenspaziergang nach dem Monte Pincio begriffen war, blieb, beide Hände auf den Elfenbeingriff seines Stocdes stützend, unwillkürlich stehen und las die pomp-hafte Proklamtion.

Römisches Publikum!

Achtung.

Heute Abend große Extravorstellung:

„Die Kinder der Wüste.“

Erstes Auftreten des Wunderknaben aus Arabien, Abdallah Zuffuf und seiner Schwester Sulamith, der Lövenbraut, sowie des neudressirten Hengstes: Scheif. — Un-erhörtes und Nochniedagewesenes wird geleistet werden! —
Es lebe das Genie! Barano.

Mit einem leicht spöttischen Lächeln wollte der Greis weiter gehen, als sich ein geschmeidiger, etwas auffällig gekleideter Knabe hastig an ihm vorüberdrängte und mit flammender Hornesröte im Gesicht auf einen Mauervorsprung stieg, um mit einem einzigen, energischen Griff das bunte Papier herabzureißen, daß nur zackige Fetzen hängen blieben.

„Halt! Darfst Du das thun, Bursche?“

Der Knabe drehte sich zum Sprecher und schaute zu einem Jupiterantlitz empor.

„Ich darf es thun! Ich habe ein Recht dazu!“ ent-

gegnete er in heftiger Bewegung, „ich lasse mich nicht zur Lüge machen!“ Bornesthränen blühten in seinen Augen. — „Ich bin ein Römer, kein Araber, und ich dulde den falschen Namen nicht.“

Er stampfte mit dem Fuße und warf das zusammengeballte Papier in den Kinnstein.

„Sieh mich an!“ befahl der vornehme Römer plötzlich. Lionardo gehorchte und begegnete einem scharfen Blick — aber über das steinerne, verwitterte Antlitz des Greises zuckte es hin wie jäher Schreck.

„Wie heißt Du?“ frug er.

„Lionardo il Romano,“ erwiderte der Knabe stolz.

„Wohl, Du machst Deinem Namen Ehre. Ich möchte Dich wohl in zehn Jahren wiedersehen, um zu erfahren, was aus solchem Burschen ward!“

XVI.

Der Salon der schönen und anmutigen „Bonapartistin“, Madame de Montenay, war zweimal in der Woche ihren Bekannten geöffnet, und füllte sich sodann mit geistreichen Diplomaten, bedeutenden Künstlern und Frauen, die mehr Anteil an der Tagesgeschichte nahmen und tiefer in die Wissenschaft eingedrungen waren, als dies sonst unter den römischen Damen der Fall war.

Alle diese Sterne rotierten um dieselbe Sonne . . brachten ihre Verehrung jenem wunderbaren Mann dar, vor dessen Wort Europa zitterte, in dessen Vorzimmer Fürsten und Könige warten mußten, bis es seiner Laune gefiel, sie zu empfangen!

Madame Adrienne de Montenay war eine begeisterte Verehrerin des großen Kaisers. Sie war seinen Siegeszügen durch Europa mit Herzklopfen und Bewunderung gefolgt. Sie hatte bei der Schreckensnachricht aus Moskau gezittert und mit glühenden Wangen und glänzenden Augen die Zeitungen durchflogen, als sie Kunde brachten, daß das glänzende Meteor noch einmal emporgestiegen sei! — Sie hatte gehofft und gesagt, triumphiert und verzweifelt, sie hatte im Schatten römischer Pinien, unter Palmen und Camilien mehr Schwanenfedern für die Sache des Kaiserreichs verschrieben, als ihr getreuer Freund, der lebenswürdige alte Professore Orlandi nur beschaffen und schneiden konnte!

Aber wie konnte eine Schwanenfeder in der Hand einer, bei aller Gelehrsamkeit, bei aller Schwärmerei so kindlich schüchternen Frau, den Sturz eines Riesen aufhalten? — Der Tag kam, da das große Spiel verloren ging und eine kleine Insel zum Reich des einstigen Welt herrschers ward! — Er, der kein Hindernis kannte, der alles zerbrach, was sich ihm in den Weg stellte . . . er fand hier die Fessel, die ihm Trotz bot! Nicht Erz noch Stein schied ihn von der Welt, keine feurige Mauer umgab ihn, kein Höllenpfuhl gähnte zwischen ihm und der Freiheit! — Nein, nur die silbernen Wellen des Meeres, Wasser, nichts als Wasser war die Kette an der seine

eiserne Faust umsonst riß und rüttelte! — Sie widerstand ihm. Eher zerbrach der Felsen, als diese schmeichelnden murmelnden Nigen wichen, die sich zu seinen Füßen haschten, überstiegen und leise sichernd ihre Perlen-schnüre über die Steine warfen!

Und das sollte das Ende sein?

Die liebliche Enthusiastin erhob die gerungenen Hände, weinte und murmelte: „Es kann nicht sein! Es kann nicht sein! So darf ein solcher Mann nicht enden.“

„Du hast Recht, Adrienne!“ — sagte Madame Decroix, „ein Mann wie dieser stirbt nicht auf St. Helena, und sollten zwei schwache Frauen ihn der Welt und seinen Triumpfen wieder zurückgeben.“

„Wie, Tante? — Du und ich?“ — fragte die junge Marquise . . . „ach!“

„Adrienne! Du bist mit all Deinen Gedichten, mit all Deiner Schwärmerei für Freiheit und Heldengröße ein erbärmlich schwaches Frauenzimmer.“

„Vielleicht!“ murmelte die junge Frau.

„Es werden morgen, am 16. Februar vier Monde, daß das Unerhörte geschah!“ — fuhr Madame Decroix fort, und ihre kleinen schwarzen Augen funkelten vor Erregung, ihre scharfen Züge vibrierten — „vier Monde, daß die Engländer — heimtückische Krämerseelen! . . . Vertrat an ihm übten, ohne den Europa auseinander fällt! Seit vier Monaten schmachtet er, der uns aus Verwilderung, Schande und Aufruhr zu Macht und Ordnung zurückführte, wie ein gemeiner Verbrecher in der Verbannung und — wir haben noch keine Hand gerührt! — Er wandert rastlos an den Grenzen seines Gefängnisses hin, er denkt, leidet

und — wartet, und wir strecken uns auf weiche Polster, lächeln uns Kühlung zu und studieren Rousseau.“

Madame Decroix war eine sehr kleine Frau — aber sie besaß eine fürchterliche Energie. Ihre Nichte, seit frühester Kindheit gewohnt, zu schweigen, wenn sie sprach, lehnte sich auch jetzt an die Marmorsäule, ließ die Hände herabsinken und schwieg. Durch das verwobene Grün der Palmen, Oleander und riesenhaften, farrenähnlichen Zierstauden hüpfen kleine, goldige Sonnenfleckchen an dem feinen Netzwerk wuchernder Schlingpflanzen herab und fielen mit eifersüchtigem Wettstreit über das reiche Haar, das ein goldner Stirnreif kaum zusammenhielt. Der goldne Gürtel umschloß das weiße Gewand, — kein Mensch hatte Madame de Montenay, seit sie in Rom war, anders, als in Weiß gesehen. Es ging die Sage, daß sie die Farbe nur aufgeben werde, wenn sie ihr Herz verschenke.

„Es ist wirklich seltsam“ — fuhr die Tante mit einem Seitenblick in das Gesicht der schweigenden Zuhörerin fort, „daß gerade aus England uns dies Unglück kam! . . . Du wirst mir jetzt danken, daß ich nicht ruhte, bis wir jenes Land verließen, das nie Verständnis für die Größe eines Weltbefreiers hatte . . . ich will nicht kleinlich sein. Ich will es ihnen nicht zum Vorwurf machen, daß sie den Verfolgten Schutz gewährten — aber wir, mein Kind — wir gehörten nicht dorthin.“

Und Madame Decroix ließ sich auf die Gartenbank nieder, griff nach dem großen Fächer aus Pfauenfedern und setzte ihn in Bewegung. Madames Lieblingsfarbe war gelb, — und man mußte sagen, die Farbe stand ihr gut. Von ihrem großen, zusammengebogenen Hute nickten

gelbe und schwarze Federn, ihr gelbes Seidenkleid schien mit unzähligen schwarzen Blättchen bestreut. Eine Verehrerin der Freiheit, der Vernunft, der Familie Bonaparte und anderer Kinder jener furchtbaren Revolution, hielt sie auch sehr auf die kurzen Taillen, den antiken Haarknoten und die ganz knappe Schlichtheit der herrschenden Mode, im Gegensatz zu der üppigen Toilettenpracht der Marquisenzeit! Puder, Schminke, Schönheitspflasterchen, Reißröcke und vor allem die Hackenschuhe gehörten in ihren Augen in's Waffenarsenal der Hölle . . . soweit Madame überhaupt an solch einen Ort glaubte! Aber es mußte doch irgendwo eine Gerechtigkeit geben, welcher jene schwarzen Unholde, die Priester, die Mönche, die Jesuiten ausgeliefert würden. Denn von diesen kam alles Unheil! Vornehmlich sind es die Cardinäle, auf welche Madame ihren höchsten Zorn geworfen hatte. Kam ihr ein solcher Kandidat der Papstwürde in den Weg, so zog sie augenblicklich mit allen Waffen des abgeklärtesten Rationalismus gegen ihn zu Felde, — und nicht selten, sie überrumpelte den Feind wie ein Rebhuhn den Jagdhund verblüfft und zur Flucht treibt, fliegt es ihm unvermutet in's Gesicht!

Dann aber kehrte die kleine Dame triumphierend zurück, glättete ihre gesträubten Federn und ruhte auf ihren Lorbeeren.

Um aber wieder auf das Kostüm à la Josephine zurückzukommen, so muß bemerkt werden, daß eine Schönheit wie Madame de Montenay, Marquise de Verme so ziemlich alles tragen konnte, ohne sich sonderlich zu schaden. — Leider war dies aber mit ihrer würdigen kleinen Tante nicht der Fall. Doch wer denkt dies von sich? — Madame

Decroix trug ihr kurzes Kleidchen, ihre schwarzseidenen Kreuzbänderchuhe und ihre Stugnase mit unbefangenen Triumph durch die römischen Straßen und die Salon's ihrer Bekannten. Ihre Lebhaftigkeit und ihre Streitsucht, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit stellten die lächerlichen Seiten ihrer Erscheinung in den Hintergrund.

„Adrienne, — was träumst Du? — Die Gäste werden gleich kommen, laß uns in's Haus gehen. Es ist nicht gut, jetzt noch im Freien zu sein!“

Madame de Montenan fuhr auf. „Meine Gedanken wanderten mit der Iliade! Ich möchte wissen, wann ich des Griechischen mächtig genug sein werde, um diese Lektüre zu einem reinen Genuß zu machen.“

„Du nuzest Deine Zeit nicht gehörig aus!“ versetzte Madame Decroix eifrig — „wie könnte ich eine halbe Stunde lang dastehen ohne ein Glied zu rühren, in Phantasien verloren! Man sollte doch oft daran zweifeln, daß ich Dich erzogen habe!“

Sie kehrten in das Haus zurück. Durch das Kabinett, auf dessen Schwelle Lionardo einst zögernd stehen blieb, trat man in den hellerleuchteten Salon. Madame de Montenan blieb einige Augenblicke vor ihrem Schreibtisch stehen und nahm ein paar Bücher von demselben, als die Thüre sich öffnete und eine Gouvernante mit der kleinen Tochter der Marquise eintrat.

„Aglaë wünscht Madame Gutenacht zu sagen!“ — murmelte die Erzieherin. „Katharina ist in die Messe gegangen und ich werde daher la Petite zu Bette bringen.“

„Schon wieder in die Messe?“ frng Madame de Mon-

tenan, ohne sich umzuwenden, mit zerstreuter Unzufriedenheit, „Cecile, sahen Sie den Dante nirgends umherliegen?“

Mademoiselle Cecile begann sogleich unter Tischen und Stühlen zu suchen.

Madame's Töchterchen war ein sehr blaßes, blondes Kind . . . kein Widerschein der verschwenderischen Schönheit der Mutter war auf sie übergegangen . . . nur in diesen großen, dunklen Augen lag ein Versprechen für die Zukunft. Sie wartete geduldig, bis das Buch gefunden war, dann trat sie etwas zaghaft näher . . . Uglac war stets in Sorge, die Mama zu stören . . . und drückte einen Kuß auf die weiße, weiche Hand, die das gefundene Buch umschloß.

„Gute Nacht, Mama,“ sagte sie mit einer Stimme so süß, so voll flehender Bitte, daß Adrienne sich zärtlich, wenn auch etwas eilig, über sie neigte und sie ermahnte, hübsch artig zu Bett zu gehen.

„Mama — kommst Du noch einmal?“ frug Uglac in schüchterner Erwartung — „ich bin heute sehr fleißig gewesen.“

„Chérie, ich fürchte, nein. Geh nur, denn ich höre schon die Gäste im Vorzimmer!“

Das Kind erwiderte nichts. Betrübt, aber gehorsam wollte es sich entfernen, als sein weißes Kleidchen an einem kleinen, einfüßigen Tisch hängen blieb. Das Tischchen fiel um, ein an demselben stehender Kasten aus Elfenbein stürzte auf die Diele, der Deckel sprang auf und ein Pack Papiere fiel heraus.

Uglac stand bestürzt daneben. Madame de Montenan war zu sanft, um zu schelten — aber sie seufzte. Dieser Seufzer war beredter, als eine Straßpredigt. Er sagte: Es

ist wirklich schlimm und taugt nichts, wenn Kinder ins Boudoir gelassen werden!

O, wie das Kind diese Sprache ohne Worte versteht!

Mademoiselle Cecile hob die Papiere auf. Der Kasten war zerbrochen und Adrienne genötigt, die Papiere in den Schreibtisch zu schließen. Aglaé hatte noch etwas gefunden, was dem Kasten entrollte, — es war ein auf Porzellan gemaltes Miniaturportrait — ein jugendlicher Männerkopf, geistvoll, fein, sympathisch, von weißgepudertem Haar gekrönt.

„Mama,“ sagte Aglaé, sehr kleinlaut, „es thut mir so leid! . . . Mama . . . wer ist das?“

Die junge Frau stutzte.

Diese Frage aus dem unschuldigen Kindermunde war ein sehr seltsamer Vorwurf.

Ihr Töchterchen, bereits im elften Lebensjahr, muß noch so fragen!

Ein wenig verwirrt und hastig erwiderte die Mutter:

„Das ist Dein Vater, der Marquis de Verme! . . . wie, wußtest Du es nicht? Geh jetzt . . . Du darfst das Bild mitnehmen und Dir ansehen! Gute Nacht!“

XVII.

„Ich kann mich Ihrem Urtheil nicht anschließen, lieber Professore,“ sagte Madame de Montenay eine halbe Stunde später mit liebenswürdiger Lebendigkeit zu einem alten Herrn, der vor allen andern Gästen siegreich den Divanplatz neben ihr behauptete, „Voltaire war einer der wunderbarsten Menschen! — Sie werden mir vielleicht hierin Recht geben — wunderbar, ja — aber unsympathisch! sagen Sie. Wie? . . . o, ich kenne meinen lieben Freund! — doch gebe ich auch dies letztere nur mit Vorbehalt zu. Er mag unser Herz abstoßen, er mag unser Gefühl auf Schritt und Tritt verletzen . . . unserem Geiste zwingt er Bewunderung ab! — Wir müssen ihm nachdenken, ihn enträtseln, ihn studieren — und indem wir dies thun, studieren wir in ihm sein Jahrhundert.“

„Pardon, Madame,“ unterbrach sie der Italiener, „er gab diesem Jahrhundert erst die Färbung. Der Geist desselben, verneinend, spöttelnd, sich selbst anbetend, ging von ihm aus. Er war die Wurzel.“

Madame de Montenay erhob beide Hände.

„O nein, Orlandi! — Er war die Blüte. In ihm krystallisierte sich der Zeitgeist. Er war die Quintessenz des großen Baumes. Sind wir nicht alle Kinder unserer Zeit, belebt durch den Lebensodem, der gerade durch die Länder weht, fortgetrieben von jener unerklärlichen Strömung, deren Urquell uns unbekannt ist, gegen welche niemand ungestraft schwimmt und die wir Zeitgeist nennen? — Voltaire war die vollendete Verkörperung — er war das

Ende! Glauben Sie mir, wir gehen einer neuen Zeit entgegen. Es wird jetzt Vieles anders werden, Vieles zurückgehen, weil es eben nicht mehr weiter kann!"

"Meinen Sie, daß wir wieder zu Aberglauben und Hexenprozessen zurückkehren werden?" fragte ein stattlicher Offizier in der blendenden Uniform eines französischen Garde-Kavallerieregimentes, „o weh, Madame — wenn man anfänge, Zauberinnen zu verbrennen — wie? — Würden Sie meine Begleitung auf den Scheiterhaufen annehmen?"

"Duca!" sagte Madame de Montenay mit leichtem Lächeln und sanftem Vorwurf, „die Zeiten sind wirklich zu ernst für thörichte Scherze!"

Er drehte seinen mächtigen, dunkelroten Schnurrbart, den er, aller Mode zum Trotz, mit einer gewissen Zärtlichkeit kultivierte, lächelte gutmütig und fuhr fort, ein elfenbeinernes Falzbein über dem Knie zu biegen, bis Madame Bertrand, die hübsche junge Witwe eines kaiserlichen Beamten erklärte, es mache sie nervös.

Der Duca della Rocca hatte außer dem Umstand, daß er in der napoleonischen Armee die ägyptischen und spanischen Feldzüge mitmachte, nichts aufzuweisen, was ihn dazu berechtigte, Zutritt in den Salon der Madame de Montenay zu erhalten. Er war ein großer, schöner, phlegmatischer Mann, der gern fluchte, gern spielte und außerordentlich gern gut dinierte! — Er hatte sich durch einen Bekannten bei Madame de Montenay eingeführt und war, obwohl sie ihn nur sehr kühl einlud, ein Gast, der an jedem Empfangsabend pünktlich erschien — so lange bis man sich an seine blendende Erscheinung gewöhnt hatte und ihn als

zur Gesellschaft gehörend betrachtete. Er legte der lieblichen Sappho seine schuldige Verehrung zu Füßen, ein wenig kräftig und ungehobelt, wie sich dies für einen Haudegen schickte! Die Sage ging, daß er vor einem halben Duzend Jahren um die schöne kindliche Tochter des Fürsten Andrea dell Alvarra geworben und abgewiesen worden sei, und daß der frühe Tod der Principeffa diesem Liebeskummer zuzuschreiben sei — *ma chi lo sa?* — Er sprach mit großer Unbefangenheit von den Alvarra's, bedauerte die Ermordung des Fürsten Ottavio aufrichtig und fluchte den Briganti. Fürs Gewöhnliche nahm er keinen Anteil an wissenschaftlichen oder politischen Gesprächen, es sei denn, daß er sie mit einer paradoxen Behauptung unterbrach. Er pflegte zu sagen, vielleicht etwas öfter, als nötig gewesen wäre, daß er nur mit dem Säbel zu sprechen verstehe, bewies aber, wenn er sich einmal aus seiner Lethargie aufraffte, daß er es mit der Zunge zum mindesten ebenso gut konnte. Doch dies waren seltene Gelegenheiten, wo er aufwachte und mit brillantem Wortfeuer zu Felde zog . . . Ironie, Wiß, Logik, Beredsamkeit standen ihm dann zu Gebote — doch nie auf lange . . . plötzlich brach er ab, lachte, gähnte und überließ es seinen Zuhörern sich das Ende zu denken!

„Waren die Herren am Dienstag in dem Vortrag, den der durchreisende deutsche Gelehrte hielt?“ wandte sich Madame de Montenuay zu einer andern Gruppe ihrer Gäste.

„Ach, ich war dort! Superb!“ sagte Einer, „und Sie, Duca?“

„Nah, ich nicht — der Pergamentfresser spricht ein zu abominables Italiänisch!“

„Aber, lieber Duca, was schadet das? — Wie könnte ich darüber murren, wie etwas gesagt wird, wenn das, was gesagt wird, meinen Geist zur Bewunderung hinreißt und zum Nachdenken zwingt?“ versetzte Madame de Montenah, — ihre dunklen Augen strahlten von Begeisterung, „er sprach über Frankreich, über französische Maler, über François I. und seine Verdienste um die Kunst. Mit außerordentlicher Feinheit leitete er jede Wirkung auf ihre Ursache und diese bis in die äußersten Wurzelsäerchen zurück. Ich staunte und begriff. Ein neues Licht schien mir auf längst gewesene Zeiten, in die entferntesten Jahrhunderte zurückzufallen!“

Noch während des Sprechens hatte Madame de Montenah ihren jungen Landsmann, M. Vandron bemerkt, welcher sich bescheiden im Hintergrunde hielt und dem sie heute noch kein freundliches Wort gesagt. Mit anmutiger Leichtigkeit begrüßte sie ihn.

„Sie sah ich lange nicht, lieber Vandron . . . meine Tante und ich denken noch mit Entzücken an den Besuch in Ihrem Atelier. Bitte, blicken Sie sich um . . . sehen Sie wohl, Ihr Werk erhielt einen Ehrenplatz!“

Sie zog einen weißen Schleier von einer Marmorbüste, welche über einem rotseidenen Eckdivan unter einer Laube von Blattpflanzen stand. Der in köstlichem, fast rosenfarbenschimmernden Marmor ausgeführte Kopf war halb zur Seite gewandt und erinnerte sowohl im Ausdruck wie im Gesichtsschnitt an jenen berühmten Apollokopf aus dem Belvedere.

„Die Arbeit ist zu köstlich, sie soll durch eine Glasglocke vor Staub geschützt werden,“ fuhr die junge Frau

fort, „wo aber bleibt das Original? — Haben Sie ihm meine Botschaft ausgerichtet?“

„Leider war ich so unvorsichtig zu verraten, daß es sich um ein Geschenk handelt,“ sagte Vandon reumütig, „il Romano ist unvergleichlich stolz. Er will nichts für eine That annehmen, die nach seiner Ansicht nur ein Lump unterlassen hätte.“

„Er hat Recht . . . es ist traurig, daß die Welt verdorben genug ist, um solche Handlungen, die selbstverständlich sein sollten, unter die Tugenden zu rechnen! . . . Da es aber so ist . . . Alles was Sie mir von diesem Knaben erzählten, erweckt mein lebhaftes Interesse. Ich möchte ihn wohl wiedersehen! Ich kann ihn nicht vergessen, wie er auf dem Terrazzino stand, — wie schön war dieser braune Lazzaroni in seinem Born, wie schön in seiner Dankbarkeit! — Ich wäre begierig, ihn als Künstler zu sehen. Miséodell' Nbarra, der liebenswürdige Schlingel, plagt mich ohnehin schon täglich, einer Vorstellung beizuwohnen. Wird Barano mit seiner Truppe noch lange bleiben?“

„Nein, er wollte im März nach Florenz aufbrechen.“

„Nun, da wird man sich ja beeilen müssen.“

Madame nickte noch einmal freundlich und dann glitt ihre zarte, hohe Gestalt weiter.

Der junge Bildhauer blickte ihr nach und seufzte tief! Ach — wie viele solche Seufzer hat sie schon erweckt, ohne es zu wissen. Oder weiß sie es doch? — Schönes seltsames Geschöpf, dachte er, während seine Augen sie begleiteten, — was ist es, was Dich so anders macht, als alle Andern? — Deine Reinheit? — Deine Schönheit? — Nein, ich glaube, es ist die engelhafte Zerstretheit, mit der Du

Dein Madonnenantlitz umherträgst! Fast ungeduldig unterbrichst Du stets jede persönliche Äußerung . . . Komplimente und Erklärungen könnten den Gang der Unterhaltung stören. Schade um die vergeudete Zeit. Sphynx! Sphynx! . . . Voltaire, Leonidas und Homer können Dir Herzklopfen machen . . . aber ein Mann, dem das Herz selbst noch lebendig in der Brust klopft, nie — nie! — Trevelli hatte doch Recht — eine Frau, die meinen Nero kauft und in ihrem Vestibul aufstellt . . . brr!"

Vandron verließ ziemlich unzufrieden mit sich und der Welt die Soirée.

Es war fast ein Uhr, als Madame de Montenay, nachdem ihre Gäste sie verlassen hatten, die Feder hinlegte und sich in ihr Schlafgemach begab. Die treue Madeleine, ihre langjährige Kammerfrau, brachte den weißen Frisiermantel und begann ihre Herrin zu entkleiden. Adrienne konnte sich mit der Passivität eines Lammes eine Stunde lang aus- oder anziehen lassen, aber sie warf dabei niemals einen Blick in den Spiegel. Ihr Geist ist mit weit anderen Dingen beschäftigt.

Eines der bonapartistischen Gedichte ihres Lieblingsdichters Béranger klang ihr in den Ohren, während sie sich zur Ruhe legte. Die Alte zündete sorgsam eine Nachtkerze an, wobei sie, nach der Thür zeigend, flüsterte: „Wir wollten Madame nicht abrufen, aber *La Petite* hat bis elf Uhr gewacht, um Madame noch zu sehen.“

„Ce cher petit coeur!“ erwiderte die schöne Frau zärtlich. „Ziehe die Vorhänge fest, Madeleine! So! Ich werde nicht mehr lesen. Ich hoffe, sie war nicht aufgereggt, die Kleine?“

„Oh ja, sie konnte nicht schlafen. Beständig frug sie nach der Zeit. Wir haben ihr endlich vorgelesen und dann schlief sie ein.“

„Schon gut, Madeleine. Halb Zwei? — Bringe mir meine Chokolade um Neun. Um Zehn fahre ich aus, — Der Marchese di Torino will uns in die Bibliothek begleiten. Gute Nacht!“

Madeleine entfernte sich geräuschlos. Das Zimmer blieb in der blassen Beleuchtung einer verschleierten Lampe zurück. Adrienne drückte den Kopf in die spitzennmsäumten Kissen und seufzte tief auf.

Vielleicht vertrat dieser Seufzer die Stelle eines Abendgebetes. Wer weiß? Vielleicht! — Trübe Erinnerungen wurden wach an eine Zeit, da sich abends starke und doch so weiche Hände um ihre Rechte falteten, und sie . . . sie! es mitansehen mußte, daß ein Mann, außerzogen in der loyalen Pietät für seine Kirche und sein Herrscherhaus, mit ernstem, feurigem Flehen zu Gott rief um Erlösung seines Vaterlandes aus der Gewalt antichristlicher Mächte!

Und den Zwiespalt in ihrer Seele, ein ödes, leeres Gefühl, eine sehnsuchtsvolle Traurigkeit nahm sie mit in ihre Träume hinein!

Als sie schlief, kamen leise, trippelnde Schritte über den weichen Teppich. Die kleine Aglas, im langen, weißen Nachtkleidchen, eine Hand aufs klopfende Herz gepreßt, zog leise, leise den Seidenvorhang zurück.

„Meine schöne Mutter! Oh, meine schöne Mutter!“ flüsterte das Kind und drückte leidenschaftliche Küsse auf die rotblonden Haarlocken, welche über die Schulter der

Schlafenden quollen. Adrienne bewegte sich unruhig, aber ehe sie aufwachte, war das Kind davongehuscht.

„La Petite“ wird schwerlich jemals den Wissenschaften, der Kunst und der Philosophie großen Geschmack abgewinnen . . . sie lernt so unlustig, zum Kummer ihrer Mutter! Sie wird vielleicht niemals etwas anderes lernen, als — zu lieben. Aber in dieser Kunst dürfte sie am Ende eine Meisterin werden!

XVIII.

Als Madame de Moutenay am nächsten Tage ihren Schreibtisch aufschloß, bemerkte sie wieder die zusammengehefteten Blätter, welche gestern dem zerbrochenen Kästchen entfielen. Fast ohne zu wissen, was sie that, nahm sie dieselben zur Hand und blätterte sie durch. Schien nicht eine Ewigkeit verflossen, seit sie diese Memoiren verfaßte — ihrem eigenen Gewissen zur Prüfung und Rechtfertigung?

„— Ich will, soweit mir dies möglich ist, nur Thatfachen konstatieren,“ begann die Schrift, „keine Entschuldigungen, aber auch keine Anklagen! — Einer Zeit der traurigsten Widersprüche bin ich soeben entronnen, ich setze den Fuß auf römischen Boden, atme tief auf und denke nach!

„Was war das alles?

„Oh, meine Tante hat recht: viel Herzweh und viel Thränen, die ich mir hätte ersparen können!

„Ich bin geboren zu Paris zu der Zeit, da die Vorboten des Sturmes die Gemüther erregten. Mein Vater, François Decroix, war ein geachteter Advokat. Er starb fast zu gleicher Zeit mit meiner Mutter, als ich das zweite Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, und übergab mich sterbend seiner einzigen Verwandten.

„Im Hause derselben wuchs ich auf. Tante Zulienne Decroix war schon damals Witwe und vermöge ihres Geistes und ihres Vermögens eine einflußreiche Frau. Für die der Revolution zu Grunde liegende Idee begeistert, hatte sie Nervenstärke genug, sich über die Schrecken der Ausföhrung hinwegzusetzen, bis die ins Maßlose gehende viehische Blutgier der Volksbefreier sie mit Entsetzen erfüllte und ihren Zorn hervorrief. In ihrem Hause gingen die Häupter der Schreckensherrschaft aus und ein. Ich ahnte wenig von dem, was draußen vorging, da mich meine Tante mit flugem Vorbedacht abgeschlossen und harmlos glücklich aufwachfen ließ.

„Die Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit sind mir daher zu einem etwas unklaren Einerlei verschwommen. Nur eine Begebenheit steht klar vor meiner Seele: Eines Tages ging ich an der Hand eines Mannes, dessen Erscheinen überall ein Gemisch von wilder Begeisterung und zitternder Furcht hervorrief, durch die Straßen. War es Barras — war es Barrère — war es Robespierre? . . . ich weiß es nicht. Wir gingen in ein Haus und schritten durch Korridore. Eine schwere, gefängnisartige Thür ward uns geöffnet. Erst viel später habe ich erfahren, daß es die Conciergerie war, in welcher wir uns befanden! — Nun sah ich ein Zimmer vor mir, in welchem viele Menschen,

feine, zarte Damen, vornehme Kavaliere, Kinder und Greise gruppenweise saßen oder standen. Einige spielten Karten, andere unterhielten sich — fast alle trugen eine seltsame, fast leichtsinnige Heiterkeit zur Schau.

„Arme Schlachtopfer! — Wenig ahnte ich, daß die schönen Köpfe dieser anmutigen Damen vielleicht schon binnen einigen Tagen blutüberströmt in den Sand rollen würden! — Nein, mit so gräßlichen Bildern hatte man meine jugendliche Phantasie nicht verdorben. Unbefangen, wie nur je ein Kind von sechs Jahren gewesen, ein wenig neugierig, ein wenig bange, trat ich mitten unter die hier versammelte Blüte unserer Aristokratie. Bei unserem Eintritt wandten alle die Köpfe nach uns, dann aber ließen sie sich nicht weiter stören. Gemeinsames Unglück erleichterte ihnen ihre Lage und tägliche Gewohnheit hatte sie so abgestumpft, daß sie, mit dem Schwert des Damokles über sich, im Stande waren, an ihre Toiletten zu denken!

„Mein Begleiter hatte mich im Gespräch mit einem Wächter fast vergessen. ‚Komm,‘ sagte er jetzt, ‚was denkst Du Dir, Kleine, soll dies alles bedeuten?‘ Ich sagte schüchtern, das wisse ich nicht. Er lachte, streckte seine Hand aus und sagte mit grausamer Freude: ‚Das soll es bedeuten, daß ich zu Dir sagen kann: Belle petite *Citoyenne*, wenn Du Lust hast, will ich Dir einen Menschen schenken!‘

„Ich begriff ihn natürlich noch weniger, aber sein Vorschlag erschien mir scherzhaft.

„Begreife mich, mein Kind, wir sind in einem Gefängnis! — Ich lächelte ungläubig. Da sah ich einen etwa sechzehnjährigen Jüngling von feinen, aristokratischen

Formen, der in einem Fenster lehnte und mit den Thränen kämpfte.

„Schenken Sie mir den da, Monsieur,“ rief ich mit kindlichem Eifer, „er weint! Er ist traurig!“

„Mein Begleiter warf einen flüchtigen Blick hinüber, griff dann in die Tasche, zog eine Liste hervor und sagte, nachdem er hineingeblickt hatte: ‚Wie? Welches Versehen hat hier stattgefunden? ... Gestern sollte er mit seinen Eltern ... que Diab! — Nun, da es aber so ist ... ich gab Dir mein Wort, belle Petite ... geh hin und verkündige ihm seine Freiheit.‘ — Sehr erfreut eilte ich auf den jungen Menschen zu, ergriff seine Hand und frug:

„Weshalb weinen Sie?“

„Meine Eltern ...“ murmelte er mit erstickter Stimme.

„Weinen Sie nicht mehr!“ bat ich. „Sie gehören mir. Wenn dies ein Gefängnis ist, so sind Sie frei!“

„Folgen Sie uns, Citoyen La Lerne!“ sagte mein Begleiter kurz.

„Unter dem aufgeregten Gemurmel der übrigen verließen wir das Zimmer. Draußen sagte mein Begleiter zu La Lerne:

„Ihre Freiheit danken Sie der Laune dieses Kindes. Gehen Sie!“

„Befäubt stand er einige Augenblicke da, dann führte er meine Hand an seine Lippen. ‚Wie ein Engel tratest Du in die Hölle!‘ hörte ich ihn sagen ... dann war er fort.

„In den Registern der Hinrichtungen aber konnte man in den Tagen lesen: Louis Vertier La Lerne de Montenay, Adelaide La Lerne de Montenay und — Horace La Lerne.

Er war bereits am Tage vor seiner Befreiung guillotiniert worden. Er war schon tot, als er mir dankte.

„Solche Irrungen kamen damals häufig vor. Wer konnte Einzelne zählen, wo Hunderte fielen?

„Um diese Zeit fing man an, von Bonaparte zu reden, der damals unter Barras stand. Meine Tante prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Die schlimmsten Zeiten — fürchterlich für alle Parteien — zogen vorüber. Als ich begriff, was gewesen, war alles schon in die Vergangenheit gerückt, und ein neues Jahrhundert stieg empor und brachte uns wieder gemäßigtere Zustände.

„Von meiner Erziehung, von meinen Studien, von meinen Interessen will ich hier nur sagen, daß ich von vortrefflichen Lehrern unterrichtet wurde und einen unermüdlichen Eifer beim Lernen an den Tag legte.

„Die Luft, welche wir atmen, geht sicherlich mit in unser Sein und Wesen über, und der Boden, auf welchem eine Pflanze wächst, tritt in der Pracht oder Dürftigkeit der Pflanze wieder zu Tage. Wie konnte ich daher etwas Anderes werden, als eine Verehrerin meiner Zeit und nach besten Kräften eine Trägerin der herrschenden, siegreichen Ideen? — Aber in mein Gemüt war dieses Bewußtsein noch nicht gedrungen, denn, nur mit Gleichgesinnten verkehrend, stellte ich noch keine Vergleiche auf.

„Wir hatten unser bedeutendes Vermögen unversehrt aus der fürchterlichen Zeit gerettet, trotzdem meine Tante mehr als einmal in Gefahr stand, während der Tage der Schreckensherrschaft Gut und Leben zu verlieren . . . denn ihre energische Protestation gegen die Ausschreitungen der bluttrunkenen Anführer genügte, um sie in den Verdacht

royalistischer Gesinnung zu bringen! Aber durch Energie und Klugheit gelang es ihr stets, sich und mich zu retten. Ich war mittlerweile in mein siebzehntes Jahr getreten, hatte meine Studien beendet und sollte nach Wunsch meiner Tante mit ihr einige Reisen machen. Es war in dem Jahre, da Papst Pius VII. zu Paris den Consul Bonaparte salbte, und dieser die Kaiserwürde annahm. Die neue Regierungsform erfüllte mich mit Enthusiasmus. Nach soviel Schwächlingen, nach soviel lasterhaften Monarchen endlich ein Mann — ein Held auf dem Throne von Frankreich!

„Im Herbst beschloß meine Tante, mit mir eine Reise nach England zu machen. Sie hatte nicht bedacht, wie gefährlich die Überfahrt zu dieser Jahreszeit ist. Ein Sturm, dessen Schrecken ich nie vergessen werde, überfiel uns, nahe an der Küste litten wir Schiffbruch. Zu dem Augenblick, wo ich über und unter mir gähnende Wassertiefen und haushohe Wassermauern sah, verlor ich das Bewußtsein. In den Armen einer schmutzigen Frau, in einer der elendesten, verräuchertsten Matrosenosterien Londons kam ich wieder zu mir. Ein Matrose hatte mich gerettet und hierher gebracht. Was aus der übrigen Besatzung des Schiffes geworden war, wußte man mir nicht zu sagen. Es hieß, alle seien umgekommen. Mehr tot als lebendig vor Entsetzen und Angst verbrachte ich den Tag unter betrunkenen Matrosen und rohen Frauenzimmern, die mir meinen Schmuß abriffen und sich fluchend darum stritten. Gegen Abend entfloß ich, halb sinnlos vor Furcht, und atmete erst auf, als ich in der nächsten Straße den wüsten Lärm nicht mehr hörte. Diese Nacht, allein, frierend, flüchtend

auf den Straßen von London, war die entsetzlichste meines Lebens. Was sollte ich thun? Wäre ich weniger betäubt gewesen, ich hätte den ersten besten Polizisten gebeten, mich in das französische Konsulat zu bringen, aber hieran dachte ich nicht. Ich dachte überhaupt nicht. Ein Gefühl grenzenloser Leere und Gleichgültigkeit kam über mich, als der naßkalte Herbstmorgen dämmerte. Wenn meine Tante tot war, was sollte ich da noch auf der Welt? Ich hatte niemand als sie!

„Um sieben Uhr morgens beginnt auf den Straßen das Geschäftsleben. Beamte gehen in ihr Bureau, Kaufleute in ihre Gewölbe, Lehrer in ihre Schulen. Müde zum Umstinken war ich in eine offene Thür getreten und kauerte auf den Treppenstufen, als ein junger Mann, ein Buch unter dem Arm, die Treppe herabkam. Er stutzte, als er mich sah, — und wahrlich, in meinem mit Seewasser getränkten, zerknitterten Kleide, mit aufgelöstem Haar und wirrem Blick muß ich ein seltsames Bild abgegeben haben. Er blieb stehen und frug mich auf Englisch, ob ich krank sei. Seine Stimme flößte mir Zutrauen ein, sie war weich und wohlthuend. Ich erhob mich mühsam, ergriff seinen Arm und sagte flehend: ‚Helfen Sie mir! ... Sagen Sie mir, was ich thun soll!‘

„Ich hatte französisch gesprochen, und er antwortete mir in derselben Sprache: ‚Womit kann ich Ihnen helfen? Was fehlt Ihnen?‘

„Ohne mich zu besinnen, erzählte ich ihm alles. Er hörte teilnehmend zu, blickte mich öfters forschend an und sagte, als ich geendet hatte: ‚Eine Erinnerung wird immer lebhafter in mir. Ein Kind, schön wie ein Engel, führte

mich einst aus dem schrecklichsten Gefängniß... Mademoiselle, können Sie sich je erinnern, zu einem weinenden Knaben gesagt zu haben: Du bist nun frei!‘

„Ich blickte schnell zu ihm auf. Wie ein Blitzstrahl plötzlich eine dunkle Gegend erhellt, belebte sich die Erinnerung in meinem Gedächtniß, ich erkannte ihn wieder. Größer, männlicher, schöner war er geworden, — aber jene tiefe Traurigkeit, welche ihn mir damals bemitleidenswert machte, hatte einen bleibenden Ausdruck in seinen Augen gewonnen. Wie damals führte er meine Hände an seine Lippen und sagte:

„Ich danke Gott, daß er es mir vergönnt, einen kleinen Teil meiner Schuld abzutragen. Vertrauen Sie mir und in einer Stunde sind Sie geborgen und von liebevoller Fürsorge umgeben.‘

„Und er brachte mich in ein prächtiges Haus, dessen Bewohner mich wie eine Schwester aufnahmen... in das Haus des Sir Richard Harcourt. Wahrlich, dort fand ich eine Heimat, Trost, Ruhe und Klarheit. Sir Richard that die nötigen Schritte, um Auskunft über das Schicksal der Passagiere des untergegangenen Schiffes zu erhalten. Mir blieb nichts übrig, als zu warten. — Mittlerweile kam Montenay jeden Abend hin und seine Gegenwart verließ dem Familienkreise einen unaussprechlichen Zauber. Von Lady Amabel hörte ich Näheres über sein trauriges Schicksal. Seine Güter waren konfisziert, seine Eltern hatten den Tod durch die Guillotine gefunden. Er war nach seiner Befreiung nach England geflohen. Hier lebte er nun seit zehn Jahren in sehr ärmlichen Verhältnissen, nannte sich einfach de Montenay und hatte eine Anstellung

als französischer Lehrer an einer öffentlichen Schule gefunden.

Aber die unbeschreiblich feine Anmut, die sein Wesen kennzeichnete, seine Liebenswürdigkeit und seine hohe Bildung hatten ihm bald Freunde erworben. Auch ich lernte ihn bald schätzen und — lieben. Es war so natürlich. Wir waren beide allein, traurig und warmherzig. Wir hatten eine gemeinsame Erinnerung, die uns täglich teurer ward: er dankte mir die Freiheit, ich ihm die Rettung aus Verzweiflung! An alles Übrige dachten wir nicht.

„Eines Tages erhielt Montenay eine äußerst vorteilhafte Anstellung. Freudestrahlend kam er zu uns. Alle wünschten ihm Glück, wir hatten ein förmliches Fest. — Als er fortging, hielt er meine Hand fest und frug bittend: Und von Ihnen, Mademoiselle, kein Glückwunsch? Wissen Sie, daß jetzt meine Zukunft gesichert ist? Das ist ein frohes Gefühl für einen Mann, der in seiner Jugend nicht arbeiten lernte und die bitteren Folgen kosten mußte.“ — Ich stammelte einige unzusammenhängende Worte und zog meine Hand fort. Am nächsten Tage erhielt ich einen Brief aus Frankreich von einem Freunde und Ratgeber meiner Tante, der zugleich mein Vormund war. Er schrieb mir, von meiner Tante habe man nichts gehört, er hoffe, daß ich mich bald einer Familie anschließen und nach Paris zurückkehren werde. Er schickte mir eine große Summe zur Bestreitung der Kosten. Als Montenay an dem Abend in das Drawingroom trat, saß ich allein am Fenster. Bei seinem Erscheinen fiel mir der Gedanke an einen Abschied wie ein Stein aufs Herz — ich brach in Thränen aus. Ich weiß nicht, was wir sprachen und wie es kam, aber

ich lag in seinen Armen und wir tauschten Schwüre und Versprechungen, als die Thüre sich öffnete und die Ladies eintraten! — — —

„Meine Tante hatte unterdessen fast dasselbe Schicksal gehabt wie ich, nur mit dem Unterschied, daß sie, nachdem sie gerettet worden war, in einer kleinen Küstenstadt lange Zeit hindurch krank lag. Da sie mich für ertrunken hielt, reiste sie nach Paris zurück. Hier erfuhr sie nun mein Schicksal und beschloß hocherfreut, die lange Reise noch einmal zu machen, um mich zu holen.

„Sie fand mich als Braut des Marquis La Verme de Montenay.

„Ihr Entsetzen hierüber war sehr groß. Sie erklärte die Verlobung augenblicklich für ungültig. Aber Montenay war nicht der Mann, sich solches bieten zu lassen, und als ich ruhig erklärte, ich würde in solchem Fall warten bis ich mündig sei, gab sie endlich nach. Montenays Persönlichkeit that viel. Meine Tante haßte zwar alle Aristokraten, aber in einer allgemeinen Weise, so daß sie diesen Haß als feingebildete Frau auf das Individuum nicht übertrug. So ward ich, acht Wochen nach jenem furchterlichen Septembermorgen Montenays Frau.

„Meine Tante kehrte nach Paris zurück, wir bezogen eine komfortable Wohnung.

„Aber ach! — Meine Tante hatte nur zu Recht, als sie mir beim Abschied sagte: „Nun, Du hast Deinen Willen thörichtes Kind! Möchtest Du nicht, wenn es zu spät ist, einsehen, daß ich Dich nicht dazu erzogen habe, die Frau eines depostierten Marquis zu sein!“

„O, wie Recht sie hatte — und wie schreckvoll uns

erst allmählig die Erkenntnis kam! — Wäre ich wie andere Frauen, könnte ich mir genügen lassen am täglichen Kreislauf häuslicher Interessen, — vielleicht wäre es noch gegangen.

„So aber ging es nicht.

„Man denke sich nur in unsere Lage. — Wir waren Beide lebhaft, wir waren Beide leicht verletzt, wir hatten Beide ein Vaterland, wir hatten Beide Hoffnungen und glühende Wünsche, welche sich hoch, hoch über das Alltagsleben erhoben.

„Und diese Interessen liefen gegeneinander wie feindliche Schwerter.

„Was ihm heilig war, war mir ein Ärgernis! Was ich hoffte, fürchtete er. Was mich erfreute, kränkte ihn. Was ihm wie ein Unglück erschien, begrüßte ich mit Jubel. — In dem siegreichen Caesar sah er einen Attila! Bei den Nachrichten gewonnener Schlachten erbleichte er, während ich aufjauchzte.

„Und mit ihm sympathisierten Alle. Nicht nur die Familien französischer Emigranten, auch die Engländer waren von einem heftigen Widerwillen gegen die Lage der Dinge erfüllt. Wie fremd und seltsam mir dies Alles erschien. Wie einsam ich da stand, wie trostlos ich war in Stunden, da es mir klar wurde, daß ich Niemand habe, der mit mir fühle. — ‚Mein Engel!‘ — sagte der Marquis oft, mich zärtlich in die Arme schließend. ‚Eine Frau sollte nicht Politik treiben . . . sie sollte die Welt nur durch die Augen ihres Mannes ansehen.‘ — Seine Liebe konnte mich wohl auf Stunden trösten und in Illusionen wiegen,

aber sie konnte nicht verhindern, daß jeder Tag neue, grelle Widersprüche brachte.

„Meine Erziehung war wahrlich nicht darauf berechnet gewesen, die willenlose, verhätschelte Frau eines Royalisten zu sein. Zu einer gewissen Geistesfreiheit, die sich über äußerliche Konventionalitäten hinwegsetzt, erzogen, konnte ich mich nicht in die aristokratischen Begriffe hineinfinden, nach welchen einer Frau so enge Grenzen gezogen sind und das: Es schickt sich nicht! — hinter jedem Vorhaben lauert. Harmlose Dinge, die ich that und sprach, verletzten ihn. Meine wissenschaftlichen Studien unterbrach er gern mit einem Scherzwort, — meine Korrespondenz mit gelehrten, geistvollen Männern, die das Haus meiner Tante besucht hatten, hob er auf — es schickte sich nicht für die Marquise La Verme mit den Feinden ihres Mannes, mit den Söhnen der Revolution zu korrespondieren. Am tiefsten bekümmerten ihn meine freien religiösen Ansichten. Ich achtete seine tieffindliche Frömmigkeit, seine Ehrfurcht vor veralteten priesterlichen Ceremonien — aber wie sollte ich Beides teilen? — Diese Dinge waren mir unbekannt geblieben. Und der Inhalt seines täglichen Gebetes war — Gott möge sein unglückliches Vaterland aus der Gewalt des antichristlichen Usurpators befreien, die gestürzte Dynastie wieder auf den Thron bringen und seiner Kirche neue Kraft und Erleuchtung schenken. — Seine Stimme, seine Zuversicht, sein felsenfester Glaube erfüllten mich oft mit heißer, abergläubischer Angst . . . ich kann mich erinnern, daß ich einmal aufsprang, wie Feuer rieselte mir's durch alle Nerven, der Atem stockte mir. „Und wenn“ — dachte ich, die Hände vor die Augen drückend — „wenn es einen

Gott gäbe, der solche Gebete erhört . . . was würde da aus mir? — Die Erfüllung dieser Bitten würde die Welt zerstören, in der ich aufgewachsen war, die mein Leben bildete!

„In dieser Zeit beginnenden Glucks und innerer Zerkwürfnisse ward Uglac geboren. Montenays Freude war unaussprechlich, und es schien wirklich, als wäre mit diesem Ereignis die Spannung gelöst. Aber ach! — dies war erst der Anfang kommender Kämpfe.

„Meine Tante war gütig und tatkräftig wie immer aus Paris gekommen. Sie legte das Kind in Montenays Arme und pflegte mich getreulich. Als ich wieder vollkommen hergestellt war, teilte sie mir zu meiner freudigsten Überraschung mit, daß sie in der Zeit auch nicht müßig gewesen, und daß es gelungen sei, die Rückgabe der konfiszirten Güter des Marquis zu erwirken, mit der Zusicherung, daß derselbe, nachdem er dem Kaiser den Treueschwur geleistet, unbehelligt in Frankreich leben könne.

„Ich eilte zu Montenay und brachte ihm die frohe Botschaft . . . aber ich stürzte aus allen Himmeln. Montenay wies erstens die Vermittlung bonapartistischer Freunde zurück, wollte nicht als Gnade nehmen, was er für sein Recht hielt, und er erklärte mir, ich könne von ihm, der seinem Königshause Treue bis in den Tod geschworen, ebenso gut verlangen, er solle seine Seele dem Bösen verschreiben, als wie einem Manne Treue schwören, der für ihn nichts sei, als ein Glücksritter.

„Tief verletzt ging ich zu meiner Tante zurück — die sie aber konnte ihren Zorn nicht bemeistern. Mit glühenden Wangen, atemlos eilte sie zu Montenay und es folgte eine Szene, die ich nicht beschreiben will.

„So kam es, daß uns Beiden, ihm und mir, das Leben, das so schön begann, zur unerträglichen Qual ward. In ruhigen Zeiten, da alles stagnirt und keine Zeitfragen die Völker bewegen, mag es wie ein exaltirtes Märchen klingen, daß die Begriffe ‚kaiserlich‘ und ‚königlich‘ im Stande waren, zwei Menschen, die sich in warmer Neigung gefunden, für ewig zu scheiden! —

„Drei Jahre lang schleppte ich meine Fessel, dann brach ich zusammen. Ich trat vor Montenay und bat ihn um meine Freiheit! Ich konnte in London nicht mehr atmen. Ich wollte fort. — Montenay sah mich groß und kalt an. Wie schneidende Diamanten ruhten seine Augen auf mir.

„„Hierzu verweigere ich meine Einwilligung!“ — sagte er kurz.

„Verzweiflung kam über mich. Ich fiel vor ihm auf die Kniee und erhob die Hände zu ihm — sprechen konnte ich nicht.

„Er war so erschüttert, daß er lange Zeit brauchte, ehe er sich faßte. Dann hob er mich fast heftig auf.

„„Adrienne!“ — sagte er, — „ist es denn nicht möglich? — Ist alle Liebe in Deinem Herzen erstorben über diesen unseligen Disharmonien? . . . Geh! Du bist eine schöne Täuschung. Wahrhaftig!“ — schloß er bitter lachend, „das war Deine erste Lüge, da Du mir schwurest: ich liebe Dich!“

„„Es war keine Lüge,“ murmelte ich zitternd, „ich war jung und thöricht . . . Du weißt wie alles kam. O, sei barmherzig und erlöse mich aus dieser Hölle.“

„„Ich kann meine Einwilligung nicht geben,“ — ver-

setzte er hart, „es ist gegen mein Gewissen. Doch ebenso wenig werde ich Dich mit Gewalt zurückhalten! — Wenn Deine Gesundheit es wirklich benötigt, so reise nach Rom, — aber eins sage ich Dir, — in mein Haus trittst Du dann nicht wieder. — Nun wähle.“

„Ich gehe!“ — sagte ich, „für mich heißt's Leben oder Verschmachten.“

„Er wurde so blaß wie die Wand und trat einen Schritt zurück.

„Und das Kind?“ frug er endlich.

„Das Kind?“ — rief ich erschrocken — „Horace — das wolltest Du mir rauben?“

„Wäre es ein Sohn, so würde ich mein Anrecht darauf geltend machen. Auf diese Tochter hast Du das erste Recht . . . für jetzt. — Ich mache aber die Bedingung, daß, wenn je ich das Kind zu sehen wünsche, Du es mir schickest!“

„Das verspreche ich Dir!“ — rief ich erleichtert.

„So!“ — sagte er immer noch unnatürlich ruhig und sehr langsam, „Du gehst nun also nach Rom . . . jung, schön und unerfahren wie Du bist, trägst Du einen alten, guten Namen — den Namen meines Hauses in die Welt. — Bedenke dies!“

„Mit stolzer Entrüstung sah ich ihn an.

„Horace, wenn Du jemals hören wirst, daß die Trägerin dieses Namens demselben nicht Ehre machte, dann erst hättest Du ein Recht zu solchen Worten! Aber Du wirst das nie hören. Dieses gelobe ich Dir — und ich werde mein Gelöbniß mit dem Herzen halten.“

„Und so schieden wir.

„Ich habe mein Wort gehalten, und werde es halten! Und wer könnte mich wohl dazu verleiten, es zu brechen? — Wahrlich, das ist eine andere Welt, in der ich wieder auflebte und aufblühte, und in ihr sind keine Versuchungen für mich vorhanden.

„Habe ich Glück und Ruhe gefunden?

„Ja! — Ich bin so zufrieden, wie ich mir nie träumte wieder werden zu können. Von Montenay höre ich nichts mehr . . . o, er war der beste, edelste Mensch, aber sein Unstern führte ihn mit mir zusammen. Auch er wird aufatmen.

„Schwerlich sehe ich ihn je wieder — ich weiß was ein Wort von ihm sagen will. Senes, „nun wähle!“ — war die Frage: schuldig oder nicht schuldig. Niemals wird er zurücknehmen, was er in solchem Augenblick gesagt.

XIX.

Mehrere Wochen später, als Madame de Montenay schreibend in ihrem Boudoir saß und bereits grüne Läden und Leinwandblenden der heißen Aprilsonne den Eintritt verwehrten, öffnete sich die Glasthüre zur Terrasse und ein schöner, goldlockiger Knabe von etwa fünfzehn Jahren trat mit dem leichten Schritt eines Elfenkönigs in das Zimmer, eilte fast ungehört an den Tisch, ergriff die Hand der

Schreibenden und brachte sein strahlendes, schalkhaftes Antlitz dem ihren so nahe, daß ein Kuß unvermeidlich war.

„Alféo! Alféo!“ sagte Madame de Montenay halb lachend, halb bedauernd, „erstens haben Sie mich sehr erschreckt, mein lieber Junge, und dann — sehen Sie diesen Tintenfleck!“

„Ich will Ihnen zeigen, Madame, wie man aus Tintenflecken außerordentlich ähnliche Kägenköpfe, Vögel und Raupen machen kann,“ vertröstete Alféo.

„Ich zweifle nicht im Geringsten an Ihrer Kunstfertigkeit in diesem Fach!“ versetzte Adrienne heiter, „aber ich verzichte auf die Ehre, Ihre Schülerin zu werden!“

Der Knabe hatte sich in einen Samtfauteuil geworfen und spielte mit einem Lineal aus Elfenbein. Eine unbeschreibliche Sorglosigkeit, ein gefälliges Sichgehenlassen, eine strahlende Heiterkeit umgab ihn wie ein feiner Duft und verlieh seinen Bewegungen eine lässige Anmut, die sonst seinem Alter sehr fremd ist! — Madame de Montenay betrachtete ihn mit Seufzen und mit Bärtlichkeit.

„Sicherlich wieder Ihrem Mentor davon gelaufen, Prinz! — Ich begreife nicht, wie ein junger Mensch von Ihren Talenten und Fähigkeiten, so wenig —“

„Um Himmelswillen, hören Sie auf, ma belle mère! . . . sonst glaube ich, Madame Decroix sei im Zimmer, — und wirklich, sie sagt mir genug über meine Sünden! — Auch bin ich meinem Mentor durchaus nicht davongelaufen, sondern komme, um Ihnen eine niederschmetternde Nachricht zu bringen . . . Signor Barano hat mit seiner Truppe Rom verlassen!“

Die junge Frau blickte überrascht auf.

„Was? . . . und nun sahen wir die Vorstellung des Abdallah doch nicht!“

„Nein — das ist es eben. Thut es Ihnen nun nicht in der Seele weh, mich armen Knaben vertröstet zu haben, bis es zu spät war?“

„Alféo, ich kann es schwerlich glauben, daß Sie nicht ohne mich in der Vorstellung waren.“

Alféo warf einen Blick zur Decke empor, fuhr sich mit der Hand durch seine hellen Locken und sagte resigniert:

„So wenig kennen Sie den Palazzo Alvarra? — — Ich — ich — Prinz Alvarra! — in einer Komödianten-Vorstellung?“

„Wann kehren Sie nach Florenz zu Ihren Verwandten zurück?“

„So wie ich kann, und so wie mein Großvater sich über meine Leichtfertigkeit ausgewundert haben wird.“

„Mit ihren Vettern harmonieren Sie wohl besser?“

„O, vortrefflich. Luigi und Baccio halten noch weniger vom Studieren wie ich.“

In Florenz will ich das Versäumte nachholen, wenn Barano hinkommt, aber es wird nur das halbe Vergnügen sein, denn Abdallah ist hier in Rom geblieben.“

„Wie? — Woher erfahren Sie das?“

„Jemand sagte es mir. Er ist krank, hat sich mit dem Direktor verneinigt und man hat ihn schließlich hiergelassen.“

„Wo ist er?“ rief Aldricque lebhaft.

„Non lo so! . . . er soll das Fieber haben.“

„Schade, daß Wandron nach Paris zurückgereist ist.“

murmelte Madame de Montenay, „was soll aus dem armen Knaben werden, wenn sich niemand seiner annimmt?“

Alfëos Augen hatten die kleine Aglaë entdeckt, welche zögernd auf der Schwelle stand. Er sprang auf, ließ sich vor dem Kinde auf ein Knie nieder, küßte ihre Hände und sagte, den Kopf bittend umgewandt:

„Madame, meine jüngeren Geschwister sind auf dem Monte Pincio, — gestatten Sie, daß ich Aglaë und Mademoiselle Cécile dorthin begleite.“

„Gewiß, lieber Alfëo,“ versetzte sie freundlich. Ihr Auge ruhte sinnend auf dem heiteren, vielversprechenden Knaben und auf ihrem zarten, blassen Kinde. Die Väter dieser Beiden waren Freunde . . ., eine solche Freundschaft, wie sie nur selten gefunden wurde, verband den Marquis Horace La Verme mit dem Fürsten Ottavio dell' Nvarra, seitdem Letzterer einige Jahre lang seiner Gesandtschaft am englischen Hof attachiert gewesen war. — Diese Freundschaft hatte Madame de Montenay dem Palazzo Nvarra fern gehalten, bis ein Zufall sie mit dem Fürsten Ottavio und dessen Gemahlin bekannt machte. Nun waren die Beiden auch schon tot. Die Fürstin starb bald nach der Geburt des jüngsten Sohnes, und er . . . man konnte in Rom noch immer nicht ohne Schauern an den schmachvollen Tod des edelsten und besten Mannes denken.

Unter den vielen, vielen Kindern, welche Nachmittags die Spaziergänge der eleganten Welt, den Monte Pincio, den Garten der Villa Borghese, die Villa Ludovici belebten, jauchzend, springend, lachend, gefolgt und geführt, gerufen und berufen von Müttern und Bonnen, tauchte heute hier, morgen dort ein kleiner, braunäugiger Knabe auf, der in

tieffschwarzen Samt gekleidet, meist an der Hand einer toskanischen Wärterin, seines Weges ging. Er zeichnete sich weder durch auffällige Schönheit, noch durch besondere Fröhlichkeit aus. Er verschwand fast unter dem wirbelnden Durcheinander brauner und schwarzer Titusköpfchen, tanzender Füße und springender Bälle.

Dennoch geschieht es diesem Knaben oft, daß fremde Kavaliere, aber auch rauhe Arbeiter, Priester und Soldaten, ihn in ihre Arme heben und küssen. Der kleine Knabe ist eine so bekannte Persönlichkeit, als wäre er ein Königssohn. Er ist es gewohnt, in den Augen bärtiger Männer, die ihm seine Locken streicheln, Thränen zu sehen.

Neben diesem kleinen Burschen ging Aglaé Montenay eine Stunde später. Sie hielt mit schwesterlicher Zärtlichkeit seine Hand in der ihren und fragte:

„Wer war dies, Etto?“

„Wer?“

„Der fremde Mann, der Dich vorhin auf die Stirn küßte.“

„Weiß es nicht,“ murmelte Etto.

„Aber wie denn! Weißt es nicht? — Wie kam es ihm denn bei, Dich zu küssen?“

„Das ist für meinen Vater,“ sagte Etto mit Würde.

„Für . . . aber wie denn?“

„Die Briganti haben meinen Vater getötet. Das soll ich nie vergessen. Ich vergesse es auch nie. Jeden Abend,“ fuhr er sehr sanft und sehr schüchtern fort, „bitte ich die Madonna, daß Francesco del Monte leben bleibe, damit ich ihn töten kann!“

„Du?“ frug Aglaë mit Entsetzen, „töten — Etto — töten?“

„Er tötete meinen Vater!“

Das Mädchen schwieg, und da auch Prinz Etto ein stiller Knabe war und seine Wärterin eine blasser, wortfarger Frau, so vergingen wohl zehn Minuten, bis Aglaë endlich leise und geheimnisvoll flüsterte:

„Lieber Etto! . . .“

„Che oos'hai?“

„Etto — ich habe jetzt auch einen Vater.“

„Du?“ frug der kleine Römer staunend, „non è vero!“

„Doch!“ versetzte Aglaë triumphierend und zog vorsichtig ein kleines Porzellan-Medaillon hervor, welches sie um den Hals an einem Schnürchen trug. Etto's braune Augen ruhten verwundert auf dem Portrait.

„Das hier? — das ist aber sehr wenig von einem Vater,“ sagte er kopfschüttelnd.

„Etto! — Es ist nur sein Bild — er selbst ist groß und lebendig!“

„Also stachen ihn die Briganti niemals tot!“

„Nein, gewiß nicht!“

„Dann bilde Dir nur gar nichts auf ihn ein!“

Aglaë sah betrübt aus. Sie hatte sich soviel „darauf“ eingebildet.

Alféo, welcher von einer Damengruppe angerufen, gefangen genommen und wie ein hübscher Schmetterling geliebt und gehätschelt worden war, kehrte jetzt zu Aglaë zurück.

„Brüderchen, schlage Dir alle Gedanken an das gold-

geschmückte Kopf des Wüstenjohnes Abdallah aus dem Köpfchen," sagte er.

"Wie viel Du hieran denkst, Alfeo, — mehr als Otto!" rief Aglaë.

"Chérie, gingest Du nicht gerne hin?"

"Ich würde mich fürchten, — ich fürchte mich so leicht."

"Kleine Närrin!" sagte der Knabe heiter, „an Abdallah wird sehr wenig Fürchterliches sein."

Hier erhob Ottore seine Stimmchen.

"Er heißt gar nicht Abdallah — er heißt Lionardo il Romano!"

"Wer sagt das?" frug sein älterer Bruder lebhaft.

"Der Großvater!" flüsterte Ottore, mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Furcht, Beflommenheit und Respekt.

"Der Großvater? Fürst Andrea? ... Mein Bürschchen, Du träumst!"

"Ich hörte, wie er es zu Elena sagte. Er hat Zettel abgerissen oder so was, weißt Du, und da kam der Großvater dazu."

"Ich weiß nichts, aber das macht mir keine grauen Haare," erwiderte Alfeo sorglos. „Daß er nicht Abdallah hieß, konnte man sich denken, und ich hörte schon, daß er eigentlich ein sizilianischer Hirtenknabe aus Giordimonte und der Sohn von Komödianten sei. ... Camilla, was fehlt Dir?!"

Dieser Ausruf galt der Wärterin, welche plötzlich taumelnd gegen ihn fiel. Alfeo hielt sie kräftig auf, aber es dauerte einige Zeit, ehe sie sich erholte.

"Ein Schwindel," sagte sie endlich, nach Atem ringend,

„die Sonne hatte mich gestochen. Komm, Etto, ich bringe Dich nach Hause!“

Am Abend dieses Tages schloß der kleine Etto in einem prächtig geschnitzten Bettchen in einem großen, getäfelten Zimmer mit sehr düsternen, grünen Vorhängen. Eine Lampe brannte auf einem Schrank. Camilla, seine Wärterin, breitete einen Schleier darüber, während ein zwölfjähriges Mädchen sich liebevoll über das Bett beugte.

„Schläft er schon, der kleine Schelm?“ frug sie und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Oh, er ist so blaß, Camilla! Sieh her! War sein Herz sehr schlimm heute?“

Die Wärterin schüttelte den Kopf.

„Er war guter Dinge, Principessa Elena, und ich denke, er soll eine gute Nacht haben!“

Das Mädchen schlich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer.

Als sich die Thüre hinter ihr schloß, blickte sich die Wärterin mit einem scheuen Blick hastig um. Sind wir diesem Blick noch nie begegnet? Sahen wir dies blasse, hohläugige Weib noch nie mit dem Ausdruck eines gehezten Wildtieres die Felswand heranklimmen, den Kopf nach rechts und links wendend, als erwarte sie von jeder Seite Verfolger? Und doch verfolgte sie niemand und kein Feind bedrohte ihr Leben. Fünfzehn Jahre sind seitdem verstrichen, aber sie glaubt eben den Giesbach wieder rauschen zu hören, sie glaubte über sich den roten Fels, den tiefblauen Himmel, unter sich das von Kastanien und Magnoliabäumen umschattete alte Haus zu sehen, in welchem sie alles zurückließ, was ihrem Leben noch einem Zweck gab ... ihr Kind!

„Oh, hätte ich es nie gethan! Wäre ich bei ihm geblieben, hätte ich ihn mit meinem Herzblut genährt, bis wir beide Hungers starben . . . so wären wir jetzt schon lange, lange tot, und es wäre alles still um uns und das Herz hätte Ruhe!“

Sie murmelte die Worte zwischen den Zähnen, während sie — so groß war die Macht fünfzehnjähriger täglicher Selbstbeherrschung — mechanisch umherging und ihre Vorkehrungen für die Nacht traf. Dazwischen blieb sie stehen und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, als wollte sie die marternden Gedanken darinnen zermalmen.

„Oh heilige Jungfrau, steh mir bei . . . ich verliere den Verstand! Mein Sohn! Mein Sohn! Was ich um Deinetwillen auf mein Gewissen genommen habe, ertrüge kaum eine der heiligen Märtyrerinnen! Oh Enrico Vernoni, Du Verfluchter der Hölle, hätte ich Dich nie erblickt!“

Der letzte Ausruf drang wie ein heiserer Schrei an das Ohr des schlafenden Knaben. Er richtete sich ängstlich auf.

„Camilla . . . Camilla,“ flüsterte er, in nervöser Furcht zitternd, „ist ein böses Tier im Zimmer, Camilla?“

„Ruhig, Bambino!“ versetzte sie apathisch. „Du hast geträumt, — schlafe ein.“

Der kleine Knabe versteckte sein Gesicht in das Kissen und begann zu weinen.

„Camilla . . . ich fürchte mich!“ murmelte er mit erstickter Stimme.

Ob sie Camilla antworten konnte, öffnete sich schon die

Thüre, — Principessa Elena trat ein. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich neben das Brüderchen, nahm seine Hände in die ihren und saß bei ihm, bis er eingeschlafen war.

XX.

Mitten in ihren Studien, während ihres Geplauders im Salon und ihrer Besuche der Sammlungen, Kirchen und Ruinen tauchte immer wieder der Gedanke an den seltsamen Knaben auf, von dem es hieß, er sei allein, krank und mittellos zurückgelassen worden.

Eine goldne Armspange, aus der Hand eines jungen Lazzaroni empfangen, gehört vielleicht zu den seltensten Ereignissen in Rom . . . aber daß die dem ehrlichen Finder zugedachte Belohnung hochmütig zurückgewiesen wird, ist vielleicht seit Römerzeiten nicht vorgekommen.

Madame de Montenay beschloß, Lionardo zu suchen und kennen zu lernen. Vandron war in Geschäften nach Paris gereist, Prinz Alféo nach Ablauf der Osterferien nach Florenz zu seinen Verwandten zurückgekehrt, — Aldricenne hatte niemand, der ihr helfen konnte, den Verschollenen ausfindig zu machen. Aber sie frug, forschte und zahlte, und sie entdeckte die Adresse des Knaben. Er befand sich in dem Krankenhause barmherziger Brüder. Ohne sich viel zu befinnen, bestellte Madame de Montenay ihren Wagen

und fuhr hin. Sie frug dort nach „einem Knaben Il Romano“, und der sie begleitende Padre führte sie sogleich an eine Thüre, blieb aber, ehe er öffnete, bedenklich stehen.

„Fürchtet sich die Signora nicht vor Ansteckung? Der Knabe hat ein sehr böses Fieber gehabt, hat zwar schon sein erstes Bad genommen, aber —“

„Ich fürchte mich nicht im geringsten!“ sagte Adrienne in ihrer liebenswürdigen, zerstreuten Erhabenheit über alle Dinge, die das körperliche Befinden betrafen.

Der Padre öffnete und sie trat in ein kleines, zellenartiges Gemach, in dessen offenem Fenster ein blasser Knabe saß und las.

Bei ihrem Eintritt sprang er auf, Scharlachröte bedeckte sein Gesicht. „Die Signora!“ stammelte er, — „die Signora!“

„Mein lieber Lionardo,“ sagte die schöne, weiße Dame, ihre Hand auf seine Schulter legend, „ich habe lange Zeit gebraucht, ehe ich Sie fand. Erkennen Sie mich wieder — wie?“

Ihr Lächeln erhöhte nur seine Verlegenheit.

„Sie waren sehr krank, lieber Knabe, ist's nicht so? Fühlen Sie sich stark genug, um mir zu erzählen, wie alles kam?“

„Signora, da ist nicht viel zu erzählen. Ich konnte bei Barano nicht länger bleiben.“

„Doch weshalb nicht?“

Lionardo hatte sich ein wenig vom ersten frohen Schreck erholt, aber er war noch Konvaleszent und die unerwartete Erscheinung dieser Frau versetzte ihn in zitternde Aufregung.

„Weshalb nicht?“ rief er mit zitternden Lippen. „Oh, ich konnte es nicht länger aushalten. Ich kann nur leben, wenn ich frei bin . . . und ich kann nicht Komödie spielen. Und dann wollten sie Rom verlassen . . . aber das konnte ich nicht! Oh, niemals, niemals! Es mußte ihm viel an mir gelegen sein, denn er bot mir plötzlich eine hohe Summe als Gehalt an, wenn ich mit nach Florenz und nach Triest ginge, und er sagte, ich solle darüber erst schlafen und ihm am nächsten Morgen meine Meinung sagen. Zu dieser Nacht aber wurde ich krank. Die Gedanken gingen mir wie ein Rad im Kopfe umher, — nur Eines wußte ich: ich konnte nicht fort von Rom! Als ich am Morgen zu ihm ging, um ihm das zu sagen, war ich schon krank. Als er mir zornig antwortete, fiel ich hin und weiß nichts mehr. Nun sind sie alle fort. Trevelli hat mir einmal geschrieben, sonst niemand.“

Er schwieg erschöpft, bückte sich dann und hob ein Buch vom Boden auf. Ein anderes lag auf seinen Knien. Auf dem Fensterbrett lagen einige Hefte und stand eine zerbrochene Tintenflasche.

„Damit vertreiben Sie sich die Langeweile?“ frug Madame de Montenay schnell.

„Mathematik, Signora,“ erwiderte der Knabe lakonisch.

„Mathematik!“ wiederholte sie staunend und blickte ihn forschend an. In der tödtlichen Blässe, welche ein kaum überstandenes Nervenfieber zurückließ, sahen seine Züge unendlich fein, die Augen groß, fast frauenhaft aus, im Schatten ihrer langen, schwarzen Wimpern, — und das Gesicht einer Frau war es, die Ähnlichkeit mit einer dunkel-äugigen Frau, welche ihr vorschwebte, ohne daß sie im

stande war, sich zu sagen, wo und wann sie diese Frau gesehen hatte. „Regen Sie sich nicht auf, lieber Lionardo. Lassen Sie die Vergangenheit sein. Was gedenken Sie in Zukunft zu thun?“

„Zu arbeiten,“ versetzte er. „Oh, meine Kräfte! Wo sind sie hin? Das ist es, was mich ungeduldig macht . . .“

„Das wird sich bessern! — Was aber wollen Sie arbeiten?“

„Ich weiß es noch nicht!“ versetzte er mit einem Seufzer.

„Lionardo,“ sagte sie mit sanften Vorwurf, „weshalb wiesen Sie mein Geschenk zurück?“

Er fuhr auf.

„Signora, wie hätte ich das annehmen können! — Belohnen Sie einen Mann, der große Geschicklichkeit bewiesen, oder einen, der eine Heldenthat ausführte, — aber wollen Sie mich — mich! — dafür belohnen, daß ich kein Dieb bin? Das hat mir ins Herz geschnitten! Wenn die Signora mir wirklich ein Geschenk gesandt hätte, ich hätte es aus dem Fenster werfen mögen!“

„Lionardo — so stolz?“

„Ich kann es nicht ändern,“ erwiderte er atemlos. „Oh, verstehe mich die Signora recht, — es versteht mich so selten jemand! Immer muß ich das Wort hören: *è curioso!* — Bin ich wirklich wunderbar? Ich weiß es nicht, aber die Menschen begreifen mich nicht!“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich Sie nicht begreifen kann?“

„Aber?“

„Nein, aber, lieber Knabe! — Ich staune nur! Was wird aus Ihnen werden in dieser argen Welt? Wie wollen Sie bestehen?“

„Signora, wir Hirtenknaben aus Fiordimonte verhungern nicht so leicht — wir verstehen es alle, drei Tage lang von Wasser und Wurzeln zu leben!“

„Aber Lionardo, der Mensch braucht mehr zum Leben, als dies! Er will ein' Haus, ein Bett, ein Kleid haben.“

Der Knabe lächelte gleichmütig.

„Es ist schön, wenn er es haben kann, — aber der Himmel ist ein hohes Dach, das Gras ein weiches Bett und Lumpen bleiben lange Lumpen!“

Die Signora saß gedankenvoll da, das blonde Haupt in die Hand gestützt. In diesem Knaben lebt bereits die Seele eines Mannes. Der wird schon allein mit dem Leben fertig.

„Lionardo,“ sagte sie endlich, „wärest Du auch zu stolz, um einige Bücher anzunehmen, die ich Dir zum Zeitvertreib schicken möchte?“

Der Knabe küßte ihr stumm die Hand, — seine Augen strahlten. O, diese Augen, in denen so viele bange Fragen stehen, deren Beantwortung der jungen Seele Erlösung bringen würde!

Aldricenne fühlte sich seltsam bewegt. Sie wurde so selten — nie! — aus ihrer schönen, harmonischen Ruhe gebracht, aber dieser einsame Knabe rührte ihr Herz. Sie konnte nicht anders, als die gedankenvolle Stirn küssen, und mit der Hand liebevoll über seine Locken streichen.

„Ich werde Dir die Bücher schicken, Lionardo, und ich werde morgen wieder nachsehen, wie es Dir geht. Lebewohl!“

Sie winkte ihm mit der Hand und verließ leise das Zimmer.

Der arme Lionardo blieb in einer unbeschreiblichen Aufregung zurück. Er hatte bereits zu viel gelesen und geträumt, als daß nicht ideale Traumgestalten weiblicher Schönheit, überirdische, nur geahnte Phantome seiner Phantasie vorgeschwebt hätten . . . und jetzt flossen sie plötzlich zusammen zu einer weißen Gestalt. — Und diese Gestalt begleitete ihn in seine fieberhaften Träume, erwachte mit ihm und stand neben ihm, lächelte, beugte sich zu ihm herab und flüsterte: Ich komme wieder. — Wo blieb das Mathematikbuch? — Es liegt vielleicht auf der Diele. Lionardo weiß es nicht. Seine ganze Seele ist erfüllt von dem Gedanken: wird sie wiederkommen? Wird sie?

Adrienne war, ahnungslos der Eroberung, die sie am Herzen eines fünfzehnjährigen Burschen gemacht, nach Hause gefahren.

„Und dieses Kind,“ sagte sie zu sich, während sie die Treppe hinauf stieg, „dieses Kind sollte in den Straßen von Rom geistig und körperlich verhungern? — Nein! Das werde ich nicht zugeben! Morgen schon bringe ich ihn hierher, — das Weitere wird sich finden, wenn er gesund ist.“

Sie ließ sich von Madeleine den Mantel abnehmen und setzte sich zerstreut an ihren Schreibtisch, die eingelaufenen Briefe durchsehend, als Mademoiselle Céciles Stimme entschuldigend sagte:

„Stören wir Madame? . . . La Petite kann Madame später begrüßen.“

Adrienne blickte sich um. La Petite stand neben ihr. „Darf ich?“ flüsterte sie.

„Ja, Chérie — aber dann muß ich schreiben und lesen! Bon soir . . . Hast Du heute fleißig gelernt?“

La Petite legte die Arme um den Hals der Mutter — es ist sechs Uhr Abends und sie sieht dieselbe jetzt zum ersten Mal. Madame hat so selten Zeit für ihr Kind! — Einige Versuche, La Petite selbst zu unterrichten, scheiterten an dem langsamen Fassungsvermögen und der leicht eintretenden Ermüdung der kleinen Dame. Eine tüchtige Erzieherin wird das besser besorgen. Im Grunde wollte Adrienne nicht tägliche Beweise dafür, daß ihr Kind unbegabt sei.

„Oh Mama! Laß mich nur fünf — nur zwei Minuten so neben Dir stehen!“ bat das Kind plötzlich, „ich will still sein — ich will den Atem anhalten . . . ich will!“

Madame de Montenay wollte sie nicht fortschicken, obwohl sie es ziemlich unbequem fand, in dieser Stellung zu schreiben, während Aglaé das blonde Köpfchen an ihre Schulter schmiegte.

Sie schrieb etliche Zeilen auf einen Briefbogen:

„Überlegen Sie sich meinen Vorschlag, bis ich komme. Lassen Sie einmal Ihren Stolz fallen und denken Sie sich, daß ich auch mir eine Freude bereiten möchte. Würden Sie in mein Haus kommen, Lionardo? — Es soll Ihnen eine zweite Heimat werden. Ich bringe es nicht übers Herz, Sie allein in die feindliche Welt wandern zu sehen. Kommen Sie zu uns, ich will Ihre Studien leiten, Ihre Fragen beantworten, Ihre Lehrer wählen! — Würde Sie dies bedrücken? — Nein — Lionardo, es ist nicht die Belohnung für eine selbstverständliche That, es ist noch weniger ein Gnadengeschenk — es ist nur geliebene Hilfe. Ich rechne darauf, daß wir einst quitt werden, indem Sie

zu einem tüchtigen, wohlunterrichteten Manne heranwachsen!
— Überlegen Sie sich's wohl, bis ich komme!

A. de Montenay."

Der Brief war beendet und bei Seite gelegt, als die Thüre sich öffnete und Madame Decroix eintrat.

"Nachrichten aus Paris," sagte die kleine Dame erregt, indem sie sich, ohne Aaglaes Anwesenheit zu beachten, in einen Fauteuil setzte und mehrere Briefe entfaltete, aus denen sie der Nichte die interessantesten Berichte der jüngsten Ereignisse vortrug.

"Auch einige unerquickliche Privatneuigkeiten," sagte sie zum Schluß, die Briefe zusammenfaltend, mit verdrießlicher Miene, „Montenay, der meist auf seinen Gütern lebte, ist seit diesem Winter in Paris, und die Sennora de Torres . . . Du kannst Dich der Sennora de Torres erinnern? Die schöne Spanierin."

"Oh ich weiß . . . was ist mit ihr?" frug Adrienne.

"Man spricht von einem Religionswechsel seinerseits, um eine Heirat mit dieser Person, die ihn völlig in ihren Netzen gefangen zu haben scheint, zu ermöglichen . . ."

"Das glaube ich nicht!" rief Adrienne plötzlich aufsehend, „aus solchen Gründen würde Montenay niemals seine Kirche verlassen."

"Der Einfluß jener calvinistischen Harcourts wird viel dazu beitragen, seine Bedenken zu zerstören," erwiderte die Tante, „und die Leidenschaft . . . liebes Kind, die Sennora de Torres könnte aus einem Juden einen Mameluken machen. Sie weiß ihre Macht zu brauchen."

Nachdenklich und ein wenig betroffen strich Adrienne

mit der feinen Hand über das blonde Lockenköpfchen ihres Kindes.

„Meine Einwilligung scheint als selbstverständlich angesehen zu werden,“ sagte sie endlich mit leicht zitternder Stimme.

Aglæe blickte die Mutter grübelnd an.

„Du wirst Deine Einwilligung doch nicht versagen,“ versetzte Madame Decroix. „Die Sache wäre ein Abschluß und Du würdest ganz frei.“

Aldrienne schwieg und ihr Töchterchen blickte unruhig auf die Tante.

„Aber genug von diesen kleinen Alltäglichkeiten,“ sagte diese, sich eifertig erhebend, „der Wagen wartet noch, Aldrienne, ich wollte mit Dir einige Besuche machen.“

Als Madame de Montenay an diesem Abend ihre Gäste empfing, war sie nicht in ihrer gewohnten Seelenruhe.

Der Duca della Rocca bemerkte dies sofort.

„Was ist vorgefallen?“ frug er mit gutmütiger Redlichkeit, „heute Abend sehen Sie nicht aus wie eine Philosophin, sondern wie ein bestürztes Kind.“

„Ich?“ frug sie, leicht errötend, mit lieblichem Lächeln, „ich glaube, ich kann einen armen Knaben nicht vergessen, den ich heute im Hospital besuchte.“

„Was? — Seit wann interessieren Sie sich für Menschen, verehrte Frau? — Von dieser Seite kenne ich Sie noch gar nicht!“

Am nächsten Tage hatte sich eine kleine geschlossene Gesellschaft von Parteigenossen zum Diner im Hause einer Aldrienne befreundeten Familie eingefunden. Graf und Gräfin Baudières verdankten dem Gefangenen auf St. Helena ihre

Adelskrone und ihr Wappenschild — und brachten seinem kaiserlichen Andenken gern und jederzeit den Weihrauch ihrer Dankbarkeit, und Madame Decroix schwelgte hier in Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen.

Der Duca della Rocca war mit seinem eleganten Biererzug gefahren gekommen, er hatte sich die Weine und die Pasteten des Gastgebers mit der behaglichen Ruhe eines ächten Epikuräers schmecken lassen und streckte seine mächtigen Glieder sodann im weichsten Divan. Das animierte Gespräch, welches sich um die Streitfragen des Tages drehte, entlockte ihm nur ein belustigtes Lächeln. Als sich aber Madame Decroix atemlos, erhitzt und ihren gelben Fächer entfaltend neben ihn setzte, sagte er, ohne sich zu rühren — ja, ohne aufzublicken:

„Ich gebe Ihnen aber doch zu bedenken, daß wir hier gegenwärtig unter der Regierung eines Confalva leben.“

„Eines Mannes,“ rief die kleine Dame hitzig, „welcher alles wieder einreißt, was wir Rom schenkten! Der die Klöster wieder aufbaut, der die Polizei abschafft und die Briganti protegirt.“

„Möglich,“ versetzte della Rocca achselzuckend, „obgleich andere Stimmen diesem Kardinal nachrühmen, daß er ein Vater des Landes sei und Rom wieder zu Reichthum und Wohlstand bringen wolle. Wenn er aber das Unkraut mit dem Weizen ausrauft, das heißt, die französischen Einrichtungen sammt und sonders einreißt, so geschieht dies, weil er sie haßt. Das wollte ich nur sagen.“

„Eh hien?“

„Nun?“ frug der Duca dagegen, „wo würden Sie hinziehen, wenn es besagtem Confalvo plötzlich beikäme,

den hier wohnenden Bonapartisten das Leben zu verfalzen?“

„Nach Paris!“

„Paris? — Sie haben in Paris eine zu große Rolle gespielt, Madame, als daß man Sie heutzutage ohne Ehrengelerte dort einziehen ließe. Dasselbe dürfte nur nicht ganz nach Ihrem Geschmack sein.“

Adrienne, welche nicht weit davon saß, wandte den Kopf nach dem Sprecher. Sie sah bestürzt aus. Ihre Tante zuckte die Achseln und blickte den trägen Duca mit unaussprechlicher Verachtung an.

„Solange Männer auf dem Divan liegen,“ sagte sie endlich, „solange wird freilich der Kaiser nicht im Stande sein, in Europa wieder Ordnung herzustellen.“

„Pst!“ war alles, was della Rocca mit halbgeschlossenen Augen hören ließ.

XXI.

Es war schon ziemlich spät, als die beiden Damen in ihre Villa zurückkehrten. Die Pinien des gegenüberliegenden Hügels hoben sich klar gegen den Sternenhimmel ab. Adrienne zögerte einige Minuten auf der Terrasse.

„Ob es wahr ist?“ dachte sie mit träumerischer Verwunderung. Dann fiel ihr Blick auf den goldnen Ring an ihrem Finger. „Es ist nicht wahr! Es kann nie sein,

wir sind auf ewig verbunden. Selbst die Kirche kann uns nicht scheiden. Er müßte denn wirklich Calvinist geworden sein. Und weshalb nicht? Die Harcourt's hatten ohnehin keinen andern Gedanken, als ihn für ihre Kirche zu gewinnen."

"Madame," flüsterte die alte Madeleine besorgt, "die Nachtlust ist gefährlich ... und dann ... wir fürchten, *La Petite* ist nicht ganz wohl."

"Wie? Was fehlt ihr?" frug Madame de Montenay, indem sie ins Haus trat. "Hat sie wieder Kopfschmerzen? Mademoiselle Cécile läßt sie zuviel lernen!"

Madeleine antwortete nichts, nahm der Herrin die Hüllen ab und öffnete ihr die Thür. Adrienne ging durch ihr Schlafzimmer in das anstoßende kleine Kabinet. Sie war noch nicht sehr erschrocken, denn *La Petite*, ein zartes Kind, war häufig unwohl.

Die Erzieherin, welche sonst die körperliche Pflege des Kindes Katharinen überließ, saß mit dieser am Rande des Bettchens. Aglaé lag, unruhig atmend, mit fieberheißen Wangen da. Von Zeit zu Zeit schrak sie aus dem Schlafe empor, sah sich verwirrt um und schloß wieder ein.

Die beiden Frauen erhoben sich bei Adriennes Eintritt, und Mademoiselle Cécile flüsterte:

"Sie war sehr gut beim Zubettgehen, Madame ... klagte nur über ein wenig Kopfweh. Aber wir denken, es muß ihr etwas fehlen. Ich habe nach dem Doktor geschickt."

Madame winkte hastig mit der Hand und kniete neben dem Bettchen hin. Sie erfaßte schnell die Hand des Kindes, sie lauschte auf den fliegenden Atem, sie fühlte die heiße Stirn und der Atem stockte ihr in jähem Schreck. Wie

ein drohendes Gespenst stieg die Angst in ihr empor, — da schien kein Entrinnen vor der fürchterlichen Ueberzeugung, daß sie selbst, in strafbarstem Leichtsinne mit der Gefahr spielend, Krankheit, vielleicht Tod für ihr Kind heimgebracht hatte. Die Stimme des warnenden Mönches schlug wie ferner Donner an ihr Ohr: „Fürchtet sich die Signora nicht? ... Der Knabe hatte ein sehr böses Fieber!“

Die Last einer unheimlichen Betäubung sank schwer auf sie herab. Dieser erste, große Schmerz ihres Lebens traf sie völlig unvorbereitet. Sie brach darunter zusammen. Sie konnte nichts denken, nichts erwidern, sie fand keine Verteidigung gegen den unsichtbaren Ankläger, welcher sie höhrend fragte: Und verdienst Du es denn, ein solches Kind zu besitzen? Hast Du die Perlen nicht mit Füßen getreten ... und wunderst Dich, daß sie nun zerbrochen sind?

Eine Angst, fürchterlicher als Worte ausdrücken können, bemächtigte sich ihrer, — sie starrte das Kind wie geistesabwesend an.

Die Gouvernante flüsterte:

„Wir haben uns den Kopf zerbrochen, wo *La Petite* sich das geholt haben könnte ... ist heute den ganzen Tag im Zimmer und auf dem Terrazzino geblieben. Hat sich nicht erhitzt, hat nichts Kaltes gegessen, hat sich nicht ermüdet.“

Adrienne legte ihr Gesicht in die Hände und blieb regungslos sitzen. Sie zitterte am ganzen Körper. Cécile betrachtete sie besorgt, murmelte etwas von „sicherlich nur une petite malaise“ und huschte hinaus, um gleich darauf mit dem Doktor wieder zu erscheinen. Adrienne erhob sich

langsam . . . was nützt dieser Fremde hier? — Was konnte er ihr sagen, daß sie nicht schon wußte, und hatte er die Macht, mit wohlfeilen Vertröstungen die Zentnerlast von ihrem Gewissen zu nehmen? — Er betrachtete die Kleine und schüttelte den Kopf.

„Signora, ich kann noch kein Urtheil abgeben. Dies alles und auch nichts sein. Mademoiselle ist sehr nervös. Kann sein, es ist nur eine Aufregung. Aber die Jahreszeit ist gefährlich und die Malaria herrscht allerorts, auch ein bössartiger Typhus. Darf ich fragen, ob Mademoiselle Aglaé in keinerlei Gefahr der Ansteckung geriet?“

Madame de Moutenay war weiß geworden bis auf die Lippen. Mancher zur Guillotine verurteilte Royalist mochte sein Todesurtheil mit mehr Fassung erwartet haben, als wie sie diese Frage. Eine Antwort wurde ihr erspart, denn **La Petite** erwachte, sah sich unruhig um und frug: „Mama — was ist geschehen? . . . Wer ist das?“

Der Arzt zog sich augenblicklich zurück und winkte den Bonnen, dasselbe zu thun. Das Kind dürfte nicht geängstigt werden.

Adrienne blieb diese Nacht am Bettchen ihrer Tochter sitzen.

Nur eine Nacht! Eine kurze Stundenzahl — und eine Ewigkeit! Ein kleiner Zeitraum, aber er faßte die Höllequalen eines Menschenlebens in sich!

Was sie verbrochen und was sie versäumt hatte, wurde ihr klar und trieb sie in wilde, hilflose Angst. Wohin sie sich wendete — Nacht — Nacht — Nacht! — Aber grelle Streiflichter fallen in die Dunkelheit und zeigen ihr den Irrthum, die Vernachlässigung, den Egoismus ihres

Lebens. So weit war es gekommen, daß sie selbst Schuld daran war, wenn ihr das Theuerste — o sie fühlte jetzt erst, wie teuer! — wieder fortgenommen wurde! Nur sich selbst hatte sie anzuklagen, wenn sich die Augen ihres Kindes schlossen für immer.

Er hatte Recht, der heute zu ihr sagte: Seit wann interessiren Sie sich für Menschen? Er hielt den Schlüssel ihres ganzen Wesens in der Hand. Sie hatte wahrlich noch nie um Jemand gesorgt, für Jemand gezittert und gelebt. Für sie waren die Menschen nichts gewesen als Schachfiguren in der Weltgeschichte. O, freilich hatten viele sie interessiert, etliche begeistert — aber nur in ihren Verdiensten um die Wissenschaft, in ihren Kunstschöpfungen.

Und dies Kind? — Ihr Kind und sein Kind, — es wird sterben und sein kleines Leben war eine Kette von Vernachlässigungen und Enttäuschungen gewesen! O, das fühlte sie jetzt, — das wußte sie plötzlich. Es wird sterben — und es hatte niemals empfunden, was es hieß, eine Mutter haben! — Es wird sterben — und es wußte noch nichts von seinem Vater. Die schöne gelehrte Frau meinte es nicht böse — wahrlich nicht! — aber sie fand wirklich noch nicht die Zeit, dem kleinen Mädchen vom Vater vorzuerzählen! — Es wird sterben mit diesem sanften Herzen voll unerwidelter Liebe. Tausend heimlich vergossene Thränen werden sichtbar werden und die Mutter anklagen! — Es wird sterben — und sie wird, auf ihrem Lieblingsplatz im Garten sitzend, daran denken, wie oft — ach! täglich zwei — dreimal sie die schüchterne Kleine fortschickte, weil sie nicht gestört sein wollte. — Sie dichtete vielleicht ein Epos auf den Gefangenen von St. Helena

oder sie erwog mit ausschließlichem Interesse die Frage, ob die Überführung der Antikensammlung aus der Villa Borghese nach Paris zu rechtfertigen sei oder nicht . . . und die süße Stimme hatte umsonst geschmeichelt und gebeten.

Wie war ein ungeduldiges Wort, eine eigensinnige Klage über Aglaës Lippen gekommen — aber wie oft hatten sich die dunklen Augen mit Thränen gefüllt.

Sie wird sterben — und ihr Vater wird eines Tages fragen: wie geschah es?

Wie sich ein Bild um das andere vor ihr entrollte, Vergangenheit und Zukunft zusammengedrängt in Sekunden, steigerte sich ihre Angst auf das Höchste. Und da war kein Mensch, der ihr jetzt einen Trost gab, in dessen Herz sie flüchten könnte, in ihrer zerfahrenen hilflosen Verzweiflung!

Wie nichtig und gering erschienen ihr die Kümmernisse ihres bisherigen Lebens — wie frevelhaft ihr Wort: Horace, erlöse mich aus dieser Hölle! — wie sündlich ihre Flucht vor Pflicht und Gehorsam!

Ver säumnisse über Ver säumnisse, ein gebrochener Treueschwur, eine umgangene Lebenspflicht!

Und es ist alles nicht mehr gut zu machen. — Ihre glühenden Thränen nützen ihr zu nichts mehr. — Nur noch wenige Tage und sie hat Alles unwiederbringlich verloren!

Und das Leben ihres Kindes, die Liebe ihres Gatten erscheinen ihr plötzlich wertvoller, denn alle Schätze der Welt . . . und entgleiten ihr diese beiden köstlichen Edelsteine — so bleibt sie allein, in hoffnungsloser Einsamkeit!

Mit leidenschaftlicher Angst umfaßte sie das fiebernde Kind mit den Armen — sie klammerte sich daran, wie sie sich einst beim Schiffbruch an die Hand des rettenden Matrosen klammerte. Ihre Seele war erwacht, — sie hatte das Leichentuch, unter dem sie begraben, abgeworfen und begann aller Philosophie, allem nüchternen Rationalismus zum Trotz, ihren Weg direkt zu Gott empor zu nehmen. Zitternd, atemlos und zernüchtern warf sie sich vor seinem Throne nieder und flehte um Barmherzigkeit. Es war ein Gebet ohne Hoffnung auf Erhörung — womit hätte sie dieselbe verdient? — aber es ist unablässig, dringend.

Aglæ war in den Armen der Mutter von Neuem eingeschlafen. Als der Morgen dämmerte, wurde sie ruhiger und kühler, ihr Atem strich Adriennes Wange in regelmäßigen Zwischenräumen . . . eine jähe, fast schreckvolle Freude durchbebte plötzlich die unglückliche Frau. Wie, hätte Gott ihr Gebet erhört? — Sie konnte es nicht fassen, sie wagte es nicht zu glauben. Ihr Herz zitterte zwischen Furcht und Überraschung, ihre Lippen stammelten unzusammenhängend Dank und Bitte. Sie legte endlich das Kind sanft in die Kissen zurück. Zu Tode erschöpft, zitternd und blaß, blieb sie auf ihrem Posten. Das Herz hoffte und zagte — zagte und hoffte — bis es sich wieder flehend vor Gott demüthigte, seine Entscheidung abwartend.

Und in diesen bangen Stunden zitternden Harrens und tiefer Beugung reißt die Seele der Betenden aus, zu der Demut, der Liebe und der Selbsterkenntnis, welche aus der Sphynx das Weib und aus dem Weibe dereinst die

Christin machen werden, wenn der Glaube Wurzeln schlug und Frucht brachte.

Spät am Morgen hatte die Ungewißheit ein Ende. **La Petite** erwachte mit strahlendem Lächeln und vom Schlafe leicht geröteten Wangen — legte ihre Arme um den Hals der Mutter und flüsterte:

„Oh, Mama . . . Du bist noch bei mir. Ich war so krank und durstig diese Nacht, und mein Kopf schmerzte, aber ich bin gesund geworden, weil Du bei mir bliebst.“

Adrienne drückte das Kind an sich und weinte heiße Freudenthränen.

XXII.

Die nächsten drei Tage waren noch nicht frei von peinigender Besorgnis, das Fieber könnte doch wiederkehren. Adrienne zog sich durch diese übertriebene Ängstlichkeit Madame Decroix' Zorn zu, denn sie versäumte einen wissenschaftlichen Vortrag, weil sie die Kaprice hatte, **la Petite** selbst zu Bett zu bringen. Aglaé war in glückseliger Stimmung — ihre Mutter, das Ideal ihres Herzens, für sie bisher nur zwei — wenn es hoch kam, dreimal am Tage erreichbar, saß eine Stunde lang an ihrem Bettchen! Sie wollte ihr so viel, o so viel sagen, all die Verehrung, die Liebe, welche ihr kleines Herz seit Jahren angesammelt hatte, aussprechen, — aber **la Petite** war sehr schüchtern,

und außerdem bemerkte sie wohl, daß seit der vorigen Nacht eine große, seltsame Veränderung mit ihrer Mutter vorgegangen sei. Eine tiefe Blässe und ein tiefer Kummer nahmen dies schöne, sanft=stolze Antlitz in Besitz. Sie war unruhig und traurig. Oh, wenn ihr Kind den Mut fände, zu fragen: Was fehlt Dir?

„Aglæ, versuche zu schlafen! Kannst Du nicht, ma Petite?“

„Wenn Du es wünschest Mama mia . . . aber ich bin nicht müde. Du aber siehst müde aus — meine süße Mama! Denkst Du immer noch, daß ich sterben werde?“

„Sterben? — Liebling, wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

„Weshalb bist Du denn da bei mir?“ frug Aglaë naiv. Adrienne errötete tief.

„Ich habe oft gedacht, daß ich gerne sterben würde,“ fuhr das kleine Mädchen träumerisch fort, und ein schwaches Lächeln erhellte ihr Gesicht, „wir werden dann bei Gott sein und dort ist es besser als hier. Er hat es mir gesagt und er weiß es.“

„Aglæ! Von wem sprichst Du?“

Des Kindes Augen leuchteten plötzlich auf.

„Sie nennen ihn Padre Dratio,“ sagte sie, „o Mama! Willst Du mehr hiervon hören? — Er sitzt manchmal am Meer auf einem Stein und spricht zu den Fischern. Sie laufen Alle zusammen und hören ihm zu. Dort sah ich ihn in Neapel . . . weißt Du Mama? Als wir in Neapel waren?“

„Kind — Kind!“ murmelte Adrienne bestürzt, „und wo warst Du, daß Du ihn hören konntest?“

„Ich saß neben ihm, Mama! Wenn er mich sah, winkte er mich immer zu sich. Er war immer freundlich gegen mich . . . Mama, ich wußte nicht, daß Du etwas dagegen hättest? Mademoiselle Justine erlaubte mir, zuzuhören.“

„Und wo war Mademoiselle Justine unterdessen?“

Mademoiselle hatte einen Freund, weißt Du den langen, braunen Karabinieroffizier. Sie ging immer mit ihm spazieren. Ich mochte nicht mitgehen,“ schloß das kleine Fräulein achselzuckend, „es gefiel mir nicht. Hier in Rom habe ich Padre Dratio wiedergesehen. Oh, wie er sich freute, als ich ihn auf der Straße anredete. Er legte mir die Hand auf den Kopf und sagte mir: Gott segne Dich — Er geht Dir nach. Oh, er wird nicht ruhen, der gute Hirte, bis er sein Lämmchen auf seinen Armen aus der Welt getragen.“

„Mamma mia, wenn er spricht, Du fühlst es, — hier im Herzen! — Ich habe Mademoiselle Cécile so lange gebeten, bis sie mit mir in die Kirche trat, wo er predigte. Die Kirche war so voll, wir mußten an der Thüre stehen bleiben. Er hatte mich aber doch gesehen — oh, er sah mich immer! — Ich verstehe nicht Alles, was er sagt — aber ich höre es lieber, als wenn die Musik Abends spielt oder die Glocken läuten.“

Adrienne saß stumm daneben.

Was sollte sie auch sagen? — Auf einige Fragen nach Studien und Befinden, auf einige alltägliche Bärtlichkeiten beschränkte sich bisher ihr Verkehr mit dem Kinde. Von dem Leben, von den Erfahrungen, von der Entwicklung des kindlichen Herzens wußte sie nichts. Aglaé hatte bereits sa petite vie für sich. Sie hat ihre Freuden und ihre

Bedenken, von denen die Mutter nichts erfuhr. Ein Schultisch und ein täglicher Spaziergang — das war ihr unzertrennlich von dem Begriffe: la *Petite*.

Sie wird am Schultisch manchmal träge sein und auf der Promenade oft den Hunden, Wagen und Tauben nachsehen! In diesem Rahmen verläuft der Tag! — Aber auch Cécile und die Italienerin Katharina haben es Madame nie gesagt, welch ein eigenartiges, schwerzube-greifendes Kind la *Petite* sei!

Eines weiß Adrienne aber doch. Aglaé gehört zu den furchtlichsten Naturen. Ein bellender Hund oder ein großer, zerlumpter Mensch — eine laute Stimme können sie in Angst versetzen. Selbst auf Spazierfahrten kann sie sich beim Anblick einer streitenden Gruppe kaum des Zitterns enthalten.

„Mein liebes Kind, ich begreife doch nicht, wie Du es jemals wagtest, unter jene Fischer und Matrosen zu gehen, die dem Prediger zuhörten. Du erschrockst ja sonst über jeden Bettler!“

Aglaé seufzte ein wenig.

„Ich fürchtete mich zu Anfang sehr,“ sagte sie, „die Leute sahen wild aus und die meisten trugen rote Kappen und waren sehr zerlumpt . . . aber Du siehst, Mama, — ich mußte, und deshalb that ich es!“

„Du mußtest?“ frug Madame de Montenay erstaunt, „was soll das heißen?“

„Du siehst — ich sollte Gott suchen!“ —

„Gott suchen!“ wiederholte Adrienne.

„Ja, Mama,“ flüsterte Aglaé, „sieh her!“

Sie nahm ein dünnes schwarzes Schnürchen von

ihrem Halse. Eine kleine goldne Kapsel, arg geknickt und flach gedrückt, hing daran. Die kleinen Finger arbeiteten eine Zeitlang vergebens, endlich öffneten sich die verbogenen Schalen. In der Kapsel lag zusammengebrochen, zerknittert, vergilbt ein kleines Stückchen Papier! Wie oft haben diese Händchen es herausgenommen, entfaltet, wieder vorsichtig, vorsichtig hineingelegt, bis es vergriffen, morsch und die Schrift fast unleserlich geworden! Aglaé hielt es nahe zum Licht, so daß ihre Mutter die wenigen Worte lesen konnte:

Mein Kind! Ich muß Dich von mir scheiden sehen mit blutendem Herzen! Einst werde ich Dich wiedersehen! — Suche Gott, lerne Ihn lieben, damit dies Wiedersehen, wenn nicht auf Erden, dann doch einst im Himmel bei Ihm stattfinde! Dein Vater.

Was Adrienne in diesem Augenblick fühlte? Ach — eine Wiederkehr jener trostlosen Leere und Hilflosigkeit, jenes Ausgestoßensein von der Theilnahme an den Segnungen des Gottes, den sie geleugnet, den sie nie gekannt hat!

Und sie hätte ihn kennen müssen! — Von dem Augenblick an, wo sie mit Verwunderung zusah, wie Marquis La Verme das Knie beugte und seinen stolzen Aristokratenkopf herabneigte, um Worte zu sprechen, deren Sinn ihr unverständlich war, bis zu dem Moment, wo sie von ihm ging, hätte sie Gelegenheit genug gehabt, den Grund seiner Standhaftigkeit, seiner Feindesliebe, seiner Seelenruhe im Leiden zu ergründen.

Aber sie hatte nicht gewollt.

Nur ein Fädchen, unsichtbar und zart wie Spinnewebe, ein paar geschriebene Worte, verbanden ihn mit

dem ahnungslosen Kinde, — und aus dem Spinngewebe ist eine goldne Kette, aus den verblichnen Worten eine Macht geworden, die des Kindes Leben regierte und leitete.

• Aglaë hatte gelesen, gegrübelt, geahnt und endlich begriffen. Dann hatte sie einfach gehorcht. Sie hatte ihre Furchtsamkeit besiegt einem Vater zu Liebe, von dem sie sonst nichts wußte, als diese wenigen Worte, die er ihr beim Abschied um den Hals hing.

Gewiß, er hatte sein Kind dazumal, als es noch kaum sprechen konnte, schon besser gekannt, als Adrienne es jetzt kennt.

Ihre Thränen fielen herab. Eine unendliche Traurigkeit erfüllte sie mehr und mehr — sprechen konnte sie nicht.

Aglaë hatte die Kapsel wieder geschlossen und blickte zweifelnd auf die Mutter. Endlich legte sie schüchtern ihre Hand auf den Arm derselben.

„Mama, werde ich ihn wirklich niemals sehen, meinen Vater?“

„Ich weiß es nicht — vielleicht!“ stammelte Madame de Montenay angstvoll. „Aber Aglaë — Aglaë — wenn er Dich mir nähme, ich ertrüge es nicht!“

„Will er das thun?“ sagte sie nachdenklich. „O, Mama, sage mir mehr von ihm. Wo lebt er? — In Paris? — Weshalb besucht er uns nie?“

„Er kann nicht,“ murmelte Adrienne. „Aglaë, — einmal erzähle ich Dir alles. Jetzt nicht.“

Sie küßte des Kindes Stirn und entfernte sich leise. Aber in der Thüre kehrte sie noch einmal um, kam zurück, kniete am Bett nieder und weinte, unhörbar aber bitterlich.

„Mama,“ sagte Aglaë, ihr Haar berührend, „darf ich

mein Abendgebet laut sagen? Ich thue es nie vor Katharina, denn es ist ein Geheimniß. Papa hat es mich gelehrt, als ich noch sehr klein war. Ich kann mich aber wohl erinnern, daß ich ihm versprach, es jeden Abend leise herzusagen."

"Sage es!"

Die Stimme war erstickt von Schluchzen. Sowie Aglaë gebetet hatte, erhob sich ihre Mutter und verließ hastig das Zimmer. Am nächsten Tage frug sie die Erzieherin, was es mit dem Padre Dratio für eine Bewandtnis habe.

"La *Petite* sagte mir, sie habe ihn vor drei Jahren in Neapel zuerst gesehen und gehört, Madame. Er predigt sehr schön, aber ich hätte nie gedacht, Madame, daß ein zehnjähriges Kind so veressen darauf sein könne, einen grauhaarigen Predigermönch zu hören, von dessen Reden sie doch nur die Hälfte versteht. Aber sie ist so sehr eigen, die Kleine! Stets wußte sie, wo und wann und ob er predige, und sie zwang mich förmlich in die Kirche. Wenn wir so zehn Minuten gekniet hatten, stand sie auf, winkte mir und ging dann sehr zufrieden, aber sehr nachdenklich nach Hause. Immer sonderbar, *petite mouche*."

"Ma sì," begann nun auch Katharina mit lebhafter Gesticulation „è vero, — è curiosa, la Bambina! Kann froh sein — com' un uccello! Singt — lacht — schwätzt — und mit einem Mal, da sind die Thränen! *E finita!* — Frag' ich dann, was fehlt der Kleinen? Hat sie sich weh gethan? Hat man sie gescholten? — Nichts von alledem! Zeigt nur — *così!* — aus dem Fenster und sagt: Ein böser Mann schlug einen armen Hund! Oder: Katharina, der

Bettler am Ponte di Ferro weinte. Er weinte vor Hunger, Katharina, und wir gaben ihm nichts! — Madonna! Krämen sich darüber wohl andere Kinder? — *Ha cuor' d' oro, la Piccina!*“

Und es war traurig aber wahr, daß dies alles Neuigkeiten für Adrienne waren! — Sie wird für jetzt kein anderes Studium haben, als ihres Kindes Herz. Ein süßes, lohnendes Studium und die beste Betäubung jener inneren Unruhe, welche sie seit jener Schreckensnacht in sich fühlte. Die Liebe ihres Kindes wird den quälenden Zweifel besänftigen, der jetzt unablässig an ihr Gewissen pocht: was soll sie thun? Wie soll sie eine Versöhnung mit dem Gatten herbeiführen, eine Vergebung erlangen, ohne daß er ihre Absicht mißverstände?

Sie möchte ihn wissen lassen, daß sie einsah, wie nur sie, sie allein Schuld hat — aber sie möchte nicht, daß er glaubt —

Noch vor vier Wochen hätte sie, ihre Schuld einsehend, sich mit der größten Seelenruhe hingesezt und ihm einen musterhaften Brief geschrieben, an dem nichts mißzuverstehen war. Jetzt aber fehlte ihr jegliche Kaltblütigkeit. Es war unendlich schwer, weiterzuleben, ohne dies, fortan Gott geweihte Leben von Schlacken zu reinigen, das Bewußtsein der Schuld auf dem Gewissen zu behalten, — es war aber ein Ding der Unmöglichkeit, sich jetzt — gerade jetzt! — Vergebung suchend in die Erinerung eines Mannes zu bringen, der einst sagte: „Geh! — Aber mein Haus betriffst Du dann nicht wieder!“

„Er könnte meinen, ich sei eifersüchtig!“ dachte sie, als sie auf dem Terrazino auf einem bequemen Divan lag, durch ein Zeltdach vor der Sonne geschützt, von köst-

lichem Drangenduft umfächelt, ruhelos und müde, grübelnd und gleichgültig.

„Er könnte denken . . . aber nein! Er kennt mich besser. Va! Ich schreibe!“

Sie erhob sich ein wenig, zögerte — und sauf wieder zurück.

„O, was soll ich thun! Was soll ich ihm sagen? Ich —“ Sie sprang auf, eilte an den Schreibtisch und schrieb, ohne sich zu besinnen:

Lieber Montenay!

Verzeihen Sie, Marquis, daß ich Sie, früherer Gewohnheit folgend, so anrede! Zürnen Sie mir auch nicht, daß ich Ihnen heute schreibe. Sie werden vielleicht nicht begreifen, weshalb ich es thue, auch wenn ich Ihnen den Grund genannt! — Zuerst lassen Sie mich erwähnen, daß ich gehört habe, Sie hätten die Absicht, eine zweite Heirat zu ermöglichen. Auch die betreffende Person ist mir genannt worden. Sollte es wahr sein, so werde ich es erfahren, denn es kann ja kein Geheimnis bleiben. Ich richte deshalb keine Frage an Sie, nur eine Bitte: Ich bin nicht wert, Ihrem Glück im Wege zu stehen, ich habe an Ihnen zu pflichtvergessen gehandelt, als daß ich das Recht hätte, meine Hand zu erheben und Protest einzulegen. Das weiß ich und bitte nur um Eins: vergeben Sie mir! Wenn Sie Bitterkeit, wenn Sie Groll gegen mich fühlen, o, um Gotteswillen, Horace, sagen Sie sich, daß Ihre Vergebung für mich eine unbeschreibliche Beruhigung, ein tiefer Trost ist! Ich trage einen Dorn im Gewissen, den ich nur mit Gottes und Ihrer Hilfe ausreißen kann! Geben Sie

mir mit ein paar Worten die Beruhigung, daß Sie großmütig vergessen wollen, was ich gefehlt, welch heilige Pflicht ich umgangen habe! Mir ist die Erkenntnis spät und bitter gekommen, aber nun ich sie erlangt, läßt mir's keine Ruhe. Ich habe Sie gekränkt, betrübt und nur an mich gedacht. Alles das fühl' ich! O, vergeben Sie mir! Und seien Sie glücklich, Horace, so sehr wie Sie es verdienen!

Abrienne.

Sie erwartete die Antwort anfangs mit großer Ruhe, dann, wie die Tage hinzogen und die Möglichkeit immer näher rückte, mit leichtem Herzklopfen, dann mit steigender Aufregung . . . zuletzt war es ihr, als hinge Leben und Sterben von dieser Antwort ab. Wieviel tausend Zweifel, Befürchtungen und Fragen waren im Laufe der Wartezeit in ihr lebendig geworden! Wie fühlte sie manchmal eine jähe, stürmische Hoffnung auf etwas — sie wußte selbst nicht was! — und dann eine tiefe Verzagtheit, eine kalte Totenhand am Herzen beim Gedanken daran, daß ja doch alles aus sei, nie ein Wiedersehen möglich, nie mehr als eine schriftliche, formelle Versöhnung denkbar!

Madame Decroix begriff in dieser Zeit nicht, was sie von ihrer Nichte denken sollte, — sie mußte krank sein!

La Petite aber wurde in diesen Wochen mehr als die „Studie“, sie wurde Vertraute, Freundin, ja Ratgeberin und Lehrmeisterin ihrer Mutter!

XXIII.

Lionardo hatte Madame de Montenays Brief erhalten, und derselbe hatte ihn weit mehr aufgeregt, als für seine Konvaleszenz gut war. Bilder, so märchenhaft und verlockend, so einschmeichelnd wie er sie noch nie gekannt, erfüllten seine Phantasie. Er sollte in Madames Haus, er sollte sie täglich, stündlich sehen dürfen — zu ihren Füßen sitzen, ihrem Wink gehorchen, ihr Schüler, ihr Slave, ihr Schatten sein. Der Gedanke betäubte ihn zu Zeiten. Eine Sehnsucht, die alles zurückdrängte, erfüllte und beherrschte ihn. Schwach wie er war, fehlte ihm mehr die körperliche als geistige Energie, sich aus der träumerischen Lethargie zu raffen, mit welcher er sich sein künftiges Leben ausmalte, so lange bis ihn plötzlich eine jähe Angst erfaßte. Er wurde sehr nachdenklich, nahm seine Bücher vom Fensterbrett und begann zu studieren, und je schwerer es ihm wurde, seine Gedanken an Ziffern und Tabellen haften zu machen, desto mehr stieg seine Angst.

Drei — vier — fünf Tage vergingen, und von Madame de Montenay war nichts zu sehen. „Sie hat mich vergessen!“ — dachte Lionardo seufzend, und sein Blick schweifte ruhelos von der Thüre nach den vier weiß getünchten Wänden empor und durch das kleine Fenster.

Aber eines Tages öffnete sich die Thüre, der Padre trat ein in Begleitung Wandrons und sagte wohlgelaunt:

„Der Knabe hat jetzt täglich gebadet und ist an der Luft gewesen. Er kann das Hospital nun verlassen.“

Bandron reichte Romano sehr freundlich die Hand, setzte sich neben ihn und sagte lächelnd:

„Nun, ich kam gestern von Paris zurück und hörte bei Madame de Montenay Dein Schicksal! — Barano ist also mit seiner Truppe in Florenz. Wie kam es, daß er Dich hier zurück ließ?“

„Ich konnte — ich konnte nicht fort von Rom!“ — murmelte Lionardo.

„So?“ — sagte Bandron heiter — „verwechselst Du nicht Rom mit Deiner schönen Gönnerin?“ —

„Signor, ich pflege das zu sagen, was ich meine!“

„Was hast Du gethan, daß es Dir gelang das Interesse dieser hohen Frau zu erregen, für die sonst kein Mensch existierte?“

„Ich habe nichts gethan.“

„Auf irgend eine Art ist es Dir gelungen, ihre Zuneigung zu gewinnen — denn es geschieht in ihrem Auftrag, daß ich zu Dir komme. Sie läßt Dir sagen, Du möchtest, sowie keine Gefahr der Ansteckung mehr vorhanden sei, zu ihr kommen. Sie hat einen großartigen, einen königlichen Entschluß gefaßt: sie will Dich in ihr Haus nehmen.“

Lionardo war erst sehr rot und dann sehr blaß geworden. Jetzt traten Thränen in seine beredten Augen und glitten langsam an den schwarzen Wimpern herab.

„Sagt der Signora meinen Dank,“ — versetzte er leise, „aber ich kann nicht kommen.“

„Bist Du toll?“ — frag Bandron staunend, „weißt Du, was Du sagst?“

„Ich weiß es wohl. Ich habe Zeit gehabt, hierüber nachzudenken, denn Madame schrieb es mir schon. Signor,

es geht nicht. Ich weiß nicht, was dort aus mir würde, — aber ich glaube, zuletzt wäre ich nichts, als Madame's Baginnetto. Ich würde auf den weichen Divans liegen stundenlang, stundenlang, ich würde die Arbeit hassen lernen und die Bücher liegen lassen. Ich bin drei Tage lang wie schwindlich gewesen, als ich mir das alles dachte. O, Signor," fuhr er scheu-errötend aber mit unerbittlicher Wahrheitsliebe fort, „Sie wissen nicht, wie das thut, legt sie ihre Hand auf die Schulter, sieht sie uns an mit ihren großen Augen, spricht sie mit ihrer Stimme, die ich nie vergessen kann. Es ist immer als wäre das Zimmer voll Drangenduft. — O, das ist alles nichts für mich. Ich würde krank werden — träge, unglücklich und nichts nütze.“

In Wandrons Augen schimmerte es feucht. Dieser Knabe hat eine seltene Seelenstärke. Während er spricht, durchzittert ihn ein solcher Schmerz, daß er die Zähne in die Lippe drückt, bis dieselbe blutet . . . aber er spricht, tapfer zu Ende! — Seine junge Seele hat ein Ideal gefunden — aber er wendet sich fort, weil er das Gift erkennt, das unter den Blumen liegt. Es ist allerdings vorauszusehen, daß dieser seltsame Bursche, schön wie ein Andalusier, mutig wie ein Araber, gedankenvoll wie ein Dichter, über kurz oder lang nichts wäre, als eine Zierde für Madame's Salon, ein Spielzeug ihrer Gäste, ein verwöhnter, verhätschelter Liebling, der im Bann ihrer Augen willenlos dahinleben würde, wie ein Nachtwandler.

„Daß es gut sein, Lionardo. Ich verstehe Dich, Du hast Recht, ich werde Deine Sache vertreten. — Was aber gedenkst Du dann zu thun?“

„Ich weiß es noch nicht. Ich habe einige Bekannte, dieselben werde ich auffuchen. Ich helfe mir schon weiter Signor, seien Sie nicht bange. Geld brauche ich nicht viel, und was ich jetzt brauche, habe ich. Sagt der Signora — sagt ihr,“ — seine Stimme wurde unsicher, er faßte Wandrons Hand in seine beiden und hielt sie sehr fest — „Lionardo il Romano würde ihr immer — immer dankbar sein! Aber er kann sie nicht wiedersehen!“ — —

Als Wandron am nächsten Tage wiederkam, war es umsonst. Lionardo hatte bereits das Hospital verlassen, und die pflegenden Brüder konnten ihm nicht sagen, wohin er gegangen war. Wieder untergetaucht im großen Strome! Wird er ihn je wiedersehen? Eine innere Stimme sagte ihm: Ja! dieser Knabe bleibt nicht da unten. Langsam aber sicher wird er sich emporringen, bis er wieder auf der Bildfläche erscheint.

Lionardo trat unterdessen in einer schmalen Gasse in einen kleinen Laden, woselbst im Hintergrund ein alter Herr auf einem hohen, dreibeinigen Comptoirstuhl saß und schrieb. Er wandte sich bei Lionardo's Eintritt um, nahm die Brille von der Nase und erwartete nach stummem Kopfnicken, ob der jugendliche Käufer einen Band vaterländischer Geschichte, eine kostbare Südseemuschel oder eine Schmetterlingsammlung kaufen wollte, denn alles dies ist bei dem Signor Fornari zu haben, dessen Antiquitäten- und Raritätenhandel sich keines geringen Rufes erfreute.

Signor Fornari war mit Trevelli bekannt und Trevelli hatte Lionardo einen Empfehlungsbrief an diesen gegeben.

„Hm,“ sagte der Alte, nachdem er den Brief gelesen, und betrachtete den Knaben von oben bis unten, „der

Trevelli lobt Sie sehr. Und Sie wollen zu mir? Was wollen Sie hier? Sie sind ein Schauspieler, ein Seiltänzer. Nicht acht Tage lang werden Sie es hier unten am Schreispult oder oben zwischen den weißen Pudeln der Signora aushalten! Ich thue Trevelli gern einen Gefallen aber —“

„Versuchen Sie es mit mir, Signor!“ — sagte der Knabe bittend, „ich will jede Arbeit thun, ich will Ihnen dienen wie ein Knecht, bis ich gezeigt habe, daß ich kein Seiltänzer bin und nicht fortlaufe!“

Der Antiquar brummte etwas vor sich hin, dann stieg er von seinem Stuhl und sagte: „gut, bleiben Sie — wir werden ja sehen!“

Und Lionardo blieb.

Er war hier freilich in das spießbürgerlichste stillste Haus gekommen, das nur je im engsten Rahmen täglicher Pflichten ein junges, aufstrebendes Leben einschloß!

„Die Signora“, ein altes Dämchen von 60 Jahren, lebte mit ihren beiden weißen Pudeln, einem weißen Kaskadu und einer Familie weißer Mäuse oben über dem Laden in zwei Zimmerchen, deren weiße Holzdielen und hölzernen Schemel allerdings nicht im Entferntesten an Madame de Montenays rosenduftigen orientalischen Salon erinnerten. Madame Fornari trug noch den Reifrock, großgeblühte Satinkleider und eine turbanähnliche Haube auf zierlich geordneten, grauen Locken. Sie spielte mit ihrem Maune Schach und besprach mit ihm die Begebenheiten der nächsten Nachbarschaft. Gegen Lionardo war sie gütig und freundlich, wie gegen alle Welt. Sie hatte einen großen Abscheu vor den vielen bösen Dingen, die

„draußen“ geschehen, und predigte gern Moral. Das Ehepaar war kinderlos, ein Umstand, der sie nicht sonderlich kränkte. Dem Alten ersetzten seine Muscheln und seine indischen Amulette, ihr ersetzten die weißen Mäuse diesen Mangel.

Sie betrachtete Lionardo anfangs mit großer Besorgnis, war aber binnen vierzehn Tagen völlig beruhigt. Er war ein stiller, fleißiger Knabe, der sich dem Alten unentbehrlich machte und jede freie Stunde zum Lernen und Lesen benutzte. Sein Vorgänger hatte dem würdigen Paare viel Ärger bereitet. Er hatte nie den Laden gefehrt, er hatte Nachts den Schlüssel gestohlen, um mit seinen Freunden davonzulaufen, er hatte eine weiße Maus zertreten und beim Auspacken einer Kiste mit uralten Gläsern und Bechern die Hälfte der Schätze zerbrochen. Er lud seine Freunde in sein Stübchen und sang und lärmte mit ihnen.

Diese Erinnerung verbunden mit Lionardo's besonnener Gemüthsart genügte freilich, um ihn zu einem Heiligen zu stempeln!

Trotzdem kamen Momente, da die Signora ihn erstaunt und befremdet ansah. Es zuckte hin und wieder ein Blitz aus seinen Augen, der die beiden Alten mit verständnisloser Verwunderung in eine feuerflammende Seele blicken ließ.

In solchen Momenten, da ein Wort, ein Blick den ruhigen, pflichtgetreuen Knaben umwandelte, fiel es der Signora immer ein, wie ihr Jemand einst, da ihr Papagei gestorben war, einen unbekannten jungen Vogel sandte, der täppisch im Zimmer umherflatterte. Als die gute Frau

entdeckte, daß dies ein Adler war — und sie entdeckte es spät! — da hatte sie Ähnliches empfunden wie jetzt!

Wenn Lionardo den Tag über gearbeitet und die monotone Langeweile dieses stagnierenden Lebens geduldig ertragen, dann kam ihm Abends seine Erholung.

Wenn die beiden Alten längst schliefen, dann saß er Stunde auf Stunde in seiner Kammer und schrieb — schrieb — bis er selber nicht mehr wußte wo er war.

Sa, die gute Frau hatte Recht, erschreckte sie manchmal über ihren jungen Hausgenossen. — In diesem Kopfe kochte und gährte ein junger, wilder Most. Noch war er trübe, voll Schaum und Schlacken, aber er ging seinen naturgemäßen Entwicklungsgang von Stufe zu Stufe. Wenn er die kraftvolle Stirn nicht sprengt, nicht zu früh, unheilbringend durchbricht, dann wird er eines Tages ein geklärter, ruhiger Wein . . . edel, denn er entsteht aus einer reinen, ringenden Gedankenwelt, feurig, denn er ist von Geist und Wärme erfüllt — aber ob süß, ob herbe, ob leicht, ob schwer, das werden die Umstände, die den Prozeß begleiten, entscheiden.

XXIV.

Mehrere Monate waren vergangen, seitdem la Petite zum ersten Mal in Gegenwart ihrer Mutter ihr Abendgebet sprach. Der heiße Sommer, der alle Vegetation der Kraft beraubte, die Blätter bräunte und seinen versengenden Atem über die lautlose Kampagua hauchte, war vorüber, der Winter stand vor der Thür.

Madame de Montenay war in ihrer Villa geblieben und hatte die Rühle der Berge nur auf wenige Juliwochen aufgesucht.

Das war schon lange her! Es schien ihr überhaupt oft, als sei dieser Sommer endlos lang, heiß, ermüdend gewesen — trotzdem daß er von einem neuen, großen Interesse erfüllt war — ihr Kind!

Adrienne brauchte jetzt nicht mehr Mademoiselle Cécile zu fragen: wie ist sie? — Sie brauchte nicht einmal Aglaé zu fragen: Was denkst Du? Das lesen sie sich Alles an den Augen ab.

Außerlich hatte sich für Madame de Montenay das Leben wenig geändert. An den festgesetzten Tagen füllte sich ihr Salon mit Gästen. Diese kleine Gesellschaft hing noch fest und treu am Andenken des gestürzten Kaisers und hoffte von Tag zu Tag auf seine Auferstehung aus dem Felsengrabe, wo ihn seine Feinde lebendig einscharrten.

Niemand wußte, wie es kam, aber mit der Zeit nahmen die Gespräche über das Thema eine andere Färbung an.

Weshalb dachten die Gäste jetzt oft daran, daß sie

die Marquise la Verme, die Gemahlin des treuesten und unbestechlichsten Royalisten vor sich hatten? — Was Madame de Montenay zur Marquise de Verme machte, war unmöglich zu sagen. In Worten sprach sie es nie aus, daß sie zu der Überzeugung gekommen war, ihr Versprechen beim Abschied von ihrem Gatten nur halb erfüllt zu haben.

Sa, wer weiß, ob er, wenn er sie daran erinnerte, daß sie seinen Namen trage, nicht weit mehr das befürchtet hatte, was wirklich geschah — nämlich daß dieser Name unter die Feinde seines Königshauses versetzt werde, als daß ihm bange gewesen wäre, sie könne ihre Frauenehre verletzen.

Seitdem Madame de Montenay dieses bedacht hatte, war sie — Royalistin geworden? — Nein! das nicht! Adrienne gehörte nicht zu den Naturen, die vergessen, wo sie einmal bewundert und geliebt! Und hier war mehr denn dies. Sie hatte ihre Ideen, ihre Begeisterung mit der Luft, in der sie aufwuchs, eingeatmet. Sie hatte aus dem blutigen, schäumenden Meer der Revolution den funkelnden Stern aufsteigen sehen, sie hatte dem Patriziersohn von Naccio als Weltkaiser gehuldigt. Seit ihrer Kindheit war sein Name das Einzige, was gleichbedeutend mit dem Ruhme Frankreichs ihr als „heilig“ in das Herz und Gedächtnis geschrieben wurde. Sie kannte keinen Gott, — sie hoffte, sie vertraute nur auf einen Abgott. — Sah sie jetzt auch den Irrtum ein, die Sünde, welche sie unwissend gethan, so konnte sie doch nicht anders, sie blieb dem Ideal ihres Lebens treu, dem gefangenen Adler, dessen Unglück selbst die höhnnenden Zungen seiner Feinde im Zaum hielt.

Dennoch konnte sie es nicht ändern, daß sie Alles, was gesprochen wurde, jetzt plötzlich mit dem Ohr der Marquise de Verme hörte. Es war ihr, als dürfte sie manches nicht mit anhören, und mancher Ausspruch schmerzte sie, weil sie sich selber vorwurfsvoll sagen mußte: so weit ließ ich's kommen.

Alles dies war ermüdend und verwirrend. Oh, wie zufrieden sie jetzt war, wenn Abends die Gäste gegangen und Madeleine ihr den schweren Haarknoten auflöste und das weiße Kleid aufnestelte. Aber die Zufriedenheit war nur momentan. Sowie sie allein mit ihren Gedanken blieb, erwachten Unruhe, Befürchtungen und Zweifel, die durch kein Gebet zu verscheuchen waren. Wußte sie ganz genau, daß la *Petite* fest schlief und Madeleine fort sei, so nahm sie wohl einen Brief hervor, den sie zu sich steckte und las, ach! zum wievielten Mal seit sechs Monaten! diese Zeilen durch:

Madame!

Es thut mir aufrichtig leid, daß Sie mich so wenig kennen, um nicht zu wissen, daß ich Ihnen nicht zürne! — Ich will damit nicht gesagt haben, daß Sie mir nicht einst einen tiefen Lebensschmerz zugefügt hätten, aber ich habe die Schuld in mir gesucht und gefunden! — Es ist allemal unsere Schuld, gelingt es uns nicht, dort, wo wir geliebt werden, Einfluß zu erlangen und diese Liebe zu bewahren. Sie waren sehr jung — und ich ein schlechter Lehrer! — Anstatt Ihnen das Leben „zur Hölle“ zu machen, hätte ich es verstehen sollen, es zum Paradiese zu gestalten! — dies ist meine aufrichtige Überzeugung. Ihr Brief hat mich

daher beschämt. Ich bitte Sie, sein Sie versichert, daß ich Ihnen — wenn Sie in Ihrer Freiheit Glück und Befriedigung fanden, Beides von Herzen gönne und nie entfernter war, als jetzt, Ihnen Groll und Bitterkeit nachzutragen.

Gestatten Sie, Madame, daß ich mich mit vorzüglicher Hochachtung zeichne als Ihr ganz ergebener

Marquis la Verme.

Und zum wievielten Mal faltete sie diesen höflichen, kalten, versöhnlichen Brief mit einem Seufzer zusammen und blickte in das Licht der kleinen Lampe, als stände in der Flamme eine Antwort auf ihre bange Frage: was hat ihn so verändert?

Ach, ihr feiner Instinkt sagte es ihr — und irrte dieser, so hätte sie es doch schon längst durch das Geflüster der bösen Zungen erfahren — und sprächen diese die Unwahrheit — deutlicher als alles Andre sagte es ihr das Schweigen, dies beredte Schweigen in seinem Brief!

Er erwähnte mit keiner Silbe seiner möglichen Heirat! — Aber das kleine — „nie weniger — als jetzt!“ — sprach deutlich genug.

Sie versuchte es, ihre Thränen und Kämpfe vor Aglaé zu verbergen, aber das war umsonst. Wenn sie am gewissesten glaubte, allein zu sein, wenn sie das Kind im tiefsten Schläfe glaubte, dann legten sich zwei schwächliche Armchen um ihren Hals und la *Petite* flüsterte zärtliche Liebesworte in ihr Ohr. Aglaé begriff, daß ihre Mutter nicht glücklich sei, daß sie sich nach Frankreich sehnte und nicht hindurfte.

Es war jetzt Herbst. Die Luft so rein und klar, wie ein Diamant, der Himmel so blau, die Welt schimmerte und leuchtete in all den reichen, goldnen Farben der Abendstunde. Aglaë saß, das blonde Köpfchen in beide Hände gestützt, schweigend auf den untersten Stufen, die zum Terrazino hinaufführten. Kein Blatt regte sich ringsum. Einige prachtvoll schillernde Insekten liefen geschäftig über den gelben Sand zu ihren Füßen und ein Trauermantel hing schläfrig an der gelbleuchtenden Pomeranze.

Aglaë war in letzter Zeit noch sonderbarer gewesen als sonst, und Adrienne hatte sich angeklagt, daß sie es nicht verstände, ihrem Kinde die Jugend rosig zu machen.

„Chérie!“ sagte eine frohe Stimme plötzlich neben ihr, „hier bin ich!“

Sie fuhr auf und sah sich verwirrt um.

Am nächsten Marmorpostamente, welches eine riesige afrikanische Aloe trug, lehnte die schlanke, anmutige Gestalt Alféos. Er hatte sein grünes Samtbarett abgenommen und fuhr sich mit der Hand durch die glänzenden Locken. Seine Augen strahlten, das unwiderstehlich lebenswürdige Gesicht, fast mädchenhaft in seiner blendenden Zartheit, neigte sich zur kleinen Spielgefährtin herab.

„Da mi un baccio, Piccina!“ sagte er, und dann verate mir, was Du von mir zu wissen wünschst.“

Sie wich ihm aus, schüttelte ernsthaft den Kopf und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Alféo, versprichst Du mir, daß Du thuu willst, um was ich Dich bitte?“

„Ich verspreche es nicht nur, ich schwöre es Dir, Bambina mia! — Va! Bist Du nun zufrieden? Was also

hast Du auf dem Herzen?! — Soll ich Dir einen Pallast für Deine Schmetterlinge bauen oder eine goldne Leiter, um auf den Mond zu steigen?“

Das blasse, liebliche Kinder Gesichtchen sah betrübt zu ihm auf.

„Du scherzest immer, Alfeo! Ich wünsche sehr wenig von Dir, aber es ist ernsthaft.“

„Nun schau! Ich bin schon ernst wie ein Bonaparte! Ed adesso?“

„Ich habe unsere Dienstleute gefragt, wo der Duca della Rocca wohnt, aber sie wissen es nicht. Weißt Du es?“

„Sicherlich, Petite,“ versetzte Prinz dell' Alvarra etwas verwundert, „was wünschst Du von ihm?“

„Gehe zu ihm und bitte ihn, morgen früh herzukommen!“

„Hierher! Zu Dir?“

„Zu mir,“ sagte die Kleine mit einer gewissen Würde, „Mama ist nicht zu Hause, und ich habe ihm etwas mitzuteilen.“

„Und weiter verlangst Du nichts?“ frug er etwas enttäuscht, „ich hatte schon gehofft, Du würdest mir den Auftrag geben, einen Drachen zu besiegen, Euren Kaiser zu befreien oder irgend eine ähnliche Heldenthat auszuführen. — Wie schön dieser Garten ist! Wenn ich etwas liebe, so sind es murmelnde Quellen, die man nicht sieht. Höre, Piccina, in Florenz sah ich eine kleine Löwenbändigerin. Sie war angezogen wie ein Page, in lichtgrünen Samt und setzte ihren Fuß auf den Kopf des Löwen, sah sich um und lachte wie ein Kobold.“

„Wirst Du daran denken, Alféo?“

„An? — ach so! richtig! Versteht sich!“

Als er gegangen, blieb Aglaé zweifelnd stehen. — „Er hat es versprochen,“ sagte sie endlich und lief die Stufen hinan.

„Der nächste Morgen kam — er verging — und niemals hatte Mademoiselle Cécile es schwerer gefunden, Aglaés Aufmerksamkeit für die englische Grammatik zu gewinnen.

„Mademoiselle, es ist wirklich traurig, daß Sie in Abwesenheit der Mama nicht aufmerksam sind.“

„Morgen kommt Mama wieder,“ sagte Aglaé mit einem tiefen Seufzer, „wenn nicht Madame de Seilles sie sehr bittet, länger zu bleiben.“

„Wie kam es, daß Madame nicht la Petite mitnahm?“ frug Cécile.

„Ich wollte lieber hierbleiben.“

„Weil dort keine Kinder sind?“

„Nein. Deshalb nicht!“ versetzte Aglaé und blickte unruhig aus dem Fenster. „Niemand kommt! Niemand kommt! . . . Alféo hat vergessen! Wenn Alféo sagt: ich schwöre Dir! — vergaß er immer.“

Große Thränen hingen an den dunklen Wimpern, mit schweigender, geduldiger Ergebung machte sich Aglaé daran, ein Rechenexempel zu lösen.

Der Tag verging und kein Duca della Rocca erschien. Es wurde Abend — das kleine Herz pochte angstvoll, die ruhelosen, schwarzen Kinderaugen blickten Stunde auf Stunde aus dem Fenster — endlich gab Aglaé die letzte

Hoffnung auf, daß er kommen werde. Und doch mußte, — sie mußte ihn sprechen!

Mit einem schweren Seufzer faßte sie einen letzten, gewaltigen Entschluß.

Sie wollte die Tante Decroix fragen.

Nur wer die stete, nervöse Furcht kannte, die das Kind vor dieser kleinen scharfen Dame empfand, konnte ermessen, welches Martyrium la *Petite* sich auferlegte, als sie leise auf den Fußspitzen über den bereits abendlich erleuchteten Korridor huschte.

Vor der Thüre zum Schlafzimmer der Tante blieb sie zögernd stehen, erhob die Hand, um anzuklopfen, und ließ sie wieder sinken — ein leichtes Zittern durchflog die zarte kleine Gestalt. Endlich öffnete sie die Thüre und blickte in das Zimmer, welches sie auch an der Hand ihrer Mutter nur mit Herzklopfen betrat.

Ach! Abends beim Lampenschein sah dies Gemach noch viel schauriger aus, als am Tage. Madame Decroix hatte eine Vorliebe für goldbraune Tapeten, gelb und braune chinesische Schirme, schwarzen Marmor und Bilder, welche in ihr die Erinnerungen ihrer stürmischen Jugend unter dem tricoloren Banner und den roten Jacobinermützen wach hielten. Daß solche Bilder nicht dazu angethan waren, ein Kindergemüt zu erheitern, bedarf keines Beweises.

Madame hatte sich bereits zu Bett begeben, aber sie pflegte bis Mitternacht zu lesen. Der armen Aglaé fiel beim Anblick des dunkel verhangenen, katafalkähnlichen Himmelbettes unwillkürlich das pomphaste und schaurige Begräbniß des Fürsten dell' Nvarra ein, dem sie zufällig

begegnete. Zwei Wachslichter brannten zu Hänften, und im offenen Sarge faß Madame. Ihre hohe Nachthaube, ihre schwarzen Stirnlocken, ihre große Nase warfen gigantische Schatten an die Wand. Es war tröstlich, daß sie eine Zeitung las — man könnte sonst glauben, in einer Kirche zu sein.

Aglaé näherte sich ängstlich. Wenn sie je die magere Hand der Tante küßte, hörte sie die Hoffnung aussprechen, sie möge klüger und fleißiger werden.

Madame Decroix wunderte sich selber, daß dies Kind sich ins Bereich ihrer redseligen Entrüstung wagte.

„Eh bien — was willst Du?“

„Gute — gute Nacht — ma Tante!“ sagte Aglaé mit einem langen Atemzug. „Und — ich — ich —“

„Nun?“ rief Madame Decroix ungeduldig.

Aglaé blickte hilfesuchend zum nächsten Delbilde empor, aber es stellte die Hinrichtung Marie Antoinette's vor und gewährte ihr nur geringen Trost.

„Tante — ich möchte — ich bitte Sie —“

„Aber um Himmelswillen, Kind — so sprich — Du machst mich nervös! Verne es, Dich manierlich auszudrücken, das ist der erste Beweis einer guten Schulbildung. Nun also?“

Wieder schweiften die Augen der Kleinen wie flatternde, gefangene Vögel umher und flüchteten zu einem andern Bilde, — aber es stellte den Moment dar, da Napoleon den „Rat der Alten“ mit dem Bajonett auseinanderreiben ließ, und war daher auch nicht geeignet, das Gemüt aufzurichten.

Trotzdem begann Aglaé von neuem:

„Wenn Sie mir sagen wollten, ~~ma~~ Tante, wo — wo —“

„Wo — was? — Wo die unnützen Kinder hinkommen? Ja, ich wünschte selbst, ich wüßte um solch einen Ort!“

„Verzeihen Sie, Tante, aber ich meine, wo der Duca della Rocca wohnt.“

„Wer wünscht das zu wissen, — Du?“ frug Madame Decroix erstaunt.

„Ja,“ sagte Aglaé leise und fest.

„Und weshalb wünschest Du es zu erfahren?“ rief die lebhafteste, kleine Dame und beugte sich aus dem Bett.

Aglaé stand, die Hände gefaltet, in sich zusammenschauend da und schlug die Augen nieder.

„Ich wünsche — ich wünsche es nur zu erfahren!“

„**Par** Dieu! Das ist keine Antwort auf meine Frage.“

„Die kleinen Finger preßten sich nervös zusammen, die flehenden Augen wanderten wieder aufwärts zu den großen Bildern, aber die schrecklich naturgetreue Hinrichtung eines Robespierre fehlte grade noch, um Aglaé mit Entsetzen zu erfüllen. Sie fürchtete sich, daß sie am liebsten unter den Divan geflüchtet wäre, und doch blieb sie stehen und sagte bittend:

„Sie wären sehr gütig, Madame, wenn Sie mir die Adresse des Duca sagen wollten, ohne mich zu fragen, weshalb ich sie erfahren möchte.“

„Du naíeweise, kleine Person!“ rief Madame Decroix, deren Geduld plötzlich riß. „Sind das Adrienne's Erziehungsfrüchte! Fort, fort! Ich habe wirklich Besseres

zu thun, als auf Deine Impertinenzen zu hören! Wahrhaftig!"

„Ma Tante," rief Aglaë und hob flehend die Hände, „o, bitte! Ich bitte Sie! Sagen Sie mir, wo der Duca wohnt!"

Madame war immer schnell, energisch, von hitzigem Temperament. Mit einem Satz war sie aus dem Bett, eine wunderliche, kleine Figur in grünem mit braunen Blättern durchwirkten Röckchen und grünem Kamisol mit roten Schleifen. Ehe Aglaë begriff, was geschah, wurde sie wie von einem Wirbelwind aus der Stube herausgekehrt, Madame warf ihr, wie einem Schoßhündchen, das man fortjagt, ein Paar Pantoffeln nach und hatte im nächsten Augenblick die Thüre wieder zugezogen.

Aglaë flüchtete den Korridor herab, dann ging sie zitternd in ihr Zimmer.

„Niemand, niemand will mir helfen," sagte sie, bitterlich weinend, „und es ist draußen so dunkel und ... ich fürchte mich! O, wie ich mich fürchte!"

Sie legte die Hand auf das geängstete kleine Herz... Die Nacht mit ihren Schrecken, Dunkelheit, Fledermäuse, Diebe und Raubtiere waren für dies bebende, nervöse Kind gleichbedeutend mit den Schauern von Madame Decroix' Zimmer. Und doch, von jener inneren Kraft getrieben, die stärker war, als alle Furcht, wird sich Aglaë, zehn gegen eins zu wetten, binnen einer Viertelstunde mitten in diesen Schrecken befinden!

Mademoiselle Cécile war heute Nachmittag in pflichtvergebenem Leichtsinn mit ihrem „Vetter", dem Seefapitän, spazieren gegangen, hatte la Petite Katharinens Obhut

übergeben und war bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Katharina hatte la Petite in Madame Decroix' Zimmer gehen sehen und schwazte vor der Rüchenthür mit Jacques. Die Thüren, das Gartenthor waren offen.

Aglæ ging an den Schreibtisch ihrer Mutter, noch fielen ihre Thränen herab und ihre Lippen zuckten. Sie küßte den Schreibtisch so inbrünstig, wie wenn sie von einem Menschen Abschied nehmen wollte.

Dann huschte sie in die Nacht hinaus. Ihre Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, alle Glieder bebten ihr, und doch kehrte sie nicht um, sie schrie nicht auf. Durch den nächtlichen, lebhaften, aufatmenden Menschenstrom suchte sie still ihren Weg nach dem Palazzo Avarra.

XXV.

Wo der Duca della Rocca wohnte!

Nun, allemal und überall dort, wo es am prächtigsten und bequemsten war. Allemal dort, wo er seine mächtigen Glieder in die weichsten Fauteuils ausstrecken und seinen Postzug andalusischer Hengste im besten Stall unterbringen konnte.

Das wußte doch jedermann.

Er war ein tapferer Soldat gewesen, aber er ist im Privatleben der trägste und harmloseste Pascha von der Welt. So ist von jeher seine Art gewesen, und obgleich

während der letzten zwölf Jahre kaum drei-, viermal im Vaterlande, so hatte man ihn doch nie aus dem Gedächtnis verloren, da Berichte seiner Heldenthaten und seines mit orientalischem Pomp umgebenen Kriegslebens oft nach Rom und Neapel drangen. Ein herausfordernd glänzendes Auftreten, eine gewisse exotische Farbenpracht in Kleidung und Wohnung gehörten nun einmal zu ihm, aber jetzt war der Kartentisch sein Schlachtfeld und die lukullische Festtafel sein Jagdrevier. Jedermann hatte ihn gern, denn er that wahrlich niemand etwas zu Leide. Aller Welt gönnte er das Gute, sich selbst das Beste. Die Leiden seiner Mitmenschen kümmerten ihn wenig, so lange er sie nicht sah, sah er sie aber, so war er mit sorgloser Großartigkeit zur Abhilfe bereit. Ein Epikuräer, der jeden gewähren ließ, sich über nichts ärgerte, dem nichts imponierte, den nichts verletzte, der niemals klagte . . . es sei denn, daß ihn eine Mücke stach oder die Hitze im Theater zu arg wurde. Dann keuchte, schnaufte und pustete er, wie ein verwundeter Eber, während er einst, unter der Taube einer Bäarin liegend, blutüberströmt, mit zerbrochenen Rippen, vom Sand erstickt, höflich sagte: Pardon Madame! ehe er seine letzte Kugel abschloß, und am denkwürdigen Tage von Salamanca nur bemerkte: *c'est dommage!*

Das ist der Duca della Rocca!

Ein wenig Bravado, ein wenig Gutschmecker, ein wenig Kavalier. Die della Roccas hatten alle das Schicksal, in ihren „besten Jahren“ sehr stark zu werden, und der Duca Ercole näherte sich diesem Schicksal. Die ungetrübte Seelenruhe und das müßige Schlaraffenleben brachten das mit sich.

In seinem Zimmer, in welchem stets mit Teppichen,

Rissen, Polstern und Rollen eine große und geniale Verschwendung getrieben wurde, saß er heute Abend in türkischer Manier auf dem Divan, rauchte eine lange Pfeife, zog die goldnen Quaften eines purpurnen Schlafrocks fester um die Hüften und blinzelte durch die blauqualmenden Tabakswolken hindurch auf ein paar große, langhaarige Neufundländer, die sich träge auf dem Bärenfell vor dem Kamin dehnten.

„Sieh nach der Thür, Antonio,“ sagte der Duca zu dem Diener, welcher ihm die frischgestopfte Pfeife reichte, „irgend jemand steht vor derselben.“

Was er für Ohren hat, dachte Antonio, er ist wachsamer als seine Hunde!

Das war freilich bei einem so phlegmatischen Manne eine etwas unerwartete Eigenschaft.

Antonio öffnete die Thüre, und zu des guten Duca unendlichem Erstaunen trat ein kleines, weißgekleidetes Mädchen ein, dessen angstvolle Augen unter verwirrten blonden Locken hervorblickten. Der tapfere Duca war nun zwar seit frühester Jugend dafür bekannt, daß er gegen die kleinen Mädchen keinen Haß im Herzen trug und auch hierin den Traditionen seines Hauses treu geblieben war, auch geschah es ihm mehr denn einmal, daß ihm Herz und Hand angetragen wurde, sodaß er sich nur mit Mühe aus der Gefahr, geheiratet zu werden, retten konnte, aber da er solches doch in diesem Falle nicht voraussetzen konnte, so stand er völlig überrumpelt vor Mademoiselle de Montenay.

Sie war die Erste, die sprach, nein, die in einen Strom von Thränen ausbrach, ihr Gesichtchen an seinem

Ärmel verbarg und — armes Kind! — erschöpft und fassungslos murmelte:

„O Duca, Duca! Wie habe ich mich gefürchtet!“

„Ma Petite! . . . Lassen Sie mir nur eine Sekunde Zeit, mich zu fassen! Sie hier, kleines Fräulein! . . . Was ist geschehen? Sehen Sie nur Kleine, Sie haben mir einen Schrecken eingejagt, daß ich zittere wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen!“

Sie erhob den Kopf, der Purpur seines Ärmels war naß von Tautropfen. Er sah in ihr blutloses, bebendes Gesichtchen und fühlte aufrichtiges Mitleid.

„Armes Kind! Was ist geschehen? Wie kommen Sie her? — So, setzen Sie sich in diesen großen Sessel, meine Puppe! — Und nun?“

Sie schluchzte noch, aber sie trocknete zitternd ihre Thränen, blickte zu ihm auf und sagte endlich mit der unbewußten, naiven Würde, welche jeden Cavalieren zwang, sie wie eine Dame zu behandeln.

„Monsieur, ich kam zu Ihnen, weil ich weiß, — o, ich weiß! — wie gut Sie sind!“

„Ich gut? O Gott, Kind, wer hat Ihnen das gesagt?“

Der Duca war aufgestanden, — wie ein jäher Schreck, wie ein wilder Schmerz flog's über sein Gesicht. Jetzt beugte er sich herab, nahm Aglaé's Hand in seine beiden und sagte mit leicht vibrierender Stimme:

„Meine kleine Freundin, dies Vertrauen könnte einen Teufel zu Ihrem Sklaven machen. Nun sagen Sie mir, was wünschen Sie von mir?“

„Sie reisen nach Paris, Duca?“

„Nach Paris, nach Madrid . . . und wohin Sie sonst etwa befehlen! Ich bin la Petite's ergebener Ritter.“

Sie erhob beide Hände zu ihm.

„Duca, nehmen Sie mich mit!“

„Was?“

„Ich habe sehr wenig Zeit,“ fuhr Aglaë mit zitternder Stimme fort, „ich kann Ihnen jetzt nichts weiter sagen. O, nehmen Sie mich mit! Ich würde mich mehr fürchten, als ich ertragen könnte, müßte ich ganz allein reisen!“

„Aber wer spricht denn hiervon? Petite mouche, das müssen Sie mir erklären. Verstehen Sie — ich begreife ja nichts davon!“

Aglaë zögerte mit der Antwort. Sie hatte zuviel Takt, zuviel Bartgefühl, um diesem Fremden einen Einblick zu gestatten in die Stunden der Trauer und der heimlich vergossenen Thränen ihrer Mutter.

„Muß ich Ihnen alles sagen, Duca?“ frug sie leise. „Ich will zu meinem Vater — und das ist alles — aber ich möchte nicht, daß Mama drum weiß — ich — o — Sie sind so groß, Sie sind so gut — Sie werden mich mitnehmen und ein wenig Geduld haben!“

Er begriff plötzlich alles. Ein tiefes Staunen bemächtigte sich seiner.

„Kleine, Sie würden sich zu Tode ängstigen! Ich reise zu Schiff — Wasser — Wellen! Wie?“

„Ich glaube wohl,“ versetzte das Kind mit einiger Anstrengung, „daß — daß es sehr einsam und schrecklich und dunkel sein wird — aber — aber“ — sie kämpfte tapfer die Thränen nieder und schlug die Augen mit rührender Bitte zu ihm auf, „vielleicht würden Sie manchmal

nach mir sehen, und vielleicht hätten Sie manchmal etwas Geduld mit mir und erlaubten mir, neben Ihnen zu sitzen, und so würde es schon gehen. Ich will versuchen, Ihnen keine Unannehmlichkeiten zu machen, — o, ich würde mich sehr bemühen!"

„Angela!" rief der große Mann ergriffen und küßte ihre Stirn. Dann stand er mit verschränkten Armen vor ihr und betrachtete sie gedankenvoll. „Ich habe tollere Dinge gethan!" sagte er plötzlich abgebrochen.

„O, Monsieur," rief Aglaé aufspringend, „thun Sie es!"

„Aber kleine Dame, Ihrer Besonnenheit sieht es wenig ähnlich, nicht an die Todesangst Ihrer Mutter zu denken. Sie wird vor Kummer sterben!"

Aglaé seufzte tief auf.

„Duca, wenn sie erfährt, daß ich mit Ihnen gereist bin, wird sie sich nicht mehr Sorge machen, als hätten mich die de Seilles oder sonst jemand mitgenommen. Und das weiß ich, daß sie es in ihrem Herzen wünscht, und wünscht, mein Vater schickte nach mir! O, so sehr wünscht sie es! Aber er thut es nicht — und deshalb muß ich es thun. Es ist so schwer und traurig zu erklären — und ich bin so müde."

„Sie brauchen mir nichts zu sagen, ich verstehe alles."

„Wirklich?" Sie schaute fragend zu ihm auf. „Es kostet aber viel," sagte sie plötzlich schüchtern, „Mademoiselle Cécile sagte mir das. Ich habe etwas mitgebracht ... wird es wohl genug sein? Es gehört mir ... aber mehr habe ich nicht."

Sie zog ein kleines Beutelschen hervor, öffnete es und

legte mit einem erwartungsvollen, hangen Aufblick ein Goldstück und einen kleinen goldnen Ring in seine Hand.

„Mein liebes Kind,“ murmelte der Duca mit heiserer Stimme, „behalten Sie das.“

„Es ist nicht genug, ich mußte es,“ sagte Aglaé leise.

„Still, kleine Prinzessin! Ich weiß alles, was Sie sagen wollen! Wegen des Geldes machen Sie sich keine Sorge. Aber was soll ich nun sagen? Darf ich Madame de Montenay ihr Kind stehlen und über das Meer bringen? Das geht nicht!“

Aglaé stand wie vernichtet da. Wenn dieser gutmütige, gedankenlose Duca einmal sagte: Das geht nicht! so war das so unwiderruflich, wie es unsicher war, sagte Alfeo: Ich schwöre Dir!

Kalte, mutlose Enttäuschung, tiefe Hoffnungslosigkeit schlich in ihr armes kleines Herz. Ohne ein Wort der Klage oder Widerrede, aber mit einem tiefen Seufzer wandte sie sich zur Thüre, die Klinke war so hoch, daß sie sich ein wenig auf den Fußspitzen heben mußte, um sie zu erreichen — sie zog die Thüre auf, murmelte „Adieu, Duca, — ich gehe“ — und verließ still das Zimmer. Im nächsten Augenblick hatte della Rocca die Thüre aufgerissen, hatte das bitterlich weinende Kind in seine Arme gehoben und trug sie die breite, mit Teppichen belegte Treppe herab.

„Gott helfe dem Manne, der diesen Augen einst widerstehen muß!“ — dachte der gerührte Herkules — „Petite! — richten Sie nur einmal Ihr Köpfchen von meiner Schulter auf!“ — sagte er überredend — „und sehen Sie, wozu Sie mich gebracht haben! — Wenn diese

Straßenbeleuchtung nur etwas besser wäre, so würde sich morgen ganz Rom erzählen, Duca della Rocca sei zu mitternächtlicher Stunde auf der Gasse gesehen worden in einem Kaftan aus rotem Samt mit goldnen Quasten, Samtschuhen und Fetz. — Nun aber will ich Ihnen etwas sagen, kleine Heldin. — Wenn ich Sie auch nicht entführen kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß ich Sie nicht mitnehme, wenn Ihre Mama einverstanden ist."

Aglaé schüttelte traurig den Kopf.

"Mama wird sich denken — sie wird glauben, daß ich in Frankreich sehr — sehr traurig sein werde . . . und daß ich mich nach ihr sehne — und o, sie wird es nicht gestatten!"

"Und ich sage Ihnen, Kind, daß der Duca es sich in den Kopf gesetzt hat, Sie mitzunehmen."

Und dies war seinerseits eine stille Heldenthats, deren Größe die Welt nie erfahren wird.

Oder war es keine, wenn er sich zum Mittler aufwarf, um den Gegenstand seiner Huldigungen mit dem Gatten zu versöhnen? — Noch vor wenig Stunden hätte sich der „gute Duca“ schönstens bedankt, wäre man ihm mit solch einem Ansinnen gekommen — aber dieses Kind hatte ihn völlig besiegt, hatte in ihm einen edlen Wettstreiter wachgerufen und ihn zu dem Entschluß gebracht, koste es was es wolle! — Adrienne glücklich zu machen. Für den scharfen, schweigenden Beobachter war es längst klar, daß dieses Glück nur in einer Ausöhnung mit Montenay zu finden sei.

Nun — nichts war leichter. Der Duca gab sich der selbstlosen Hoffnung hin, daß ein paar Worte der Er-

klärung, ein Blick dieses Kindes, ein paar Briefe den Marquis de Montenay von der Liebe seiner Frau überzeugen und -- mithin zum glücklichsten aller Sterblichen machen mußten. — Sicherlich. —

„Heiliger Leonhard! Bin ich ein Narr!“ — sagte Don Ercole am Schluß dieser Resolution kopfschüttelnd zu sich selber.

XXVI.

„Viens, ma Petite, — ich will Dich zu den Damen bringen!“

Es waren schon viele Wochen verstrichen, seitdem Aglaé an jenem denkwürdigen Abend vor Alfeo's Vergesslichkeit und Madame Decroix's Unerbittlichkeit in Don Ercoles rettende Nähe floh, — sechs Wochen! — aber immer noch stand sie in ihrem neuen Leben, wie in einem Traume, glitt an der Hand ihres Vaters durch die strahlenden Pariser Salons, ward von schönen Frauen geliebt, von Jedermann verwöhnt und umworben, denn das sanfte, eigenartige Kind besaß, so schien es, einen Talisman, der ihr viele Herzen zuführte. Sogar das Herz der schönen, hochmütigen Frau, der regierenden Saison-schönheit, deren Nähe das nervöse Kind mit unaussprechlichem Unbehagen erfüllte.

Der Duca war längst nach Madrid gereist. Er blieb,

nachdem er sich beim Marquis de Verme eingeführt, nur so lange, um zu sehen, daß er wahrlich die Schwierigkeiten des Schlachtterrains unterschätzt, daß seine sanguinischen Hoffnungen sich auf eine falsche Voraussetzung gründeten, mit andern Worten, daß Marquis de Verme — der liebenswürdigste und freimütigste Kavalier — in die Schlingen einer herzlosen Rofette geraten war und seine Gemahlin vergessen hatte!

Er haßte sie nicht, er zürnte ihr nicht, er haderte nicht mit seinem Schicksal, denn er dachte an ganz andere Dinge!

Die geschwägigen Zungen hatten ihn bald mit dieser, bald mit jener zusammen genannt. Bald hieß es, er wolle übertreten oder Dispens erbitten, um Lady Isabella Harcourt, eine der Schwestern seines Londoner Freundes zu heiraten, dann wollte man bemerken, daß er dieser Marquise oder jener Gräfin sein Interesse zuwende, bis Donna Dolores ihre brennenden Samtaugen auf ihn heftete, ihn ritterlich und einnehmend fand und beschloß, ihn zu ihren Füßen zu sehen.

Die Sennora de Torres, Witwe eines bei Salamanca gefallenen, hochgestellten Offiziers, hatte in diesem Winter, den sie in Paris verbrachte, mehr als Einen zu ihren kleinen Füßen gesehen. Es war Mode, die wunder schöne Spanierin zu bewundern.

„Viens, ma Petite!“ wiederholte der Marquis, des Kindes Hand erfassend, „die eine von den Damen will singen, wenn Du sie darum bittest. Sie sagt, Du bätest so allerliebste.“

„Lady Isabella?“ frug Aglaé leise.

„N—ein, nicht Lady Isabella . . . die dunkle Dame mit dem Rubin schmuck, die Sennora de Torres.“

Aglæ ließ das Köpfchen hängen. In diesem Augenblicke löste sich die Gruppe lachender Damen auf. Lady Isabella Harcourt, eine blonde hübsche Erscheinung kam Aglaë ein wenig entgegen, beugte sich herab und küßte sie auf die Stirn.

„Müde, mein Kind, nicht wahr?“

Aglæ liebte diese Dame aufrichtig, sie blickte lächelnd empor und sagte:

„Weshalb denken Sie es, Madame? — ich bin nicht müde.“

„Doch ich sehe es Dir an den Augen an! — Darling, siehst Du nicht, daß Donna Dolores Dir die Hand reichen will?“

Aglæ errötete ein wenig und gab nur zögernd ihr Händchen in die Gewalt dieser weichen Finger. Die Bitte um das Lied kam nicht über ihre Lippen. Sie stand vor einer Frau von frappanter Schönheit, dunkel und feurig. Als Königin der Mode war sie mit exquisitem Geschmack, wenn auch ein wenig auffällig gekleidet. Aber sie konnte das wagen.

Sie schlug leicht mit ihrem schwarzen, goldgeränderten Fächer auf Aglaës Schulter.

„Marquis, cette Petite hat den Gang einer Elfe. Wir Spanierinnen wissen das zu beurteilen.“

Er verneigte sich, gab dann Aglaë durch einen Blick zu verstehen, daß er von ihr die gewünschte Bitte erwartete. Das Kind schwieg.

„Was fehlt der Kleinen?“ frug die Sennora schnell,

„Marquis, ich glaube, es ist eine Grausamkeit, dies Kind hier in Frankreich zu lassen. Es sehnt sich nach Italien zurück . . . schicken Sie es nach — Hause!“

„Sie ist sehr zart und verträgt die Winterreise nicht. Bis zum Frühjahr bleibt sie wohl bei mir, — ein Sonnenstrahl in meinem einsamen Leben.“

Die schöne Frau lächelte und bemerkte leicht hingeworfen:

„Ich möchte wohl wissen, was Sie im allgemeinen von den Frauen denken.“

„Daß unser Glück in der Hand derselben liegt!“ versetzte er ebenso, „sie reichen uns dieselbe, und wir haben alles, was das Leben wert macht.“

Als der Marquis die Gesellschaft verließ und in das Hotel de Verme zurückfuhr, sagte er zu seiner kleinen Tochter:

„Aglæ . . . Du hast mir heute nicht gehorcht. Weshalb batest Du die Dame nicht um das Lied?“

Aglæ schwieg und zerknitterte ihre blauen Schleifen. Sie atmete sehr schwer und ihre Lippen zuckten.

„Petite,“ fuhr der Marquis mit etwas unsicherer Stimme fort, „ich wünsche nicht, daß diese Dame, die mir — die Dich liebt und vorzieht, meinen muß, Du seiest unartig. Sie war so nachsichtig, Dein Benehmen zu ignorieren, aber sie wird sich über Dich wundern.“

„Ich liebe sie nicht und wünsche niemals, daß sie singen möge,“ murmelte Aglaé, „wenn sie da ist, siehst Du mich nicht und denkst nicht an mich.“

Der Marquis schwieg. Er konnte ihr ja nicht widersprechen. Der Wagen hielt und sie traten in ein schönes

Haus. In diesem Hause war Aglaé die kleine Herrscherin. Es stand ihr alles zur Verfügung und die gesammte Dienerschaft gehorchte ihrem Wink, prächtige Zimmer waren für sie eingerichtet, die schönsten Spielsachen, Puppen, Bücher und Delikatessen füllten ihren Tag aus . . . und doch! wie schmerzlich sehnte sie sich nach Mademoiselle Céciles Schulstube, nach ihren langen Rechenexempeln und unüberwindlichen Vokabelreihen zurück! — Aber kein Wort der Klage wurde jemals von ihr gehört, — aber auch kein Wort von alledem, was sie hatte sagen wollen. Die vielen, vielen Bitten, die Vorstellungen, die Versicherungen, mit denen sie den geliebten Vater hatte bestürmen wollen, „die Mama wieder froh zu machen“ — sanken in ihr Herz zurück, erstarrten ihr auf den Lippen. Ein untrüglicher Instinkt hielt sie davon ab. Sie fühlte es, daß Alles umsonst wäre, daß ihr Vater nicht nach Rom kommen werde, daß zwischen ihm und ihr eine feindliche Macht stand.

Wenn Marquis de Verme sein Töchterchen „den Sonnenstrahl seines einsamen Lebens“ nannte, so nannte er sie das, was sie ihm hätte sein sollen. In Wirklichkeit war sie ihm ein täglicher stiller Vorwurf, eine verwirrende Frage an sein Gewissen. Er liebte sie zärtlich, in der That hatte er stets mit sehnsuchtsvoller Trauer an sein Kind gedacht, es oft bereut, daß er sie der Frau gelassen hatte, die an ihm so pflichtvergeßten handelte, die ihn nie liebte und ihr Kind nie verstehen konnte! — Oft faßte er den Entschluß, Aglaé zurückzufordern. Und bei alledem, als sie nun unvermutet bei ihm eintrat, geriet er in Verlegenheit! — Es hatte sich mittlerweile manches verändert.

Marquis la Verme lebte nicht mehr in trauriger Einsamkeit auf seinen Schlössern — Sennora de Torres' Zauberaugen hatten ihn nach Paris gelockt und er war diesem Zauber erlegen.

Er glaubte zu bemerken, daß sein Kind mit rührender Selbstbeherrschung hierunter litt, er bemerkte ferner, daß sie täglich stiller und schüchterner wurde und dies war ihm schmerzlich — zu Zeiten machte es ihn, den gerechtesten und gütigsten Mann, ungeduldig. Er zürnte sich selber.

Heute hatte in dem Ton, mit welchem er zu la **Petite** gesprochen, etwas gelegen, was ihr weh gethan haben mußte, und es ließ ihm keine Ruhe, — er wanderte lange in der Bibliothek auf und nieder, nahm endlich ein Licht und ging hinüber in Aglaë's Zimmer. Es war dunkel, aber im Fenster stand la **Petite** und schien die Sterne oder die vielen Lichter des Platzes zu zählen. Ihr Vater trat neben sie, nahm die kalte kleine Hand in die seine und sagte zärtlich:

„Ma Fauvette — Du bist traurig. Du denkst an Rom. Soll ich Dich nach Hause schicken?“

„Ich habe nicht an Rom gedacht, — ich dachte an — an die schwarze Frau. Papa, Antoinette Desherbes sagte mir heute, wenn ich wieder in Rom wäre, würde sie mit Dir in Chateau La Verme leben. Ist das wahr, Papa?“

Der Marquis fuhr auf.

„Wer hat es gewagt, Euch Kindern solche Schändlichkeiten zu erzählen?“

„Also ist es nicht wahr? — Mein Vater! . . .“ wie ein erstickter Jubelruf klang das Wort, mit zitternder

Stimme, atemlos vor Erregung, fuhr Aglaë fort: „O, es ist nicht wahr! — Vater — höre mich! Nun will ich Dir sagen . . . nein, nein! Ich will Dich bitten! Mama ist so traurig — so traurig. O, bringe die fremde Frau nicht nach Chateau La Verme. Dann ist dort kein Platz für Mama und mich . . . sie ist böse Vater, die Sennora — o, ich fühle es. Hier im Herzen thut mir's weh, wenn sie mich küßt und Chérie nennt und ihre Augen funkeln. Sie frug mich einmal: „siehst Du Deiner Mutter ähnlich, Chérie?“ — Ich sagte nein, meine Mama ist so schön! so schön! Ihr kann kein Mensch ähnlich sehen — sie ist schöner, als Alle hier! — Da sah sie mich so böse an und drehte sich um. O, sie würde Mama nicht lieb haben, und Du, Du hast sie lieber als uns, Mama würde noch mehr weinen!“

Marquis de Verme lachte ein wenig sarkastisch.

„Glaube mir, Fauvette, Deine Mutter weint nie! Sie hat ihre Bücher und ihre Professoren und ihren Kaiser . . . und mehr braucht sie nicht!“

Aglaë schwieg zuerst — der Marquis fühlte des Kindes Thränen auf seine Hand fallen, ihm war, als wären diese warmen Tropfen Feuerfunken.

„Sie weint nicht so, daß die Leute es sehen . . . aber, o Papa, sie hat Dich so lieb, und es ist traurig, die Menschen, die man lieb hat, nie wieder zu sehen.“

„Mein gutes Kind, ich habe Deine Mutter nicht nach Rom geschickt — sie ist selber von mir fortgegangen, weil es ihr in Rom besser gefiel!“

„Darf Sie wiederkommen?“ frug Aglaë freudig.

Der Marquis wurde sehr unruhig. Diese Frage brachte ihn in Verlegenheit.

„Es würde ihr nichts daran gelegen sein, Kleine.“

„O, Du kennst sie nicht — Du kennst sie nicht!“ — rief Aglaé, in heiße Thränen ausbrechend — „nur ich weiß, was sie denkt. Ich will Dir ein Geheimnis sagen: das kleine Bild von Dir, das küßt sie immer, und Abends, wenn sie denkt, daß niemand es sieht, dann weint sie — dann weint sie ganz leise. — Sie hat es mir niemals gesagt, wie traurig sie ist, aber ich sehe alles, und einmal fiel es mir ein, wie glücklich sie wäre, lebten wir alle zusammen . . . aber sie sagt immer, der König würde ihr nicht gestatten nach Frankreich zu kommen . . . aber dann könntest Du zu uns nach Rom kommen. O, ich bitte Dich darum! — Ach, es ist so schwer einen Vater zu haben und doch keinen! Wenn es ein Unrecht ist, dann will ich nicht mehr darum bitten — aber wenn es kein Unrecht ist, dann komme zu uns.“

Sie glitt aus seiner Umarmung und ging zitternd, beide Hände vor ihr thränennasses Gesichtchen haltend, durch das halbdunkle Gemach in ihr Schlafzimmer — Marquis La Verme hörte sie die Thüre von innen verriegeln. Tieferschüttert verließ er das Zimmer und kehrte in die Bibliothek zurück. Ein schwerer Kampf hatte in ihm begonnen. Er sah jetzt klar, wo Recht wo Unrecht lag und was er thun sollte. Aber es war eine bittere Entscheidung, die er anfangs empört von sich wies. Seine Phantasie war erfüllt vom Bilde einer anderen — „endlich!“ so sagte er sich — „hättest Du ein Weib gefunden, welches Dich lieben könnte — ein Geschöpf voll Wärme und Leben

— und Du sollst sie verlassen und um der Pflicht willen zu der schönen, seelenlosen Gelehrten, zu der Schülerin Voltaires und der Verehrerin eines Bonaparte zurückkehren, die Deine heiße, erste Jugendliebe mit Füßen trat und eine Fabel von La Fontaine Deinen Worten vorzog.

Und doch! . . . um dieses Kindes willen . . ."

In dieser Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Am nächsten Morgen aber wußte er nicht nur was er sollte, auch was er thun wollte. Die flehenden Augen seines Kindes hatten über Donna Dolores gesiegt. Er wird die Leidenschaft aus seinem Herzen reißen und der Pflicht folgen.

Aber welch ein Lächeln strahlte an diesem Tage auf la Petite's süßem Gesichtchen . . . wo sie ging und stand, preßte sie ihre kleinen Hände an's Herz und murmelte aus tiefster Seele in überquellender Dankbarkeit:

„Ah, mon Dieu! mon Dieu! que Tu es bon!“

XXVII.

Marquis de Verme war mit seiner kleinen Tochter Abends in Rom angelangt. Er wollte Adrienne erst am nächsten Tage aufsuchen, allein Aglaé, durch die Reise aufgereggt und krank, weinte, bat und klagte so lange, bis er sich entschloß und mit ihr nach der Villa fuhr. Dieser einzig mögliche Weg, Aglaé eine glückliche Jugend zu

sichern, lag wie eine trübe Pflicht vor ihm, dessen Phantasie vom schmeichelnden Bilde der Andalusierin erfüllt war, aber er war entschlossen, seinem Vorsatz treu zu bleiben. Daß er für Adrienne, von deren Reue und Sehnsucht la Petite ihn überzeugt hatte, Mitleid fühlte, vermehrte nur das freudlose Pflichtgefühl. Immer tauchte vor ihm das Bild einer abgehärmten, gealterten Frau auf, der er Vergebung und Teilnahme, aber keine Liebe zu bieten hatte.

Sie langten an und Aglaé führte ihn, zitternd und hüpfend vor Freude, die Stufen hinan. Helles Licht drang aus dem Vestibül und der Marquis blickte sich gefaßt um. Ehe ein Diener kam, der ihn zurechtweisen konnte, war Aglaé verschwunden, und er öffnete aufs Geratewohl eine Thür. Sie führte ihn in ein halberleuchtetes Zimmer, und von hier aus blickte er in einen Salon, den viele Wachskerzen festlich erleuchteten. Mehrere Herren und Damen waren in dem Salon versammelt, aber er beachtete sie nicht weiter, sein Blick ruhte unverwandt auf der mittelsten Gestalt, einer Erscheinung, deren lilienhaften Zaubers er sich nur zu gut erinnerte. . . Die weiße, goldhaarige „Lilie von Frankreich“, die er im höchsten jugendlichen Entzücken so nannte, die er, ohne sie zu fragen: Wer bist Du? Was denkst Du? Was glaubst Du? an sein Herz nahm und meinte, einen Edelstein gefunden zu haben. . . . Jahre der Qualen, der Enttäuschungen, der wildesten Seelen Schmerzen lebten wieder auf in seinem Gedächtnis, aber auch die Erinnerung an ein kurzes, ideales Glück, da er seine Mitmenschen bemitleidete in der Überfülle seiner Seligkeit. — „O, wie habe ich sie geliebt! —

Wie habe ich sie geliebt!" dachte er, und von neuem zog ein wilder Schmerz durch seine Seele. „Ich darf nicht daran zurück denken, wie sie an mir handelte, wie sie die Fesseln zerbrach, die uns doch auf Tod und Leben vereinigen sollten!"

Und er wußte schon nicht mehr, wo er war. Seine Gedanken verwirrten sich und sein Herz zitterte, so lebendig ward plötzlich die trostlose Vergangenheit. Und die Gegenwart?

Sie stand so ruhig, hoch und sicher da, wie eine Königin. Zwischen den Händen hielt sie ein Buch, während sie mit dem Professore Orlandi sprach. Das weiße Kleid fiel in weichen Falten herab. Um den Hals, der sich so frei und leicht aufbaute, hatte sie ein weißes, mit Blumen durchwirktes Spitzenstich geschlungen, in ihren Haaren schimmerten weiße Blumen. . . Dies alles und diese undurchdringliche Ruhe, dies sanfte Lächeln waren so ganz, so unverändert sie selbst, daß Marquis La Verme es schwer fand, aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzukehren.

In diesem Augenblick wandte sie sich nach dem Diener um, der ihr etwas zuflüsterte, im nächsten hatte sie den Salon verlassen. Er wußte es, jetzt eilte sie zu ihrem Kinde. Was sollte er nun thun? Drinnen im Salon entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Er kam sich vor wie ein Spion seiner Regierung, der einer bonapartistischen Verschwörung zuhört, — und mitten in diesem peinlichen Gefühl frappierte ihn die Wahrnehmung, daß die Unterhaltung erst mit Adrienne's Verschwinden wie ein angestaut gewesener Fluß in diese Richtung strömte. So

lange sie da war, hatte niemand irgend etwas gesagt, was der „Marquise La Verme“ hätte mißfallen können.

Er verließ seinen Posten, schob leise eine schwere, dunkle Portiere zurück und trat in ein kleines Cabinet, dessen Glastüren auf das Terrazino führten. Während er noch unschlüssig wartete, trat Madame de Montenay ein, gefolgt von Aglaë, die jubelnd ausrief: „Mama, und hier ist er!“

Sie schwankte ein wenig und griff mit der Hand nach der nächsten Stuhllehne, und dann blieb sie, erstarrt vom Schrecken, stehen.

„Sie hier!“

„Die Stunde ist schlecht gewählt, Sie haben Gäste!“ versetzte er, sich aufraffend. „Deshalb werde ich wieder gehen, nun, da ich Aglaë wohlbehalten in Ihren Armen sehe.“

„Die haben sie gebracht? Sie? ... Ich — ich verstehe nicht. Verzeihen Sie — ich bin noch schwindlich.“ ... Sie faßte sich an die Stirn.

„O, Mama,“ murmelte Aglaë traurig, „das hatte ich mir anders gedacht!“

Adrienne gerieth in eine Verwirrung, die es mit dem Erröten einer Sechzehnjährigen aufnahm. Das Blut stieg ihr bis in die Schläfe, die dunklen Wimpern senkten sich, ihre Hände bebten, während sie Aglaë's Locken streichelte.

„Aglaë hat recht,“ sagte Marquis La Verme plötzlich, „was ich in wenig Worten sagen kann, sollte ich nicht aufschreiben. Die Jahre haben uns beide, so denke ich, vernünftiger gemacht, und — Aglaë bittet so sehr um beide Eltern! Adrienne, ich kam von Paris hierher, um

Ihnen zu sagen, daß ich, falls Sie mit meinem Wunsche einverstanden sind, die, Ihrer Rückkehr nach Frankreich im Wege stehenden Hindernisse beseitigen könnte, ich kam, um Sie zu fragen, ob wir beide nicht die Verpflichtung haben, dem Kinde das Leben licht und — harmonisch zu gestalten. . . .“

Er brach ab und schwieg beklommen. Sie hatte indessen ihre Ueberraschung überwunden, ihre Ruhe wenigstens äußerlich wiedererlangt, und sagte, ihm ihr schönes, sanftes Marmorantlitz zuwendend:

„Sie werden es begreiflich finden, Marquis, daß ich Ihnen auf eine solche Frage nicht augenblicklich antworten kann, um so mehr, als ich völlig fassungslos bin . . . lassen Sie mich vor allen Dingen begreifen, daß Sie wirklich hier sind, daß ich mein Kind wiederhabe, daß ich nicht träume. Es kam alles zu rasch!“

Aglaé verbarg plötzlich ihr Gesicht in den Händen und verließ leise weinend das Zimmer.

„Armes Kind!“ sagte der Marquis. Dann trat er auf seine Gemahlin zu. . . . O, es ist seltsam, diese Gestalt, dies sonnige Haar, diese feine Hand wiederzusehen — wie eine Auferstehung seines längst begrabenen Jugendtraumes.

„La Petite machte mir Hoffnung, daß Sie meiner Bitte ein geneigtes Gehör schenken würden,“ sagte er, — aber es wurde ihm selber zweifelhaft, ob dies wahr gewesen, das Bild der bleichen Dulderin, die sich in Sehnsucht verzehrte, war völlig verschwunden. Sie war so kalt, so eigen, so hoheitsvoll, wie nur je, aber bei seinen Worten erblaßte sie.

„La Petite sagte . . .?“ frug sie, und mit schreden-

voller Klarheit drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß *la Petite* sie schwach gesehen und für sie — gebettelt hatte! — Dieser Gedanke goß Blei in ihre Adern.

„*La Petite* hat sich wohl gedacht, es müsse so sein,“ — sagte sie endlich, sich aufrichtend — „und weshalb sollte sich das liebevolle Kind dies nicht denken? Aber, Marquis, darf ich eine Frage an Sie richten?“ —

Er verneigte sich bittend.

„Es kommen viele Bekannte aus Paris zu mir, — und dieselben schonen mich nicht . . . sagen Sie mir, hat sich nie eine Sennora de Torres in den Kopf gesetzt, Marquise zu werden?“

Der Atem versagte ihr, während sie sprach, ihre Pulse flogen wie im Fieber — aber er sah nicht, welche Qualen sie litt, wie tief dies Weh ihr in's Herz schnitt — denn er schlug den Blick zu Boden und verstummte. Da entstand eine lange, lange Pause. *Adrienne* zog eine Blume nach der andern aus der hohen Vase, zerpflückte sie und sah den herabrieselnden Blättchen nach. Endlich fuhr sie auf und sagte leise:

„Ich hörte, Sie liebten diese Frau.“

„Liebe — Liebe!“ sagte er bitter, „seit Sie mein Herz verschmähten, *Adrienne*, und mich Ihrem „Patriotismus“ zum Opfer brachten, habe ich nicht mehr gewußt, was ächte Liebe ist. — Aber immerhin — ich bin zu stolz zum Heuchler — ja — ich liebe Donna Dolores, wenn Sie wollen.“

„Ich sehe jetzt!“ — erwiderte sie kalt — „Sie bringen Ihrem Kinde ein großes Opfer! — Gott weiß es, ich strebe nach Demut . . . aber es hat alles seine Grenzen. —

Dies kann ich nicht! — Und welch ein Glück, meinen Sie, würden wir unserem Kinde wohl bereiten, drängte sich in unser künftiges Leben eine dritte hinein?"

Der Marquis fuhr heftig auf.

"Das wird sie nie! — Adrienne! Wie wenig kennen Sie mich!"

"Ich zweifle nicht an Ihrem guten Willen und Ihrem Edelsinn, aber . . . verzeihen Sie mir. Ich bin ein schwaches Geschöpf, ich fühle nicht die Kraft, solch ein Elend auf mich zu nehmen. Es wäre mehr, als ich durchführen könnte."

Hier erklang Madame Decroix's Stimme, hell wie eine Trompete in vorwurfsvoller Dringlichkeit:

"Adrienne! Wo bist Du? Ich bitte Dich!"

Madame de Montenah streckte die Hand aus und öffnete die Glasthür.

"Bitte, Marquis, gehen Sie — hier — einige Stufen bringen Sie in den Garten . . . ersparen Sie mir heute Erklärungen und Vorstellungen vor den Gästen!"

"Ich werde morgen wiederkommen" — sagte er mehr zu sich, als zu ihr, wie er hinaus ging.

Eine gütige Vorsehung ließ Adrienne noch ein paar Minuten Zeit, ehe sie von ihrer Tante gefunden wurde. O, sie bedurfte dessen, um Kraft zu sammeln. Aglaë's Worte klangen vorwurfsvoll in ihren Ohren: das hatte ich mir ganz anders gedacht!

Die traurigste Nacht verbrachte Aglaë, weil sie nicht begriff, weshalb sich alles Glück in Kummer verwandelt hatte. Der nächste Vormittag war so lang und trübe. Adrienne fühlte sich abgesspannt und eine nervöse Unruhe

bemächtigte sich ihrer. Sie beschloß eine Spazierfahrt zu machen, um ihre Nerven etwas zu stärken und la Petite zu zerstreuen. In dem Augenblick, als sie in den Wagen steigen wollten, kam Prinz Alfeo herbei und bettelte als verwöhnter Liebling um die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen. Adrienne wäre lieber allein gefahren, allein man konnte Alfeo nichts abschlagen, und er stieg ein, küßte Aglaë die Hand und sagte, die Sonne hätte in Rom nicht geschienen, seit sie fort gewesen. Aber die würdevolle kleine Antwort blieb aus. Aglaë sah mit thränenvollem Auge in das Straßengewühl, Alfeo merkte, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, und schwieg. Sie fuhren hinaus, nach Albano zu. Die Luft war kühl und regnerisch und Adrienne befahl bald umzukehren. In dem Augenblicke, als der Kutscher wandte, erschrafen die Pferde heftig über einen in der Nähe abgefeuerten Schuß, warfen die Köpfe auf und stoben, wie der Pfeil vom Bogen, zurück. Den Insassen des Wagens wurde es plötzlich klar, daß der Kutscher die Gewalt über die Pferde verloren hatte, beim nächsten Wegstein, über den sie den Wagen rissen, wurde er vom Sitz geschleudert — und die führerlose Equipage rastete die Straße entlang. Aglaë war beim jähen Anprall mit der Stirn gegen die Thüre geschleudert worden und lag bewußtlos in den Armen der Mutter, welche auf die Kniee gesunken war, Alfeo, weiß wie ein Tuch, hielt sich krampfhaft fest. Rechts und links scheuchte das wilde Gefährt die erschrockenen Fußgänger auseinander. Einige versuchten den Pferden in die Zügel zu fallen — aber es war vergebens, ehe sie den Arm hoben, waren die wilden Tiere schon vorüber gesaußt. Jetzt bogen sie in eine belebte Straße.

Alféo faßte den Entschluß, aus dem Wagen zu springen — ein eben so gefährliches wie unbedachtes Unternehmen. Er blieb mit dem Fuße am Trittbrett hängen, stürzte herab und wurde geschleift. Die ganze Straße geriet in Tumult, die Menschenmengen schoben sich in chaotischer Verwirrung dem davonstürmenden Wagen nach, entgegenkommende Fuhrwerke bogen in hastiger Angst aus — alles lärmte, schrie, hundert Hände streckten sich aus. Da sprang ein junger Mensch aus dem dichtesten Anäuel den Pferden entgegen. In dem Augenblicke, wo Alféo stürzte, erreichte er das eine Pferd — sein geschmeidiger Körper schmiegte sich an des Pferdes Leib, seine Hand griff hinauf in die Mähne — er lief einige Schritte mit, dann schwang er sich plötzlich am Pferde empor, ein Ruck und er saß liegend auf dem Rücken des schaumbedeckten Tieres, sammelte blitzschnell die Zügel auf und zog sie mit aller Kraft an. Seine jungen Glieder schienen aus Stahl zu sein, seine Augen schienen Feuer zu sprühen. Es gelang ihm, den wütenden Lauf in's Stocken zu bringen, die Pferde bäumten sich, sie wurden im Nu umringt, überwältigt und standen schweißtriefend und zitternd — aber wie aus einem Munde erscholl plötzlich der jubelnde Zuruf:

„Viva l'Abdallah!“

Man hatte ihn zu oft in dieser Stellung gesehen, von Gold und Glittern umstrahlt, den unerschrockenen Blick zum Publikum erhoben, den Fuß auf den Nacken des Rosses gesetzt, um ihn nicht sofort zu erkennen. Aber kaum drang der Ruf an sein Ohr, als er herabsprang und unter der Menge verschwand.

Prinz Alféo, der ohne die kühne That des jungen

Retters binnen wenig Minuten in Stücke gerissen worden wäre, wurde jetzt zwar mit verrenktem Fuß und zerschundenen Gliedern, aber doch lebend aufgehoben, ein Wagen war bald zur Stelle, der ihn in den Palazzo Nvarra, ein andrer, der Madame de Montenay in ihre Villa brachte. Wer ihr half, wer sie hinbrachte, drang nicht in ihr Bewußtsein. Erst als sie allein in ihrem Zimmer neben dem Divan kniete, auf welchem Aglaé noch bleich und besinnungslos lag, fing sie an zu begreifen, was geschehen war. Eine wilde Angst erfaßte sie, das Kind könne tot sein. Die Qualen jener furchtbaren Nacht kehrten wieder, aber sie konzentrierten sich in einer Minute.

„Odrienne!“ — sagte plötzlich eine Stimme dicht neben ihr. Sie fuhr auf und blickte sich verwirrt um. Der Marquis stand neben ihr.

„Was ist geschehen?“ — frug er atemlos, „ich warte hier seit einer halben Stunde auf Sie und nun — was ist das? — Aglaé ohnmächtig?“ —

„Wir hatten ein Unglück mit dem Wagen, — la Petite wurde gegen die Thüre geworfen, und —“

„Haben Sie keine scharfen Essenzen hier? — Ihre Stirne blutet!“ — rief er bestürzt — „schicken Sie augenblicklich nach einem Arzt . . . oder halt, ich will das thuu. — Aber Sie müssen das Blut stillen!“

Eine halbe Stunde später knieten die Eltern am Lager ihres Kindes. Sie hatten alles andere vergessen in der einen, gemeinsamen Sorge . . . und die quälende Spannung löste sich in jähem Glücksgefühl, als Aglaé endlich, endlich die Augen aufschlug, sich aufrichtete und verwundert frug: „Weshalb fahren wir nicht mehr?“

Heiße Thränen stürzten aus den Augen der Mutter.

„Horace — sie lebt!“ — sagte sie schluchzend, „o, Gott ist barmherzig.“

„So sei auch Du es, Adrienne!“ sagte er flehend.

Sie konnte jetzt nicht nein sagen — und sein Ton erschütterte sie. Er zog ihren Kopf an seine Brust und küßte die Thränen fort.

„Erkennen wir nicht beide, daß da eine höhere Macht ist, die uns verbindet, ein heiliges Band, das keine falsche, schmeichelnde Hand zerreißen kann? . . . Könntest Du auch jetzt noch, nach dieser Stunde mich nach Frankreich zurückkehren lassen und hier bleiben?“

Adrienne's tiefe Blässe wich dem lieblichsten Purpur.

„Nimm mich mit!“ — sagte sie leise. — — —

Das war la Petite's Werk.

Druck von M. Hesse, Leipzig.

Papier von Berth. Siegmund, Leipzig — Berlin.

Il Romano.

Zweiter Band.

Der Roman.

Roman

von

Ursula Zorge von Manteuffel,

Verfasserin von „Seraphine“.

Zweiter Band.

73/62.



Leipzig.

Verlag von Georg Böhme.

1882.

XXVIII.

„Roma.“

Was ist das für ein Buch?

Wie ein Stern vom Himmel war es plötzlich in die Gesellschaft gefallen und tausend Hände streckten sich danach aus.

Wer hatte es geschrieben? Es mußte eine hochgestellte Persönlichkeit sein, die sich unter dem einfachen Pseudonym „Il Romano“ verbarg. Einige rieten auf den Kardinal A., andere auf den Grafen B. Mancher würde für sein Leben gern sagen: ich bin's! — aber es könnte dies im selben Augenblick ein anderer auch sagen, und das wäre fatal. Aber wahrlich — wer mit Recht sagen kann: ich bin's! — das muß ein kühner, mutiger Mann sein.

Aus einer Seele voll glühenden, weit umfassenden Patriotismus floß jedes Wort, eine Begeisterung, die mit Seherblick in die Zukunft schaute, verklärte das Ganze. Die Frage: was sollen wir thun, um ihnen zu helfen? — zog sich wie ein goldener Faden hindurch. Diese Frage hob das Buch hinauf in die Regionen der Mächtigen und regte Gedanken, Zwiespalt und Beratungen an.

Eine kleine Feder nur, — aber sie brachte eine Bewegung in der stillen Luft hervor, als schwänge ein riesiger.

Adler seine Flügel über der Siebenhügelstadt! Ein kleiner Stein in das stagnierende Wasser geworfen — aber die Ringe, die er bildete, wurden größer und größer, schlossen sich unermüdlich an einander, bis sie das Ufer erreichten und die ganze Fläche in zitternde Bewegung brachten.

„Roma“ ist eine Weckstimme aus der Zukunft zurück in die Gegenwart, der verhallende Ruf eines einsamen Wächters mitten in der Nacht, der einen Morgen prophezeit! — Schläfer fahren auf, reiben sich die Augen und fragen: was war das? Sie werden wieder einschlafen, der Adler wird seine Schwingen zusammenlegen, das Wasser wird wieder still werden!

Die Zeit war noch nicht erschienen, da dies arme, zerstückelte Land, da Rom ein „Roma“ begriff! — Viele witterten sofort karbonaristischen Zündstoff und legten das Buch mit heiliger Scheu, wie eine Sprengbombe aus der Hand — um es nach fünf Minuten heimlich wieder aufzunehmen.

Einige sagten: dies Buch schrieb ein Dichter! — Die Andern widersprachen heftig — nein, ein Staatsmann verfaßte es! — Die Dritten nannten den Schreiber einen Narren. . . . Die Vierten nannten ihn einen Helden.

Nur jene Wenigen, die einen weiten Blick und einen freien Geist hatten, fragten die Spötter: Ward ein Columbus nicht auch als Narr verlacht?

Fürst Andrea dell' Avarra gehörte zu diesen Wenigen, denn im Hause Avarra lebte seit lange die Hoffnung auf eine Auferstehung des Vaterlandes.

Die Wogen der Aufregung stiegen, je weitere Kreise der kleine Stein zog. In dieser Zeit, da es hier und dort

gährte und fremde Regierungen bevormundend eingriffen, um gefährliche Geheimverbindungen zu unterdrücken und revolutionäre Ausbrüche niederzuschlagen — in dieser Zeit war ein solches Buch ein Wagnis. Und doch, wer fand in demselben auch nur ein Wort, durch welches das Volk angestachelt worden wäre, Barrikaden zu bauen? — Roma war keine revolutionäre Brandschrift — es war eine Bußpredigt, durchweht von einem Geiste, ähnlich dem, der einst einen Johannes den Täufer in die Wüste trieb! — Wohl wehte reiche Begeisterung durch die Zeilen, wohl nahm die Sprache einen hohen Flug — aber mit rücksichtsloser Offenheit wurden auch alte Schäden aufgedeckt, unangenehme Wahrheiten mit herber Kürze ausgesprochen.

Was wohl alle die neugierigen Damen und Kavaliers in ihren goldfunkelnden Boudoirs, in ihren goldgestickten Brokatgewändern dazu gesagt hätten, wäre ihnen, gleich einer Vision, jene armselige Dachstube erschienen, in welcher Nachts ein Jüngling bei spärlich brennendem Lämpchen saß und schrieb — schrieb — bis die Sonne aufging!

Er hungerte, er darbt — seine Kleidung war ärmlich, sein Brot hart, sein Leben einsam — aber seine Seele war von jener hohen Begeisterung durchflammt, die aller Mühen spottete und keine Ermüdung kannte! — Und während er schrieb, formte sich die Idee in seinem Geiste klarer, großartiger, faßbarer, der Gedanke, welcher schon dem Hirtenknaben von Fiordimonte vorschwebte — damals noch unverstanden und beängstigend, dann verschleiert, in zarten Umrissen, aber immer hehr und überwältigend: Ein einiges Vaterland unter einem einzigen Herrscher!

Vor seinem Blick lag die Zukunft hell, wie die Vergangenheit. Was jene besaß, wird diese wiederbringen — nur die Gegenwart ist trostlos, aber wir hoffen einer neuen Zeit.

Und den Ungläubigen, den Mutlosen, den Ahnungslosen verkündete er, was ihm wie eine Vision entgegentrat, was ihm wie eine Offenbarung geworden.

Was aber stand dem Kommen dieser Zeit im Wege?

„Italiener!“ zürnte Roma mit der Strenge eines Imperators, „zu Rom richten sie den Triumpfbogen des Titus wieder auf . . . sie hätten sich wahrlich keine ungünstigere Zeit wählen können, als jetzt.

Immer neue Beweise unserer Ohnmacht häufen sich an, und schon wieder mischen sich fremde Regierungen in unsere Angelegenheiten, um Ruhe zu schaffen — schon wieder unterlag ein Teil unseres Volkes im Kampfe gegen die Übermacht. Wie durfte das geschehen?

Brüder, weil wir untereinander in feindsliche Parteien zerpalten sind!

Weil man uns nirgends mehr achtet.

Weil wir nicht Alle auf dem Kampfplatze waren.

Glaubst Du wohl, Bruder, daß uns der eindringende Feind niedergeworfen hätte, wären wir, vom Ätna bis an die Alpen, wie ein Mann aufgestanden?

Aber es waren nur die Bewohner eines kleinen Theiles des gesamten Vaterlandes, die da stritten und — besiegt wurden . . .

Ihr Andern sahet schadenfroh zu.

Das thatet Ihr.

Doch Ihr bedenkt nicht, daß die Schmach auch Euch trifft, denn die Welt hält uns für einiger, als wir sind und sagt: Die Italiener wurden geschlagen! Sie verspottet Alle!

Weshalb vergeuden wir unsere kostbare Zeit mit kleinen Streitigkeiten, anstatt Buße zu thun und daran zu arbeiten, daß wir reif werden mögen, uns selbst zu regieren — ein großes, freies, einiges Volk zu werden, stark nach außen, friedlich nach innen . . . nicht durch die Arbeit der Guillotine, sondern durch die Arbeit der Liebe!

Glaubet daran, hoffet darauf! — Bittet Gott, daß er seiner Kirche den Geist schenke, der Alles neu macht! — Es ist der Geist der Wahrheit und des Gehorsams — dann werdet Ihr frei sein!

Gedenket der Juden.

So lange sie Gott gehorchten, waren sie stark und selbständig — was sie unternahmen, gelang, wer sie angriff, unterlag.

Ich sage Euch, so könntet Ihr es auch haben, wenn Ihr wolltet.

Wir sind die Erben ihrer Verheißungen — schon Daniel sah Rom im Traume, und Johannes blickte in unendliche Fernen und was er verhieß und androhte, es sammelte sich stets um Rom. Rom ist der Mittelpunkt der Kirche — und die Strafgerichte Gottes über seine Kirche, sie werden uns zuerst treffen!

Aber er wird uns noch eine Zeit des Heils gönnen, wenn wir danach streben, seinen Willen zu thun. Aus der Zeit der Schmach und Zersplitterung wird er uns hinauführen zur Einigkeit, Freiheit und Wohlstand!

Der erste Schritt dazu ist, daß wir wahr und ehrlich unsere Schuld bekennen und nichts bemänteln. Von Rom aus breitet sich die Kirche in tausend Ästen und Zweigen über die ganze Erde wie ein Netz. Das prophetische Wort, welches Gottes Sohn, da er seine Kirche stiftete, sprach — das Wort vom Senfkorn, das ein mächtiger Baum wird, hat sich erfüllt. Sein Wort ist die Wahrheit. Zu Rom ist die Wurzel des Baumes. Hat er dürre Zweige, so werden dieselben abgehauen — der Baum bleibt! — Doch nimmermehr darf die Wurzel krank werden.

Aber seien wir offen: Ehrsucht und Menschenjagung hat sich in den Tempel eingeschlichen, die Sittenlosigkeit hat die Wurzel angefressen . . . Brüder, wir laufen Gefahr, daß die Fäulnis überhand nimmt!

Seit Savonarola's Zeiten hat es stets Männer gegeben, die dies erkannten und aussprachen . . . aber wir hören die Wahrheit nicht gerne! — Die Kirche ist freilich groß und heilig und wird es bleiben — wer aber in ihrem Dienste seinen eigenen Ruhm sucht und nicht Gottes, der macht sie zum Kaufhaus.

Ich habe das Leben und die Thaten der Männer studiert, die sich Reformatoren nannten. Sie strebten nach der Wahrheit — sie suchten unter dem Berge von Gold, Purpur und Menschenweisheit den göttlichen Kern hervor, sie predigten Selbstverläugnung, Reinheit und freie Gnade.

Was aber haben sie erreicht?

Unfrieden und Streit, Spaltungen und Sekten! Es löste sich ein Teil der großen Herde ab.

Rom blieb Rom!

Aber jene Männer waren auch keine Römer! — Sie unterbanden nur eine kleine Ader, das Herz erreichten sie nicht — die Kirche reformierten sie nicht.

Wie hätten sie dies auch gekonnt! — Der es vollbringen will, muß Rom lieben — sie aber haßten es!

Und ich sage Euch — in unseren Herzen muß die Wandlung vor sich gehen, denn in unseren Herzen lebt die Kirche! — Die Stufen der Peterskirche sind rein, aber wenn wir auf ihnen niederknien mit unreinem Herzen, so entheiligen wir sie.

Gott helfe uns!“ — — — — —

XXIX.

An einem prächtigen, farbenreichen Abend, der die Campagna mit violetterm Duft und Milliarden Goldfünkchen überzog, stand ein Jüngling hoch über Rom auf der Cupola des St. Pietro und blickte herab.

Aus dem Knaben war ein Mann geworden — stählern und schlank von Wuchs, schön von Angesicht. Der Mantel, dessen Zipfel er über die Schulter geworfen hatte, war alt und verschossen, und dennoch meinten wir einen jungen Römer im klassischen Falten Schmuck der Toga vor uns zu sehen. Es fehlte nur der Goldreif um das kurzgelockte Haupthaar. — Der Mund war ernst und fest geschlossen — das schwarze Auge weit geöffnet, feurig und brennend,

schien das Sonnenlicht, die Himmelsfarben mit Wonne einzutrinken.

Sein Leben hatte wenig Freuden — er schien derselben nicht zu bedürfen! — aber einen Genuß versagte er sich nie, wenn er dazu Zeit fand — und das war, hier hinauf zu steigen.

Hier oben wurde ihm alles leichter zu tragen, was ihn im Gewühl der Menschen erdrückte. Hier oben atmete er neue Kraft ein, und neue starke Gedanken schlugen wie Blitze in seinen Geist.

Schon in der Anstrengung des Ersteigens lag für seine Natur eine unendliche Befriedigung. Wenn andre ächzend zurückblieben, trug ihn freudige Kraft hinauf — Leib und Seele waren eins geworden. Seine Brust atmete freier, ein kühnes Behagen durchfloß alle Nerven. So steigt ein Adler zum Himmel empor.

Wir stehen hier vor einem Rätsel. Wer legte in dieses Mannes Brust den Trieb, hinauf zu steigen? Wer goß dies Feuer in seine Adern, die gefährlichen Flammen, welche die Scheidelinie zwischen göttlicher Berufung und menschlichem Ehrgeiz so leicht überschreiten?

Er stammte von elenden, vaterlandslosen Komödianten. Ehre, Ehrlichkeit und Ehrgeiz waren Begriffe, die für Enrico Bernoni, den Spion des Francesco del Monte nie existierten, Arbeit und Studium scheute er wie Pestilenz, ein Gewissen besaß er nicht . . . und seine Gefährtin, die ihm in leichtsinniger Lust gefolgt war in das uustäte Bagabundenleben, die ihr Kind verlassen hatte, um es nicht Hungers sterben zu sehen, die sich pükte und lachte, so lange sie schön war — und die verzweifelte, als sie in's

Glend kam, war sie die Mutter, um solch einen Sohn zu haben?

Genug — der Funke lag schon in der Seele des Kindes. Er begriff sich selbst nicht in seinem ruhelosen Streben und Suchen. Der innewohnende Instinkt rang nach einer Gestalt, einem Namen, einem Ziel. Das Gefühl suchte nach dem erlösenden Worte! — Er blickte sich um und sein grübelnder Verstand suchte nach dem Höchsten und Teuersten hier auf Erden.

Was aber gab es für den Römer höheres als Rom?

Und der Brennpunkt war gefunden, in dem alle Strahlen zusammen schießen.

War hiermit das Rätsel gelöst?

Chi lo sa! — Aber seine Seele hatte Ruhe gefunden und sein Leben einen Zweck! — Und wenn er hier oben stand, dann durchströmte eine Liebe sein Herz, so übermächtig, so kraftvoll, daß er die Arme ausbreitete und rief:

„O, daß ich für Dich sterben dürfte!“

Die Worte waren kaum den Lippen entflohen, als sich eine weiße Hand auf seine Schulter legte und eine frohe Stimme ausrief:

„Santa Madonna . . . ich begreife Dich, Mensch, wer Du auch sein magst! — Wir stehen wahrlich auf dem Punkte, um den sich die Welt in ihren Angeln dreht!“

„Der Mittelpunkt der Welt — ja! — und weshalb nicht der Mittelpunkt des eigenen Landes?“ — versetzte *Il Romano*, sich langsam umwendend. Beim Anblick des jungen Mannes fuhr er leicht betroffen zusammen. Wie die Verkörperung jugendlicher Lebenslust erschien ihm der Fremde. Goldhelles Lockenhaar umwehte die blendend

weiße Stirn, ein ewiges Lächeln schien in seinen Augen zu thronen, während er begeistert fortfuhr:

„Heute erst begreife ich sie, die ewige Stadt! — Ein Blick von dieser Höhe herab und ich bin ein Patriot — Wer all die Herrlichkeit an's Herz drücken könnte! Bruder, sind wir nicht groß und reich, solch eine Stadt unser zu nennen?“

Er hatte, während er mit leuchtenden Augen sprach, den Arm um Romano's Schulter gelegt. Es war dies so natürlich. Wie sollten zwei Menschen, die unter der Cupola des St. Pietro sagen können: es ist alles unser! — anders dastehen? Ob König und Bettler, ob Greis und Knabe, oben sind sie Brüder! Und keiner frug den andern: Wer bist Du?

„Der Mittelpunkt des Landes?“ — sagte der junge Fremde tiefaufatmend — „es wäre schön, aber es würde Kampf kosten . . . Blut, Pulverdampf, Leichen“ — er schauderte, „es ist kein heitrer Gedanke, aber man muß hier oben stehen, um zu begreifen, daß die Sache eines Kampfes wert sei.“

„Einen Kampf? Nein!“ — rief Il Romano. „Es gibt noch einen andern Weg unter den Schatten des St. Pietro . . . und das ist eine große und schöne Versöhnung! — Ich sehe ihn vor mir — er ist entsagungsvoll für den einzelnen! — Geben wir dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist, und fühlen wir uns alle als Brüder von den Alpen bis zum Atna!“

„Dazu müßte ein Mann aufstehen, der Diktator und Reformator in einer Person ist!“

Il Romano streckte den Arm aus, über die Stadt und die blauen Bergkettenweisend.

„Bruder“, — versetzte er feurig, „die große Idee, im Volke keimend, ins Bewußtsein dringend, dann zum Wunsch, zum Gebet herangewachsen, wird sich zu Form und Leben hindurchringen, bis sie endlich Gestalt gewinnt und in der Person eines solchen Mannes aus dem Volke aufsteigt! — Wie entstand sonst ein Moses, ein Solon, überhaupt jeder Mann, der seinem Volke gab, wonach es schrie?“

„Wir sind noch nicht so weit!“ — erwiderte der Fremde, „unser Volk fühlt sich noch nicht als solches und hat kein gemeinsames Gebet. Riefe ein solcher Mann sie alle zusammen, er würde als Aufrührer gesteinigt werden.“

„Aufrührer? . . . und wäre das eine Revolution, die Ketten der Fremdherrschaft zu zerbrechen und vor dem Altar dieses Domes gemeinsam niederzuknien, um zu rufen: unsere Mutter?“

„Nein, es wäre groß und herrlich . . . aber wir sind sehr weit davon entfernt. Freund, hoffen wir nicht zu viel, freuen wir uns der Jugend und der Gegenwart.“

„Mein ganzes Leben ist Hoffnung“ sagte Il Romano nachdenklich.

„Lasest Du schon Roma?“ frug der Fremde.

„Ich kenne es“ — versetzte Il Romano mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Seitdem ich es las“ — fuhr der andere lebhaft fort, „bin ich erst ein Mensch mit offenen Augen. Ich glaube, ich hoffe, ich leide und genieße! — Ich sehe ganz Rom anders an — ich sehe Dinge, an denen ich bisher blind vorüberging. Ich stieg hier hinauf, weil ‚Roma‘ es wünschte . . . ‚Dort oben erhalten wir das Herz eines Römers‘ . . . es ist wahr. Ich habe noch mehr gefunden.

Umarme mich Bruder! Hier oben im Himmel schwöre ich Dir Freundschaft!"

Und sie umarmten sich . . . und dann standen sie noch lange da oben und redeten von ihren Träumen, ihrem Streben, ihrem Vaterlande!

Ähnliches ist oft vorgekommen. Man muß dazu Student sein und auf einer Höhe stehen. Daneben ein Freund, der gleiches fühlt . . . und das Herz quillt über. Solche Stunden voll edler Schwärmerei bleiben lichte Stellen im Gedächtnis fürs Leben. Wir waren dem Himmel näher als der Erde, und was wir hofften, träumten und sangen war mit dem nüchternen Alltagsleben so wenig verwandt, wie der Sumpf mit dem Äther!

Was wird späterhin?

Die Schwärmerei verfliegt. Erst dann, wenn an Stelle der Träume die Thateu treten, wird sich's zeigen, welcher Kern in der jugendlichen, übersäumenden Phantasie lag!

Als Romano sich wieder allein sah, fiel ihm ein, daß er nicht wisse, wie sein Freund heißt . . . das zu fragen vergaßen sie beide.

„Welch ein Mensch!“ dachte er bei sich, „ich habe noch nie einen ähnlichen gesehen. Er ist wie ein Stern so hell und heiter . . . woran denke ich nur? — Sah ich ihn wirklich noch nie? — Oh doch — ich habe ihn gesehen und zuletzt in dem Wagen neben ihr! Wie könnte ich je den Augenblick vergessen, als er aus dem Wagen sprang und sie laut aufschrie? Es ist ein angenehmes Gefühl, sich sagen zu können: Du erhieltst solch ein Leben! Ohne Dich wäre jetzt die Welt um einen reinen Menschen — Italien

vielleicht um einen künftigen Selben ärmer! — Rom, Rom, ich that schon damals etwas für Dich, als ich mich zwischen diesen Knaben und die Hufe der Kasse warf!”

So dachte Romano, während er durch enge Gassen nach seiner armfeligen Wohnung ging. Vor allen Haus-
thüren versammelten sich zu abendlichem Gespräch die Bewohner. Braune Kinder sprangen jauchzend umher, Frucht-
verkäufer räumten ihre Waare zusammen, Mönche eilten ihren Klöstern zu. Die Glocken läuteten, Andächtige beteten ihren Rosenkranz an Kirchenthüren, an Mauerecken, unter überhängenden Rosen und Jasminsträuchen. Die abendliche Luft war leicht mit Purpur gefärbt, und die zerfallenen Mauern und zerbrochenen Fenster Scheiben schimmerten rötlich.

Romano ging langsam hindurch. Er fühlte sich einsam, seit ihn der frohe Unbekannte verließ, und er dachte daran, daß dieser vielleicht soeben mit dem sonnigen Lächeln, das ihm eigen, in den Kreis seiner Angehörigen trat. Wie stolz mag ein Vater auf diesen Sohn blicken, wie liebevoll die zärtliche Mutter seine Stirn küssen, wie hell mag das Auge seiner Geliebten strahlen bei seinem Eintritt! — Der Tod dieses Knaben hätte eine unansfüllbare Lücke in die Familie gerissen!

Hieran knüpfte sich ein bitterer Gedanke. Was hätte es zu sagen, wenn Du, Lionardo il Romano jetzt stirbst? Gar nichts! — Wer wird Dir nachweinen? — Kein Mensch! — Nie wird sich der einsame, namenlose Mann seiner isolierten Lage mehr bewußt, als wenn er auf sein eigenes Grab blickt. Da ist keine liebende Hand, die es am Allerfeelentage mit einem Kranze schmückt. Kein

Vater errichtet dem Sohne einen Denkstein. Das Grab steht einsam, es verwildert. Vorübergehende richten wohl das zusammengebrochene Kreuz auf, um die Inschrift zu lesen . . . aber der Regen hat sie längst verwaschen.

XXX.

„Bruder!“ sagte eine klare Mädchenstimme.

Das Wort verhallte in dem düsteren Gemach wie ein Gebetsseufzer in einer Kirche. Es rief kein Echo zurück, und die es gesprochen, wiederholte bittend: „Ettore mio!“

Er hörte sie nicht oder beachtete sie nicht. Beachtet sie nicht? . . . Welcher andere Mann würde wohl diese Erscheinung nicht beachten? — Nur dem Bruder konnte dies vergehen werden.

Die junge Principessa Elena dell' Avarra war das Ebenbild ihrer Tante Margherita, jener zarten Blume, welche vor etwa acht bis zehn Jahren in ihrem sechzehnten Lebensjahr starb, weil Fürst Andrea die Heirat mit dem Duca della Rocca nicht zugab.

Elena ist hoch und edel gewachsen und ahnt es nicht, wie edel und stolz sie ihr Haupt trägt. Der fast streng antike Schnitt ihres Antlitzes wird anmutig gemildert durch den Schmelz der Gesundheit, Unschuld und Herzengüte. Ihre großen Augen sind ruhig und klar. Um die weiße Stirn rollt sich tiefbraunes, schimmerndes Haar,

das am Hinterkopf zu griechischem Knoten verschlungen ist. Sie legt die Hand auf die Schulter ihres Bruders.

Das ist der kleine Knabe, den einst die Bürger Rom's in ihre Arme hoben, den sie küßten und zu dem sie sagten: für Deinen Vater!

Er ist noch kaum den Knabenjahren entwachsen — ein bleicher, schwächlicher Jüngling. Seine Schwester überragt ihn fast. In seiner Erscheinung liegt etwas Unvollkommenes, Leidendes. Man weiß nicht, soll man ihn wie ein krankes Kind liebevoll in die Arme nehmen — oder soll man ihn wie einen Mann anreden. Er sieht so sanft und schüchtern aus — und so krank! — Wir fühlen uns versucht, ihm ein Märchen zu erzählen und seine schmale, fieberheiße Hand liebevoll und beruhigend zu streicheln. Thue es — aber erst blicke ihm einmal in die Augen. Lasse Dich nicht irre machen durch die sanft-seidenen Wimpern. Unter diesen oft schmerzhaft zusammengezogenen Brauen trifft Dich ein Blick, — so scharf, so frühreif und willensstark, daß Du betroffen inne hältst.

„Etto, sage mir, woran Du denkst!“ bat die Schwester. Sie hatte ein Recht zu dieser Frage, denn sie war ihm seit frühester Kindheit Alles — Mutter, Pflegerin und Vertraute.

„Du kennst meine Gedanken!“ versetzte er, ihre Hand an seine Lippen drückend, „hatte ich je vor Dir ein Geheimnis?“

„Nie — aber — ach Bruder!“

Ein feines Erröten überzog seine Wangen.

„Du auch, Elena?“ frug er mit nervös bebender Stimme, „zweifelt Du an meiner Kraft?“

„Niemaß!“ rief sie lebhaft. „Ich kenne Dich — ich will stark sein, und wenn Du“ — heiße Thränen perlen von ihren Wimpern und fielen herab, aber sie schluchzte nicht — „wenn Du stirbst — ich werde nicht jammernd an Deinem Grabe stehen!“

„Nein, das thust Du nicht!“ versetzte er, sie stolz betrachtend, „und ich thue, was ich thun muß. Rom hat mir nicht umsonst gepredigt, seit ich denken kann . . . ich habe jede Mahnung in mein Herz geschrieben. Unser Vater fiel, fern von hier, durch ruchlose Mörderhand. Das Messer des Banditenkönigs steckte in seiner Wunde . . . man kennt diese Dolche! — Und bisher fand sich kein Mensch, der solche Schmach rächte, der dem Unwesen, welches eine Schande für unser ganzes Land ist, ein Ende machte! — Seit einem Jahrzehnt versucht die Polizei mit laxer Gemächlichkeit sich des Mannes zu bemächtigen, dessen Thaten uns in den Augen andrer Völker wieder auf eine Stufe mit den Barbaren herabsetzen. Was in England, Frankreich und Deutschland zu den Ausnahmefällen gehört, ist hier die Tagesordnung! — Aber vielleicht mußte ein Ottavio Nvarra so schmähsch enden, damit sein Sohn ihn räche und dem Laude nütze!“

Er streckte seine Hand aus. Sie war so weich, wie seine Stimme! Und dieser arme Knabe will einen Francesco del Monte fangen!

Lächelte seine Schwester nicht hierzu?

Nein. Sie verspottete ihn nie. In seinem kranken Körper, geschwächt und verzehrt durch ein unheilbares Herzleiden, lebte eine mutige Seele, die nach Freiheit und Arbeit strebte. Der fleißigste und beste Schüler mußte

seine Studien vor einem halben Jahre unterbrechen, weil die Ärzte für sein Leben fürchteten. Zerstreuung, Reisen, Seeluft wurden ihm verordnet, es handelte sich bisher nur um eine passende ärztliche Begleitung.

„Ich bin nicht müßig gewesen,“ fuhr er flüsternd fort, „ich habe eine kleine schwache Spur entdeckt . . . Fiordimonte heißt der Ort, um den sich jetzt all mein Denken dreht. Ich muß hinreisen.“

„Etto, wenn ich Deine Worte höre, vergesse ich immer, wie jung, wie zart Du bist, . . . ein Held, so meine ich —“

Sie verstummte plötzlich.

In die Thüre trat die majestätische Gestalt des alten Andrea dell' Uvarra, des „Eisenfürsten,“ wie ihn alle nannten, die ihn kannten. Er trug seine achtzig Jahre mit unnachgiebiger, zäher Kraft — und sein Blick ruhte kalt und streng auf dem Enkel. Ein schneeweißer Bart fiel ihm tief auf die Brust herab, und er strich ihn langsam mit der Hand, während er sagte:

„Wir, Uvarra, pflegten sonst durch Thaten, nicht mit Worten zu sprechen!“

Der Prinz errötete und erhob sich aus seiner lässigen Stellung.

„Ich hoffe, mein Großvater, so sollen Sie auch mich finden!“ erwiderte er bescheiden.

Fürstin Elena blickte unruhig von Einem zum Andern.

„Du solltest dem Großvater Deine Absicht mitteilen, Etto!“ ermutigte sie.

„Ich hörte genug!“ warf Fürst Andrea ironisch dazwischen, „im Bogenfenster schwärmt sich's bequem von Wendetta!“

„Gestatten Sie mir, nach Sicilien zu reisen?“ fragte Ettore schnell.

„Ohne Arzt?“

„Mir ist es gleich.“

„Ich halte Dich nicht!“ bemerkte sein Großvater achselzuckend.

Der Prinz verließ schnell das Zimmer. Elena blickte lächelnd zum Großvater auf.

„Was denkst Du?“ fragte dieser mit ungewöhnlicher Milde.

„Darf ich es sagen? — Ich dachte, daß aus Knaben Männer werden, und daß mein Bruder sehr früh ein Mann ward . . . ja, in einem Alter, da Andere noch auf der Schulbank sitzen.“

Der Fürst runzelte die Stirn.

„Unglücklicher Knabe!“ sagte er mit ingrimmigem Mitleid, „ich wußte ja stets, daß er gebrechlich und unfähig sei — heute erfahre ich, daß er auch ein Schwärmer ist! Thorheit! — Sein lebenslang hat man ihn in Baumwolle gewickelt und das sterbende Pflänzchen vor jedem rauhen Luftzug gehütet . . . und jetzt verschwört sich dieser bartlose Knabe, er wolle ein Räuberjäger werden. Einen Mann will er greifen, nach dem ganz Italien vergebens sucht. Meinst Du wirklich, das könne mich freuen? — Ich verachte den Mann, der mehr verspricht, als er halten kann.“

„Großvater!“ rief Elena schmerzlich.

„Ich rede die Wahrheit,“ sagte Fürst Andrea und ein schwerer Seufzer klang von seinen Lippen, „Deine beiden Brüder sind der Kummer meines Alters. Alféo ist mir

unverständlich, Ettore ist ein verzärteltes Mädchen. Nur auf Dich, Elena, baue ich die Hoffnung, daß das Geschlecht der Avarra einst weiterleben soll?"

Er legte ihr die Hand auf den Scheitel, dann verließ er langsam das Zimmer.

Elena aber eilte mit elastischen Schritten hinaus in das mächtige Treppenhaus, dessen Gewölbe von dunkelroten Porphyrsäulen gestützt wurde.

Im Palazzo Avarra war Alles steinern. Wohin das Auge sich wandte, erblickte es geschliffenen Marmor, auf dem Fußboden zu kunstvoller Mosaik zusammengesetzt. Steinerne Ballustraden begrenzten die steinernen Treppen. — Alles erglänzte braunrot, dunkelgrau oder schwarz.

Hatte diese steinerne Umgebung die Herzen der Bewohner so stahlhart gemacht, oder wählten sie sich einen Marmorpalast, weil derselbe ihrem Sinne entsprach?

Eine müßige Frage, welche sich Prinz Alféo, der „entartete Sproß“ dieses Hauses, täglich vorlegte! — Auf ihm lag diese Lust wie ein Druck. Man wird unwillkürlich ruhig und ernsthaft, geht man über dunkle Platten zwischen schwarzen Säulen mit goldnen Kapitälén hin. Es ist gegen das natürliche Gefühl eines Menschen, in einer Kirche zu tanzen, und der Palazzo Avarra glich einem Dom.

Fürstin Elena eilte über lange Gallerien und Gänge und öffnete endlich eine Thüre. Sie trat in Ettore's Zimmer. Fürst Andrea hatte Recht! Dies Gemach glich außerordentlich einem Frauengemach — und zwar dem Aufenthaltsorte einer kranken Frau. Vasen mit Blumen standen auf einem Tischchen neben dem langgestreckten Krankenstuhl. Weiße Shawls lagen hie und da über den

Stuhllehnen. Im Fenster standen große Bauer mit allerhand ausländischen, stummen Vögeln. Gesang konnte er nicht vertragen, aber die bunten Farben der kleinen munteren Geschöpfe erfreuten sein Auge in einsamen Stunden. Eine Menge Medizinflaschen waren auf dem großen Mittelisch aufgestellt, dazwischen lagen Bücher, Zeichnenapparate, Farbenkästen und Schachfiguren. An diesem Tische saß Prinz Ettore, den Kopf in beide Hände gestützt. Elena trat neben ihn, küßte ihn auf die Stirn und frug:

„Wann willst Du reisen?“

„Morgen, wenn ich kann!“

Sie zuckte zusammen, sagte aber nach einer Pause in ruhigem Ton:

„Ich werde Camilla sagen, daß sie Deine Sachen einpackt. Wie fühlst Du Dich heute, Etto?“

„Gut! gut!“ rief er ungeduldig, „allons! da ist Camilla! Sie kann sogleich beginnen und Paole soll sich nach Postpferden und allem Nötigen umsehen.“

Sie zeigte ihm nicht, wie angstvoll ihr Herz schlug, sondern winkte Camilla, ihr zu folgen und ging voraus nach der Garderobe.

Camilla war jetzt aus der Stellung einer Wärterin hinaufgestiegen zu der einer Kammerfrau ihrer jungen Herrin. Aber nichts vermochte die Schwermut aus ihrem Wesen zu bannen.

XXXI.

Die Bibliothek im Palazzo Nvarra war ein altertümliches Gemach. Es war gewölbt. Die Bogenfenster waren mit bläulicher Arabeskenmalerei aus dem vierzehnten Jahrhundert geziert, die achteckigen Scheiben in kupferne Rahmen gefaßt. Jeder dieser deckenhohen Bücherschränke war ein Kunstwerk mühevollster Holzschnitzerei, wovon eine Platte vielleicht die Lebensarbeit eines frommen Mönches gewesen. Vorspringende Kanten in Spitzbogenform rahmten diese Flächen ein, auf denen die Geschichte Roms bis zur Zeit der Zerstörung durch die Vandalen ausgearbeitet war. Ein Tag, dem Studium dieser Schränke gewidmet, würde nicht hingereicht haben, ihre Außenseite kennen zu lernen!

Mitten im Zimmer stand ein von steiflehnigen Sesseln umgebener Tisch. Auf einem dieser Sessel saß Fürst Andrea und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand. Vor ihm waren eine Menge Papiere, Documente mit verstäubten Siegeln, Briefe, Aktenstücke und andere vergilbte Zeugen längst entschwundener Zeiten aufgestapelt. Ein Stammbaum, mit vier Nadeln an der Tischplatte befestigt, zog des Fürsten Aufmerksamkeit besonders auf sich, entlockte ihm die meisten Seufzer . . , da war kein Zweifel daran, daß die Familie dem Aussterben nahe war.

Es schmerzte den alten Mann, diese Papiere durchzusehen, welche einen, wenn auch chaotischen, so doch trefflichen Stoff zu einer Familienchronik abgegeben hätten.

„Was waren wir — und was sind wir?“

Fürst Andrea sprach diese Worte laut, mit grollender Stimme. Es war seine Art, laut zu denken.

„Rom ist nicht mehr Rom und das Haus Nvarra ist nicht mehr, was es gewesen. Italien — einst das Haupt der Welt — ist nichts mehr . . . ein zusammengeklittener Stiefel — und die Flicker können doch die Risse nicht bedecken!“

Die Leute sagten, Fürst Andrea sei nach dem Tode seines einzigen Sohnes für immer zusammengebrochen — denn seine Enkel werden niemals wie der Vater. Mit Ottavio starb der letzte Nvarra. Der Name lebt vielleicht weiter, aber wird man je von Alféo und Ettore sagen können: er ist ein Nvarra und damit ist Alles gesagt?

Ein untergegangenes Vaterland und ein entartetes Geschlecht . . . was bleibt dem alten Löwen übrig, als sich abzuwenden und zu sterben?

Aber wir sterben nicht so leicht, und so lange wir leben, hoffen wir. Alféo wird zwar ein müßiger Schächer, ein Flötenspieler, kurz ein nutzloses Mitglied der menschlichen Gesellschaft . . . Ettore war nach Ausspruch der Ärzte dem Tode geweiht. Nach dieser Seite hin hatte Fürst Andrea resigniert. Doch ihm blieb ja noch Elena. In ihr kristallisierte sich der eigentümliche Familiencharakter in schönster Vollkommenheit. Rein, wahr und hochsinnig fehlte ihr jene herbe Schroffheit, welche die Männer dieses Hauses kennzeichnete. Wenn es möglich wäre, daß in ihr und ihren Söhnen der alte Name fortlebte!

Dieser Gedanke bildete, seit sie zu lieblicher Schönheit heranwuchs, das Hauptinteresse ihres Großvaters. Er hatte Alles gethan, um ihn möglichst zu machen. Wer dereinst

die Hand der Principessa begehrte, erhielt sie nur unter der Bedingung, daß er ihren Namen fortan dem Seinen hinzufügte!

Wann aber wird einer kommen, der solcher Ehre würdig wäre? — da liegt die große Schwierigkeit. Bisher verwarf Fürst Andrea alle Freier seiner Enkelin, weil sie ihm nicht genügten, weil sie nicht dem Bilde entsprachen, das er sich gemacht hatte! — Er war adelsstolz — aber in diesem Falle war es nicht ein Prinz, den er für sie wünschte, sondern ein Charakter! — Er sagte sich grollend, daß das jetzige Rom wohl schwerlich einen solchen Mann hervorbringen konnte. Und Elena selbst? — Hatte sie in der freudlosen Abgeschiedenheit ihres Lebens kein Sehnen nach Freiheit? — Bangte ihr nie vor der Zukunft? — Nein! —

Revoltierten ihre Lebensgeister nie gegen das Zeremoniell und den Zwang, der von allen Seiten ihr junges blühendes Leben einschloß? — Nein, niemals!

Liebte sie nicht etwa Einen, der auf keine Erhörung zu hoffen hatte?

Nochmals, nein! — Sie träumte noch nichts und weinte noch um nichts. Ihre Seele war klar, wie ein Diamant. Ihr ernster Sinn wandte sich mit Abneigung von Tanz und lauter Heiterkeit ab und fand Befriedigung in wissenschaftlichen Studien. Sie war so stolz, wie sie unschuldig geblieben, und an Liebe wollte sie nicht denken, bis der Tag kam, da Fürst Andrea zu ihr sagte, dieser ist es!

Des alten Mannes Reflexionen wurden hier durch den Eintritt seines ältesten Enkels unterbrochen. Alfredo's

Erscheinen verbreitete immer Sonnenschein. Sogar dies düstere Zimmer schien sich zu erhellen. Nur auf das Antlitz seines Großvaters fiel kein Widerschein dieses Lichtes.

„Vergebung,“ sagte Alféo ehrerbietig aber sorglos, „ich erwartete, Elena hier zu finden.“

„Und ich vermutete Dich im Kollegio . . .“ erwiderte sein Ahnherr, mit einem Blick auf die Uhr über dem Kamin Sims.

Prinz Alféo räusperte sich und lächelte liebenswürdig.

„Wann besuchtest Du es zuletzt?“

Der Enkel rieb sich die Stirn, dachte nach, lachte endlich und sagte:

„Verzeihung, mein Großvater, aber ich kann mich nicht darauf besinnen!“

Fürst Andrea erhob sich. Tiefer Unmut drückte sich in seinen imposanten Zügen aus . . . der Kopf eines zürnenden Jupiters erhob sich vor dem Enkel.

„Alféo! — Ich lasse Dich hingehen und bewache Dich nicht — denn nie wird ein Mann im Gefängnis erzogen! — Aber achte auf den Weg, den Du einschlägst! — Hast Du jemals davon gehört, daß wir ein Hausgesetz haben?“

Alféo verneigte sich.

„Erinnere Dich desselben von Zeit zu Zeit!“ fuhr sein Großvater fort, „und vergiß nicht, daß mir mein Name höher steht, als die Rücksicht auf die Träger desselben.“

Alféo verneigte sich wieder mit unbeschreiblich leichter,

lässiger Anmut — dann verließ er das Zimmer und ging kopfschüttelnd die Gallerie entlang.

„Hausgesetz? — Ein Hausgesetz? Ich habe keine Ahnung, was dies bedeutet. Ich muß bei Varielli's danach fragen! Der alte Löwe brüllte gewaltig. Ohimé! . . . Glücklicher Ettore. Ich möchte wissen, wann sie mir gestatten werden, meine Kavalierreise anzutreten!“

Er pochte an Elena's Zimmerthüre. Sie rief ihn herein und er stand gleich darauf neben ihr.

„Sorella mia!“ rief Aléo, sie auf die Stirne küssend, „kannst Du es begreifen, wie einem Menschen zu Mute ist, der einen verlorenen Bräutigam sucht?“

„Nein!“ sagte sie lächelnd.

„Nun, so höre! Ich habe einen Menschen gefunden! — Nachdem ich Rom monatelang mit der historischen Laterne durchsuchte und nichts gefunden als Esel, Larven und Eulen, begegne ich hoch oben auf dem San Pietro einer Seele! Freudetrunken taumeln wir uns in die Arme, schwelgen in Gefühlen, sehen alle Himmel offen, schwören uns Treue bis in den Tod, — scheiden . . . und haben uns unsere Namen nicht genannt!“

„Tragisch!“ sagte Fürstin Elena heiter, „ich glaube Dir, daß Du in jenem Bräutigam eine gleichgestimmte Seele fandest, — denn solcher Vergesslichkeit hielt ich bisher nur Dich fähig.“

„Er war in jeder Hinsicht das Gegenteil von mir — aber wir fanden uns in einem großen Gedanken, er heißt „Roma.“ Natürlich kannte er das Buch auch. Wer kennt es nicht?“

„Nun begreife ich Alles!“ sagte Elena. „Wo willst

Du schon wieder hin, Alfeo? — Der Abend wird so schön, komm mit mir in den Garten.“

„Nein, Geliebte, das kannst Du mir nicht zumuten,“ erwiderte er liebenswürdig, „ich gehe zu Baudron, wo heute ein kleines freundschaftliches Souper gleichgesinnter Künstlerseelen stattfindet.“

„Der Großvater liebt Deinen Umgang mit den Schauspielern durchaus nicht.“

„Ja, das glaube ich Dir gerne!“ versetzte ihr Bruder, herzlich lachend.

„Kannst Du es nicht lassen?“ frug sie sanft.

„Lasse Du das Atemholen, *Angela* mia! — Ich muß Freiheit haben, sonst verwelke ich, und das wirst Du mir zugeben, wäre jammerschade! — Wenn ich noch nicht eitel bin wie ein Narcissus, so seid Ihr Frauen wahrlich nicht Schuld daran.“

„Sind sie es, die Dich so vermöhen?“ frug Elena mehr sich als ihn — „oder was ist es sonst? — Was ist es sonst?“

XXXII.

Es gab noch andere, welche sich diese Frage vorlegten.

Alfeo hatte seine Knabenjahre im Hause seines Onkels, des Grafen Carielli zugebracht, um mit seinen Vettern

Luigi und Baccio zusammen erzogen zu werden, und betrachtete das Haus wie seine Heimat. Die Contessa Carielli war eine Schwester der verstorbenen Fürstin Ottavio dell' Nvarra — eine kluge, gutherzige, mütterliche Frau, der die Kinder ihrer Schwester Theresa lieb waren wie die eigenen. Sie hatte sehr bald herausgefunden, daß Alféo nach dem Tode seiner Mutter keine Stimme mehr für sich habe im Palazzo Nvarra. Sie hatte es durchgesetzt, ihn in ihr Haus zu nehmen. Mit Ernst und Strenge, aber mit Liebe leiteten sie und ihr Gemahl die Erziehung ihrer Söhne und des Neffen. Fürst Andrea wußte dies, ließ sie gewähren und hoffte das Beste. Alféo war, trotz seiner eigentümlichen Abneigung gegen ernsteres Studium ein überaus glänzend begabter Knabe, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete.

Und nun?

Graf Carielli betrachtete seinen Neffen, welcher heiter vor ihm stand, und rieb sich die Stirn.

Weshalb hatte er von jeher diesem Liebling seines Herzens gegenüber die Empfindung als entglitte ihm derselbe? Er konnte ihn nicht halten. Aber wo lag der Abgrund? Prinz Alféo gehörte zu den glücklichen Leuten, die von keiner Leidenschaft und von keinem Fehler ausschließlich beherrscht werden. Seine Schwächen waren liebenswürdig wie seine Vorzüge. War es sein großer, alles durchdringender Leichtsin? — War es seine Vorliebe für hübsche Frauen? — War es seine unwiderstehliche Neigung zu regellosem Künstlerleben . . . der Zug in's Weite, die Sehnsucht nach der Poesie fremder Länder?

La Petite, als sie vor Jahren traurig murmelte: „Ach!

Wenn Alféo schwört, vergißt er immer!“ — verstand der Sache vielleicht den richtigsten Namen zu geben.

„Babbo,* — sagte Alféo herzlich und legte seinen Arm in den seines Pflegevaters, „Sie waren immer gütig gegen mich! — Aber Sie vergaßen mir etwas über das Hausgesetz der Avarra zu sagen. Heute hat mir mein Großvater damit gedroht.“

Graf Carielli war schmerzlich berührt. Er wußte es ganz genau, daß er in einer sehr langen, ernstesten Unterredung dem zwölfjährigen Knaben mittheilte, was es mit diesem Hausgesetz für eine Bewandnis habe. Solche Eröffnungen, da junge Söhne wichtige Familienangelegenheiten erfahren, feierliche Augenblicke, in denen dem Kinde zum ersten Mal der Ernst des Lebens entgegentritt, pflegen sich sonst unauslöschlich einzuprägen. Aus Alféo's Gedächtnis schien die Erinnerung absolut verschwunden zu sein. Es war eine Kleinigkeit, aber so bezeichnend!

„Das Hausgesetz Deiner Familie, lieber Alféo, gibt dem Senior derselben das Recht, ein Mitglied der Familie, welches sich nach der Ansicht aller übrigen Anverwandten des Namens Avarra unwürdig zeigt, dieses Namens zu berauben und ihn seiner Rechte als römischer Edelmann für verlustig zu erklären! — Dieses Recht stammt noch aus der Zeit, da mit dem Verfall der Kunst Unordnung und Sittenlosigkeit überhand nahm. Es ist der Stolz Deiner Familie, daß solches Hausgesetz bisher noch keine Anwendung fand. Vielleicht war die Furcht vor demselben eine gute Zuchtmeisterin.“

„Treffliche Einrichtung!“ — sagte Alféo kopfnickend.

„Welche aber sind die Missethaten, durch die man sich unseres Namens unwerth zeigt?“

„Jegliche Handlung, die einen Schatten auf Deine Edelmann's Ehre wirft. Außerdem noch einige besondere Fälle. Zum Beispiel die Heirat mit einer Person von schlechtem Ruf.“

Alféo lachte und sang eine Arie.

So aber war er immer.

Eines Abends kehrte Ettore von seiner Reise nach Calabrien zurück. Im Palazzo Nvarra herrschte schon tiefe Stille, nur Fürstin Elena und Camilla hatten den Kommenden erwartet. Camilla schloß die schwere Hausthüre auf, Ettore trat ein und umarmte seine Schwester, welche wie eine Vestalin mit der Lampe in der Hand auf den Marmorstufen stand.

„Gelobt sei Gott, daß Du wieder zurückgekehrt bist, Bruder! — Es ist Dir doch kein Unfall zugestoßen?“

„Nein, Elena, aber ich bin sehr ermüdet.“

„Komme mit mir“ — sagte sie zärtlich, „wir haben in Deinem Zimmer Wein und Erfrischungen aufgestellt.“

Bald darauf waren die Geschwister allein in dem erleuchteten, behaglichen Gemach. Ettore schlürfte einen Pokal feurigen Wein, seine bleichen Wangen färbten sich ein wenig, sein Atem ward leichter.

„D, das that gut. Setze Dich zu mir, Elena — es thut mir sehr wohl, Deine Hand wieder zu halten und Deine Stimme zu hören . . . wie schmerzlich habe ich Dich vermißt, als ich in Giordimonte krank lag!“

„Du lagst dort krank?“ — rief sie erschrocken. „Was war es?“

„Nichts absonderliches. Ein Anfall meines Leidens. Die Herzkrämpfe dauerten nur länger als sonst.“

„Und Du so allein, so verlassen!“ — sagte sie klagend.

„Das war ich nicht. Die frommen Brüder des Klosters nahmen mich auf und pflegten mich aufs trefflichste. Weißt Du, wen ich dort sah? Den Padre Oratio, unseren Anverwandten.“

„Weshalb seufzest Du, Etto?“

„Weil er es versuchte, mich in meinem Vorhaben irre zu machen. „Die Rache ist mein, ich will vergelten spricht der Herr!“ — so sagte er mir. Aber ich lasse mich nicht irre machen. Die Worte dieses frommen Mönches sind wunderbar ergreifend. Er sprach vom Fluche der Vendetta, er sprach von allen Übelständen unseres Landes . . . er bedachte nur nicht, daß ich unserem Lande nützen will.“

„Ich hoffe, er hat Dich nicht aufgeregt!“ — sagte Elena besorgt, „es hätte Dein Tod sein können!“

„Er war liebevoll wie eine Mutter und vorsorgend wie ein Arzt. Wahrlich dieser Mann trägt einen Purpurmantel unter seinem härenen Gewande. Hätte er sich nicht Armut und Niedrigkeit gewählt — er wäre wohl schon der erste in Rom! — Doch ich komme von dem ab, was ich sagen wollte. Oben im Kloster erfuhr ich nichts über den del Monte. Der Abt ist ein lebenswürdiger Skeptiker, der die Erzählungen vom Bergkönig und die Legenden der Kirche in dasselbe Register schreibt. Unten bei den Hirten aber erfuhr ich etwas, das ich bisher auf keinem Polizeibureau zu hören bekam.“

„Das wäre?“

„Es gibt einen Menschen, welcher den Francesco del

Monte gesehen und gesprochen hat! — Höre, was ich vernahm. Es wuchs in Fiordimonte beim Hirten Carioli ein Knabe auf, den ein Elhändler einst in's Dorf gebracht und dem Hirten als Vermächtniß des Capobanda del Monte übergeben hatte. Der Knabe blieb bis zu seinem dreizehnten Jahr in Fiordimonte. Zuletzt nahmen ihn die Brüder in's Kloster, um ihn vor dem Einfluß des del Monte zu bewahren. Die Leute sagten, dies sei eine überflüssige Vorsicht gewesen, denn der Knabe war außerordentlich stolz und ehrlich. Eines Tages aber schickten die Briganti einen Boten in's Kloster. Sie hatten den Padre Oratio in den Bergen gefangen und verlangten als Lösegeld die Freilassung des Knaben. Dies geschah — und der Knabe verschwand aus Fiordimonte. Sie sagen, del Monte hätte seinen Sohn zu sich berufen. Etwa ein Jahr später erhielt der Abt des Klosters diesen Brief ... hier, lies!“

Er öffnete seine Briefftasche und reichte der Schwester einen beschmutzten, zerknitterten Brief, folgenden Inhaltes:

Hochehrwürdiger Vater!

Ihr sollt nicht meinen, daß Lionardo das Kloster und Eure Güte vergessen hätte, und unerträglich wäre es mir, dächte Ihr von mir, als von Einem, der fortan zu den Spitzbuben gehört. Ich bin noch derselbe, der zu Euch sprach: „Das kann ich schon allein besorgen!“ — Ich bin nicht bei den Briganti geblieben. Nicht einen Tag — kaum eine Stunde. Geflohen bin ich aber nicht — man hat mich freiwillig gehen lassen. — Das schreibe ich Euch, damit Ihr, wenn ich etwa an Hunger, Krankheit

und Ermüdung umgekommen sein werde, nicht an mich denkst, als an einen Verlorenen, sondern als an einen, der Euch dankbar ist, Euch liebt und der Worte des Padre Dratio gedenkt!

Lionardo, den sie den Römer nennen.

Überbracht durch den jüdischen Handelsmann.

Elena fuhr auf und sah den Bruder zweifelnd an.

„Ettore! . . . den sie den Römer nannten? — Il Romano? . . . sollte dies . . . aber es ist wohl nicht möglich!“

„Was denkst Du, Schwester?“

„Daß er es war, der ‚Roma‘ schrieb.“

„Wahrhaftig!“

„Und er wäre ein Sohn des del Monte?“ fuhr sie fort.

„Unmöglich! — Erinnerst Du Dich des Kapitels mit der Überschrift: „Die Briganteska?“

„D ich weiß! — Und nun sieh, wie unschätzbar für mich! — Dieser Mann, der so zu schreiben vermochte, hat den del Monte von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er wird — er muß —“

Die Aufregung überwältigte den Sprecher, er preßte plötzlich die Hand gegen das Herz und rang nach Atem.

„Elena — bleibe bei mir!“ — flehte er angstvoll — „mir wird so bange!“

„Sei ruhig, Etto, es geht wieder vorüber!“ — tröstete sie, seinen Kopf an ihre Schulter ziehend, „lehne Dich hier an . . . so! — Ich hätte Dich nicht so viel sprechen lassen sollen. Sind die Beklemmungen sehr stark? Fürchte Dich nicht! Ich bleibe!“

Sie war das schon so gewöhnt! Wie viele Nächte hatte sie so neben ihm gewacht, wenn die dunklen, entseßlichen Stunden kamen, in denen das kranke Herz zu springen drohte! Er war dann nur ein ängstlicher Knabe und sie seine Mutter.

XXXIII.

„Guten Abend, Maëstro!“ rief Alfëo fröhlich, indem er in die prachtvolle Bildhauerwerkstatt des gefeierten Meisters Vandron trat, „ah! hier wird mir schon wohl! Hier kann ich atmen! Geben Sie mir beide Hände, alter Freund! . . . und nun schenken Sie mir einige Minuten.“

„Treten Sie nur hier ein, lieber Prinz!“ — sagte Vandron, einen Samtvorhang bei Seite schiebend. Aus der Welt unbeweglicher, weißer Marmorgestalten traten sie in ein Gemach voll Komfort und Farbenpracht. Alfëo öffnete die Bücher auf den Tischen, betrachtete die Bilder an den Wänden und schwatzte tausend Dinge durcheinander. Plötzlich blieb er vor einem Portrait stehen.

„Santa Madonna — welch ein Gesicht! — Maëstro, wer ist dies? — Wer malte es?“

„Saltelli.“

„Nun gut, aber wen stellt es vor?“

Vandron zögerte, lächelte, strich sich mit der Hand durch sein wirres Haar und sagte:

„Können Sie sich auf die kleine Löwenbändigerin besinnen, die in Barano's Menagerie mit Rosen bekränzt auf dem Löwen saß?“

„Die kleine Verona? . . . Ich kann mich nur zu gut besinnen. Ich war so verliebt in sie, wie es ein vierzehnjähriger Knabe nur sein kann . . . und aus der kleinen phantastischen Wilden ist — eine Dame geworden?“

„So hoffe ich!“ versetzte Wandron, „ihr Vater starb damals, und da ich ihm versprochen hatte, mich des Kindes anzunehmen, kaufte ich sie förmlich ab, brachte sie in eine Klosterschule und ließ sie dort erziehen.“

„Und ist sie noch im Kloster?“

„Nein, sie ist seit einigen Wochen Gesellschafterin bei einer alten Dame.“

„Und das ist das Endresultat Ihrer Erziehungskünste? — Trübselig! — Wandron, Sie sind grausam. Dies Gesicht ist nicht geschaffen, um von einer alten Dame bewundert zu werden.“

„Finden Sie es so schön?“ — fragte der Bildhauer nachdenklich.

„Schön, wie die braune Campagna, wenn sie vom Sonnenschein vergoldet wird!“

„Wie poetisch Sie sind, Prinz!“

Alféo richtete seine schlanke Gestalt auf und lachte.

„Sung — froh — poetisch — enthusiastisch . . . mit einem Wort, so ein rechter Narr! — Ach, Fürst Andrea hat Recht. Doch schon gut! Was wollte ich eigentlich hier? — Ah richtig! Wandron, Sie kennen doch alle Welt! — Sie lasen ‚Roma‘ — natürlich! — Wir haben darüber ja schon gesprochen.“ — „Sicherlich!“ — „Kennen Sie il

Romano?“ — „Ja.“ — „Weshalb, um Alles in der Welt, haben Sie mir dies verschwiegen?“ — rief Alféo lebhaft.

„Können Sie sich das nicht denken, Prinz? — Rom ist noch nicht reif, ein ‚Roma‘ zu verstehen.“

„Ah, ich begreife. Sie fürchten, daß es ihm übel ergehen wird. Aber Wandron, ich muß ihn trotzdem sehen. Es handelt sich um eine Familienangelegenheit. Also sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann und was er ist.“

„Ein blutarmer Student, der soeben sein Examen machte und auf eine Anstellung als Lehrer hofft. Sein Fach ist Geschichte. Sie werden oft genug, ohne es zu wissen, mit ihm im Hörsaal zusammen gekommen sein.“

„Sch? Ach, Wandron, das nenne ich einen böshaften Scherz!“ — sagte Alféo liebenswürdig. „Aber bitte weiter. Er stammt aus Sizilien, nicht wahr?“

Wandron nickte.

„Er war einige Jahre bei einem alten Signor Fornari, der einen kleinen Antiquitätenladen hatte, im Geschäft. Er diente ihm fast umsonst und gewann das Herz Fornari's und seiner Gattin so sehr, daß Beide, als sie bald hintereinander starben, ihn mit einer kleinen Summe in ihrem Testament bedacht hatten, die ihn in den Stand setzten, seine Studien zu vollenden. — Hat Ihnen Madame de Montenay niemals von Lionardo gesprochen?“

„Was?“ — rief Prinz Alféo wie elektrifiziert — „derselbe? — Ich kannte ihn nur unter dem Namen Abdallah ... geschwind Maestro, sagen Sie mir seine Adresse, denn nun unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß ich endlich, endlich meinem ehemaligen Lebensretter danken darf.“

Wenige Minuten später war Alféo schon wieder auf der Straße und eilte wie auf Windesflügeln davon.

Sehr bald stieg er die vielen zerbröckelnden, ausgetretenen Treppen hinauf zu der kleinen, dunklen Mansardenstube.

Er öffnete ohne anzuklopfen die Thüre und trat ein . . . er sah nicht die spartanische Einfachheit des Zimmers, die schiefen getünchten Wände, die roh gezimmerte Diele, das kleine Fenster — er sah nur die Gestalt des dunkellockigen Jünglings, welcher die Feder hinwarf, vom Schreibtisch aufsprang und wie versteinert vor ihm stand — dann finden sich die vier Hände plötzlich zusammengefügt, die Augen begegnen sich und Alféo ruft:

„Wiedergefunden!“

XXXIV.

Es gab auch ein glänzend helles, mit Purpurdraperien decoriertes Gemach im Palazzo Nvarra, und das war der sogenannte goldne Saal. Hier waren Wände, Fußboden und Säulen von weißem Marmor. Die dunkelroten Samtjessel, Divans und die Mablasterische ruhten auf goldnen Sphinxgestalten.

Es war ein herrlicher Saal, aber auch seine Pracht war kalt, wie eine blendende Winterlandschaft. — In diesem Zimmer standen Fürst Andrea, Elena und Prinz Ettore.

Die junge Fürstin paßte so gut in diese Umgebung, daß man meinen sollte, sie sei eine in den Krönungssaal getretene Kaiserin. Ihre stolze, sichere Haltung wurde noch gehoben durch das dunkle Samtkleid, welches am Hals und Armen mit Spigen umsäumt, in langer Schleppe über den Boden nachglitt. Prinz Ettore sah ängstlich, nervös und knabenhaft aus.

Trotzdem ruhte heute der Blick des strengen Großvaters zufriedener auf ihm, als sonst. Es war immerhin anerkennenswert, wenn bei einem Unternehmen gleich der erste Schritt von Erfolg gekrönt war. Fürst Andrea fing an, auf den unscheinbaren Knaben aufmerksam zu werden — ja er ging noch weiter. Alféo, obwohl selbst nicht eingeweiht, hatte dem Signor Il Romano eine Aufforderung gebracht, in den Palazzo Nvarra zu kommen.

Der Augenblick war jetzt da. Ein Diener führte nach kurzer Meldung einen jungen Mann in's Zimmer, der sich höflich aber nicht allzu tief verneigte. Bei seinem Hinblick stutzte Fürst Andrea, ging plötzlich schnell einige Schritte vorwärts — blieb stehen und betrachtete den Fremden mit einer Teilnahme, die er selten an den Tag legte. Auch Elena verstummte. Sie hatte mit zu viel jugendlicher Begeisterung „Roma“ gelesen, um nicht dem Autor ein günstiges Vorurteil entgegen zu bringen. — Seine Erscheinung frappierte sie. Er war ein schlanker, sonnengebräunter Mann, dessen Züge den tadellosen Schnitt des berühmtesten Apollotkopfes aufwiesen. In seinen Augen lag Strenge mit Feuer gepaart.

Fürst Andrea schien durch irgend etwas außerordentlich überrascht. Er faßte sich nur mühsam, ging dem Gast

einige Schritte entgegen, reichte ihm die Hand und sagte mit seiner tiefen Stimme:

„Seien Sie mir willkommen, Signor! Wer ein „Roma“ schreiben konnte, findet die Thür des Palazzo Avarra immer offen!“

Il Romano verneigte sich — diesmal tief und dankbar. Dann sah er sich suchend um, dabei blieb sein Blick momentan gefesselt auf der königlichen Gestalt der jungen Fürstin haften, kehrte aber zum harten, strengen Ausblick des Greises zurück.

„Ich habe der Aufforderung des Prinzen Avarra Folge geleistet,“ sagte er endlich, „aber mir scheint, ich bin zu ungelegener Stunde gekommen. Er ist nicht hier.“

„Ganz recht,“ versetzte Fürst Andrea, „ich gab der Dienerschaft Auftrag, Sie zuerst hierher zu führen. Es ist mein jüngster Enkel, der eine Bitte an Sie hat.“

Prinz Ettore's sanfte, schüchterne Stimme sprach jetzt leise:

„Darf ich einige Fragen an Sie richten, Signor? . . . Sie schrieben ein „Ia Brigantesca,“ das gibt mir den Mut, Sie zu belästigen.“

Verzeihen Sie, wenn ich sogleich beginne, ich wünsche fertig zu sein, ehe Alféo kommt. Sie —“

„Nicht so viel Worte, Knabe!“ sagte sein Großvater ungeduldig, „ich werde die Fragen stellen. Signor! Sind Sie aus Fiordimonte gebürtig?“

Il Romano's braune Wange erblich.

„Ja,“ sagte er kurz.

„Sie wuchsen unter Hirten und Banditen auf?“

„Es ist so!“ erwiderte der Gefragte.

„Sie sahen unter jenen wilden Leuten auch etliche Mal den berühmigten Francesco del Monte?“

Il Romano fuhr auf. Ihm war, als erhöbe sich eine dunkle Gewitterwolke am Horizont.

„Wer sagte Ihnen dies?“ frug er in einem Tone, dessen scharfer, gebieterischer Klang sich nur zu gut mit der Stimme des alten Mannes messen konnte.

„Ich erfuhr es in Giordimonte“ warf Ettore ein, „die Leute dort erzählen sich, der Knabe Lionardo sei der Einzige, der den Capobanda lebhaftig, mit Bewußtsein gesehen. Wer sonst ihm ins Antlitz sah, mußte sterben.“

„Es ist so!“

„Sie haben in Ihrem Buche,“ fuhr Fürst Andrea in starker Erregung fort, „dem ermordeten Ottavio dell' Avarra ein Denkmal gesetzt, wie es ein Sohn nicht besser könnte. — Schon dadurch haben Sie uns tief verpflichtet! — Sie können noch mehr thun. Dieser Knabe hier hat sich es in den Kopf gesetzt, den Mörder seines Vaters der Gerechtigkeit zu überliefern. Ihr Zeugnis soll die erste Sprosse sein, auf die er seinen Fuß setzt. Geben Sie uns, wenn Ihr Gedächtnis gut ist, eine genaue Beschreibung der Person, des Charakters, der Lebensweise jenes Mannes.“

„Mein Gedächtnis ist scharf, wie der Schmerz darüber, daß ich einen solchen Menschen überhaupt jemals sah!“

„Nun, wir warten.“

Der junge Mann atmete einmal tief auf, als sammle er Kraft, dann sagte er leise:

„Ich kann Ihrem Wunsche nicht nachkommen, Fürst.“

Fürst Andrea horchte auf, stutzte und runzelte seine Stirn. Elena aber wandte ihr Gesicht erschrocken dem

Sprecher zu. So durfte niemand ungestraft mit dem Großvater reden.

„Was soll das heißen? Schonen Sie den Mann, von dem die Hirten sagen, er sei Ihr . . . Vater?“ rief Ettore aufgebracht.

„Thorheit, Knabe!“ unterbrach ihn Fürst Andrea zornig, „sei kein Narr! . . . so sieht der Sohn eines Verbrechers nicht aus!“

Fürstin Elena faltete ihre Hände vor Erstaunen. Ihr Großvater hatte im Laufe von wenig Minuten diesem jungen Fremden mehr Lob erteilt, als er sonst all seinen Bekannten zusammen zu Teil werden ließ.

„Ich danke Ihnen, Altezza!“ sagte Il Romano ruhig, „diese Frage kommt hier nicht in Betracht. Gerechtigkeit vor Allem!“

Er steht mir nicht nahe — aber wenn es der Fall wäre, so würde dies mein Urteil nicht beeinflussen! — Und wäre ich sein Richter, ich würde ihn dem Tode überliefern!“

„Wenn Sie so denken, so handeln Sie auch danach!“ sagte Fürst Andrea! „Sie gehören nicht zu uns, wenn Sie nicht Alles thun, was in Ihren Kräften steht, um den Verbrecher der öffentlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Sie sind es Ihrer eigenen Ehre, Ihrer Stellung, Ihrem Vaterlande schuldig . . . reden Sie!“

„Fürst,“ erwiderte Romano fest, „ein Verbrecher sein ist strafbar — aber der Denunziant handelt niedrig!“

„Sie sind es Ihrem Vaterlande schuldig, wiederhole ich!“

Der junge Mann richtete sich entschlossen auf.

„Mag sein! Mich aber bindet etwas, das mir heiliger ist, als mein Vaterland!“

„Und das wäre?“

„Mein Wort!“

„Ihr Wort dem Briganten?“ donnerte Fürst Andrea. Elena und Ettore zitterten — sie hatte seine Hand erfaßt, nicht um ihn zu beruhigen, nein, sie suchte einen Halt!

„Ich gab es!“ sagte Il Romano's sonore Stimme, und er hob den Kopf noch höher.

„Dann sind Sie ein Verbündeter des del Monte! . . . Verlassen Sie mein Haus! — Ich befehle es!“

Dieser Augenblick! er hat geahnt — geahnt, daß derselbe kommen werde, früher oder später! — Ein Moment, da ihm nur die Wahl bleibt zwischen dem Verräter und dem Briganten. Das ist der Fluch seiner Herkunft — die Konsequenz jener Stunde, da ein Bandenführer zu ihm sagen durfte: „Komm! Sei mein Sohn!“

Die Umstände verwoben seine Kindheit mit Gestalten, die er haßte und verachtete . . . er mußte die Folgen tragen. Was konnte er dafür, daß ihn ein Francesco del Monte auf die Stirn küßte? — Aber niemals wird er sich zum Spion herabwürdigen!

„Verlassen Sie dies Haus!“ rief Fürst Andrea noch einmal.

Il Romano rührte sich nicht. Unbeugsam stand er da, alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, aber in diesen großen schwarzen Augen brannte und funkelte noch der todesmutige Blick des Hirtenknaben von Giordimonte.

„Hier im Zimmer steht kein Verbündeter der Bri-

gauti . . . es kann Ihnen folglich keiner gehorchen, mein Fürst!"

Der Alte stand versteinert. Dieser junge Brigantensohn wagte es, sich mit ihm, mit Andrea dell' Avarra zu messen. Das muß ein eigentümlicher Stahl sein, aus dem er geformt ist!

„Wenn ich ein solcher Mensch wäre,“ fuhr Il Romano, da ihm keine Antwort wurde, fort, „so würde ich in dieser Stunde anders handeln. Ich würde Ihnen eine Beschreibung des Betreffenden liefern, so falsch, daß es fortan eine Unmöglichkeit wäre, ihn je zu finden! — Habe ich nicht Recht?“

Er wandte sich unwillkürlich mit dieser Frage an Fürstin Elena. Wieder schien ihn ihr Anblick momentan zu verwirren, aber er fuhr unbeirrt fort:

„Ich bin bereit, eine Erklärung zu geben. Ich war noch ein Knabe, als sich mir del Monte zu erkennen gab und mich zum Gefährten wählte. Ich weigerte mich, bei ihm zu bleiben. Was sollte er nun thun? — Er mußte mich töten, wie er Jeden getötet haben soll, der ihm je ins Antlitz blickte und ihn erkannte. — Das armselige Leben eines Hirtentnaben galt ihm wenig. Er hatte die totbringende Waffe schon erhoben . . . da erwachte in ihm die Großmut. Er schenkte mir das Leben. Fürstin, begreifen Sie? — Er gab sich selbst in meine Hand. Überwältigt hiervon, gab ich ihm ungebeten mein Wort, daß ich an ihm nie zum Verräter werden würde! — Sagen Sie nicht, ich sei ein Kind gewesen. Ich war in jenem Augenblicke ein Mann, der in der Zukunft die dunklen

Folgen dieses Versprechens drohen sah — und doch! — Ich konnte nicht anders handeln.“

„Ich verstehe Sie,“ sagte Fürstin Elena leise — eine träumerische Verwunderung war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Mit Staunen, ja mit Zürnen fühlte sie, daß sie, folgte sie eben ihrem Gefühl, auf diesen jungen fremden zutreten, ihm ihre Hand reichen würde!

Fürst Andrea ging mit langsamen Schritten, seine Erregung bekämpfend, im Saale hin und her. Ettore sah enttäuscht und niedergeschlagen aus.

„Und jetzt mein letztes Wort!“ sagte Il Romano. „Es sind Worte gefallen, Fürst dell' Uvarra, die in's Reine gebracht werden müssen. Entweder, Sie halten mich für einen Agenten der Briganteska . . . da erfordert die Sicherheit unseres Landes, daß Sie mich als solchen anzeigen und verhaften lassen, — oder Sie halten mich für einen Galantuomo, dann verlange ich die Genugthuung einer augenblicklichen Versicherung!“

Fürst Andrea war besiegt.

„Ich gebe Ihnen diese Versicherung,“ sagte er großend, „die beste Achtung ist die, welche uns der Gegner einflößt.“ —

Il Romano verneigte sich.

„Ich danke! Und nun gestatten Sie mir, daß ich wieder gehe!“

„Nein!“ rief Fürst Andrea plötzlich herrisch, „Sie bleiben. Ich wünsche vor allen Dingen zu erfahren, ob Sie der Knabe sind, der einst die bunten Zettel von den Mauern riß und mit Füßen trat?“

Il Romano dachte ein wenig nach, dann sagte er einsilbig:

„Ja!“

Fürst Andrea trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„So!“ sagte er, „das also ist aus solchem Burschen geworden!“

XXXV.

„Ich begreife nicht, was in die Leute gefahren ist,“ — sagte der Duca della Rocca, und streckte seine superbe Gestalt faul in einem Sessel, „seit ich aus Spanien heimgekehrt bin, hört man hier von nichts reden, als von ‚Roma‘ — als sei dies ein kürzlich neuerfundenes, zeitgemäßes Schlagwort und nicht eine alte, längst aus der Mode gekommene Stadt!“

Er hatte sich im „Salotto“ — der Contessa Cavielli so häuslich niedergelassen, wie einst im Salon der Madame de Montenay, und wie dort, so wurde er hier verwöhnt und umworben.

„Welch ein schlechter Patriot Sie sind, Duca!“ — sagte die Gräfin scherzend.

„Sie meinen, weil ich ‚Roma‘ noch nicht las? . . . Weshalb soll ich mir das Herz schwer machen mit den Narrheiten eines jungen Feuerkopfes?“

„Still, Sie fürchterlicher Mensch!“ — flüsterte die Gräfin, „der junge Mann, der dort in der Gruppe von Herren und Damen steht, ist der Autor selbst — Signor El Romano. Alféo glaubt, nicht mehr ohne ihn leben zu können und brachte ihn mit. Man muß sagen, niemand könnte ihm seine niedere Herkunft ansehen.“

Der Duca fuhr herum. Man sagte stets von ihm, er habe „una testa di Leone“ — nie aber wurde Gräfin Carielli mehr hieran erinnert als eben. Es war natürlich nur eine Täuschung, aber die gute Dame meinte, er sehe eben schreckenerregend aus.

„Sonderbar!“ sagte er endlich, „fällt Ihnen an diesem Jüngling nichts auf?“

„Seine charaktervolle Schönheit“, — versetzte die Dame, „was sonst?“

„Hm. Es ist nicht immer weise, das zu sagen, was man denkt.“

Gleich darauf stellte Prinz Alféo seinen Freund vor.

Duca della Rocca erhob sich ein wenig und reichte Romano die Hand.

„Lieber junger Mann,“ — sagte er gutmütig, „weshalb haben Sie als zweiter Nero Rom in Brand gesteckt? Für einen friedlichen Bürger, der seine Hummern gerne in Ruhe verzehrt, ist diese Stadt zu einem sehr unbehaglichen Aufenthalt geworden.“

Romano errötete und versetzte bescheiden aber unmutig:

„Ew. herzogliche Gnaden belieben zu scherzen und ich muß den Spott ertragen.“

„Ich scherze nicht!“ — warf della Rocca ein.

„Ich weiß sehr wohl,“ fuhr Romano unbeirrt fort, „daß meine geringe Kraft dem Vaterland wenig schaden und wenig nützen kann — „wenn sich aber jeder für zu gering hielte, um das Seine beizutragen, wie würde Italien je geholfen werden?“

Der Duca wandte sich bei diesen kühnen Worten langsam zum Sprecher.

„Wo ist Italien?“ — frug er.

„Ich verstehe!“ — erwiderte Romano mit einem tiefen Seufzer.

„Blicken wir uns in diesem Augenblicke um,“ fuhr della Rocca fort, plötzlich aus seiner trägen Lässigkeit erwachend, „so finden wir im Norden Deutsche und Franzosen, welche sich um die Fesseln unserer heiligen Erde zanken. Sie haben sich die Bissen so lange gegenseitig aus den Zähnen gerissen, bis sie selber nicht mehr wissen, wem es zukommt. Man hat die Gewogenheit, hier eine Republik, dort ein Königreich, dort ein Herzogtum zu stiften. Wir erfahren, daß ein Erzherzog über Nacht Gebieter unserer fruchtbarsten Landstrecken geworden. Wir hören, daß alles wieder umgeworfen und Frankreich einverleibt ward. Uns fragt man nicht um Erlaubnis. Gehen Sie nach Florenz und werden Sie Minister jenes guten Königs! Sie schlafen beim Rauschen des Arno und träumen von der Verwandlung des ausgefogenen Landes in eine blühende Welt! — Träumen Sie süß! — Am nächsten Morgen ist schon wieder alles anders! Der König ist verschwunden. Das Land? — Einige Städte wurden über Nacht spanisch, ein Teil des Landes ward von den Deutschen zu einer Provinz Sardinien's gemacht, ein andres

Stück nahmen sie sich für einen ihrer Prinzen. Das Übrige wurde französisch und hat bereits einen neuen König! — Gehen Sie nach Sardinien. Seitdem jener unbefangene Herzog Amadeo seine Krone und sein Sizilien gegen die Insel Sardinien vertauschte, hat auch hier der Wechsel nicht aufgehört! — Über Sizilien lassen Sie mich schweigen. Das ist unter Spaniern, Deutschen und Franzosen nunmehr zu einer Frage geworden. Kurz, mein junger Enthusiast, wo finden Sie in unserem Lande einen Stein, den fremde Willkür nicht schon zehnmal umwarf? — Der päpstliche Stuhl ist zur Schaukel geworden. — Neuerdings mengt sich Österreich mehr denn je in unsere Angelegenheiten, setzt Regierungen ab und ein ... hüten Sie sich! — In solchen Zeiten darf man keine Bücher schreiben, welche eine neue Ära verkündigen. Trösten Sie sich mit einer anti-vandalischen Vorzeit, da wir uns in Weinwand und Purpur kleideten und die Welt zertraten ... aber einen Schleier über die miserable Gegenwart!"

"Ja!" — rief Il Romano feurig — „aber einen offenen Blick in die Zukunft! — Zu was lebten wir, wenn wir nicht hofften?"

"Ich warne Sie in Freundschaft!" — versetzte della Rocca gutmütig — „Sie laufen um nichts und wieder nichts Ihrem Verderben in die Arme. Es gibt kein undankbarer's Vergnügen, als Patriot sein ... diese Leute bleiben immer arm und angefeindet. Sie kämpfen für Illusionen und sterben um eines Begriffes willen."

"Und wenn wir sterben" — rief Prinz Alféo, seinen Arm um des Freundes Nacken legend — „so will ich lieber für eine hohe Idee sterben, als in meinem Fetz erstickten."

„Bravo! Bravo!“ — sagte der Duca lachend. „Das war ein guter Hieb, der meine behäbigen Glieder wirksam traf. Ich ziehe mich zurück und werde am Kartentisch meine Niederlage zu vergessen suchen.“

Er stand auf und ging mit wuchtigen Schritten, aber stolzer, leichter Haltung in das anstoßende Zimmer.

Bald darauf verließen Prinz Alféo und Il Romano den Palazzo Carielli und wanderten Arm in Arm ziemlich planlos durch die Straßen. Ihre jungen Herzen waren von begeisterten Träumen und Wünschen erfüllt. In ihrer großen Verschiedenheit begriffen sie sich doch so gut, harmonierten sie so völlig. Il Romano konnte sich nicht erinnern, je in seinem Leben ein berauschenderes Glück empfunden zu haben, als im Genuß dieser jungen, lebendigen Freundschaft, darinnen seine einsame Seele ein zweites Ich fand, einen hellblinkenden, frohen Gefährten auf ihrem Wege. Als sie sich trennten, umarmten sie sich, Il Romano drückte in heftiger Bewegung den Freund an sein Herz, er küßte die weiße Stirn und sagte: „Unser Leben dem Wohle unserer Brüder — unsere Herzen für einander in Ewigkeit.“

„Amen!“ — sagte Alféo. An seinen Wimpern funkelten Thränen.

O, wie sie sich eben lieben! Der eine tief und stark, der andere mit überquellender lebendiger Wärme.

Als Alféo dann weiter ging, war ihm, als fühle er noch Lionardo's festen Händedruck, der ihn begleitete! —

Er befann sich. Wo wollte er hin? Seitdem er Romano kannte, erschienen ihm seine andern Freunde flach und alltäglich. Seitdem sein heller, freudiger Geist sich

zu höheren Interessen erhob, fand er keine Freude mehr am kindischen Geschwätz seiner Bekannten.

„Laß uns sehen!“ — sagte er endlich, „ich besuche heute Abend Madame Decroix, die alte Dame ist unterhaltend.“

Er suchte die bekannte Villa auf, in welcher Madame Decroix nach wie vor residierte und einmal in der Woche ihren Bekanntenkreis um sich versammelte. Prinz Alfeo stürmte die Treppe und den Salon mit der ihm angeborenen lebenswürdigen Rücksichtslosigkeit. Er ließ sich gar nicht erst anmelden. Ihm vergibt man Alles.

In dem kühlen, düsteren, halbdunklen Salon saß Madame unverändert in ihrem geblümten braunroten, kurztailligen Satinkleide, mit den künstlichen Locken an den Schläfen, ihrer turmhohen Haube und den schwarzen Halbschuhen. Vor ihr stand ein Tischchen mit einem Schachbrett und ihr gegenüber saß ein junges Mädchen, das Titusköpfchen nachdenklich in die kleine, braune Hand gestützt, das Füßchen im Atlaschuh fest aufgestemmt, den Blick auf die Figuren gesenkt. Es war eine kleine Gruppe voll altfränkischer Zierlichkeit. Prinz Alfeo trat heiter herzu, küßte Madame Decroix die Hand, verneigte sich vor der jungen Gesellschaftsdame und rief vergnügt:

„Votre serviteur, Madame! Verzeihen Sie mein Eindringen. Es freut mich, Sie so wohl zu sehen! Ihr jugendlicher Anbeter legt sich Ihnen zu Füßen und bittet um die Gnade, ein Stündchen unter dem Schatten Ihres Wohlwollens ruhen zu dürfen!“

„Es ist wirklich anerkennenswert,“ bemerkte Madame

maliziös, „daß Sie den weiten Weg nicht scheuen, um eine alte Frau zu sehen.“

„Meinen Sie?“ frug Alféo und öffnete ohne Weiteres ein Fenster, um frische Luft einzulassen, was gar nicht in der Absicht der alten Dame lag. „Ich habe ältere Damen stets besonders verehrt! — Darf ich bitten, mich vorzustellen?“

„Prinz Abarra — die Signorina Trebelli,“ sagte Madame halb lachend, halb ärgerlich und fügte hinzu: „Signorina, bestellen Sie jetzt den Thee!“

Das junge Mädchen erhob sich schnell und lief aus dem Zimmer.

„Sehen Sie,“ sagte Prinz Alféo und öffnete noch ein Fenster, „Duft und Abendschein strömt in's Zimmer. Wird Ihnen nicht wohl, teure Dame? Mir sehr!“

„Ich wüßte nicht, weshalb, denn ich schwärme nicht für Mondschein und noch weniger für Moskitos. Schließen Sie die Fenster, Prinz, und sagen Sie mir, was Sie jetzt studieren.“

„Das Leben, Madame, das Leben. Eine unererschöpfliche Wissenschaft!“

„Also unverbesserlich!“

„Gewiß, teure Dame. — Mit dreizehn Jahren verliebte ich mich sterblich in meine griechische Grammatik . . . diese Sprache! — das ist Musik, Religion, Poesie, Heldengröße — Alles zusammen! — Dann begann ich einzusehen, daß ich diesen Kultus einer toten Sache weihte, und fand bald, daß alle diese Dinge auch in den Frauen zu finden seien. Dieselben hatten mich von jeher verhätschelt — ichkehrte das Verhältnis um! — Neuerdings aber, Madame,

neuerdings bin ich auf dem Gipfelpunkte meines Daseins angelangt . . . ich bin . . .“

„Ein Schwärzer, Prinz!“ sagte Madame Decroix verdrießlich.

„Teure Gönnerin, ich bin mit dem geringsten Titel zufrieden, den Sie mir verleihen. Sind Sie aber gar nicht neugierig? Ich wiederhole Ihnen, daß ich auf dem Gipfelpunkte meines Daseins angelangt bin: Meine Geliebte heißt „Roma!“

„Wer hat dies Wunder bewirkt?“ frug Madame Decroix, wirklich ein wenig neugierig, „ich kann es mir nicht denken, daß Sie für irgend etwas Höheres als Musik, Weiber und Nichtsthun schwärmen können.“

„Ich? — Ich? — Was würden Sie dazu sagen, Madame, wenn mich die Römer eines Tages auf einem goldenen Wagen durch die Straßen ziehen würden und vor mir ausposaunen ließen: Der Retter des Vaterlandes!“

Unwillkürlich mußte die kleine Dame darüber lachen.

Als die Signorina dann in der Thüre erschien und meldete, das Souper sei serviert, reichte Prinz Alfio Madame den Arm und führte sie fast gegen ihren Willen, triumphierend, wie ein junger Edelfalke ein Käuzchen, mit sich fort an die Tafel.

Der kleine, runde Tisch wurde von einer Hängelampe beleuchtet, deren Licht auch über die kurzen Locken der Signorina Trebelli fiel und zeigte, daß die unregelmäßigen aber frappanten Züge in Wirklichkeit noch fesselnder waren, als auf dem Bilde bei Vandron. Das bräunliche, rundliche Gesichtchen war voll anziehender Mängel. Die Stirn war zu kurz, das Stumpfnäschen ahnte nichts von den Gesetzen

römischer oder griechischer Schönheit, der Mund schien zu groß — aber zwischen den vollen Purpurlippen glänzten Zähne weiß wie Elfenbein. Dieser Mund war zum Lachen und Schmolzen wie geschaffen. Vielleicht auch . . . aber das war nur Alfëos Ansicht — zum Küssen! — Der Augen-niedererschlag verriet noch die strenge Dressur des Klosters. Es ist ihr dort so lange gepredigt worden, bis sie es gelernt hat — aber unter den langen Wimpern gleiten die glänzenden Augensterne hin und her, wie Gefangene hinter dem Gitter.

Sie schenkte den Thee ein, sie gab bescheidene, einsilbige Antworten, sie holte der Herrin ein Rückenkissen und mischte sich nie in die Unterhaltung, aber —

Alles dieses dachte Prinz Alfëo, während er aß und schmatzte und seiner armen kleinen Gastgeberin keine Ruhe ließ.

Madame Decroix war zuletzt völlig schwindlig, denn Alfëo zerrte sie mit erbarmungsloser Schnelligkeit über alle möglichen Gebiete des Wissens und der Kunst. Wenn er auch, wie er selber zugab, nichts gelernt hatte, so verstand er doch, über Alles zu plaudern.

Nach dem Souper war Madame so erschöpft, daß sie in einem großen Lehnstuhl versank und sehr bald über ihrer Patience einschlief. Prinz Alfëo betrachtete sie zuerst schweigend. Ihre große Haube ueigte sich unschlüssig über die Stirne, die Brille war ihr bis auf die äußerste Nasenspitze gerutscht.

Die Signorina saß mit einer Arbeit am Tisch und rührte sich nicht. Prinz Alfëo schob seinen Stuhl leise näher.

„Signorina, deuten Sie es mir nicht falsch, wenn ich einige, alte Erinnerungen auffrische . . . Erinnerungen an eine lichtstrahlende Arena, an einen Riesenkäfig, in welchem ein rosen geschmücktes Kind auf einem prachtvollen Löwen ritt! — Durch Vandron hörte ich, daß Sie hier wären. Ich hoffe, es geht Ihnen gut und Sie sind glücklich.“

Er hatte sanft und freundlich mit seinem gewinnenden, offenherzigen Ausdruck gesprochen. Das Mädchen fuhr auf, sah sich verstört um, erhob abwehrend beide Hände und murmelte, ihre Augen bedeckend:

„Oh nicht! Nicht! — Ich — ich kann das nicht hören!
— Schweigen Sie!“

„Verzeihen Sie mir, Signorina . . . ich habe Sie verletzt! — Vandron ließ Sie im Kloster erziehen, und Sie denken vielleicht nicht gerne an Ihre Kindheit.“

„Ich? Dio mio!“ sagte das Mädchen schluchzend und ließ ihre Hände herabfallen.

In ihren Augen lag ein leidenschaftlicher Schmerz, eine wilde, achtlose Verzweiflung . . . so sieht ein Vogel aus, den man im Walde fängt und in einen Käfig sperrt.

„Nein, nein, Prinz, reden Sie mir,“ sagte sie plötzlich mit einem Blick auf Madame Decroix, die immer lauter schnarchte, je tiefer ihr Kopf herabsank, „Sie kennen uns ja alle . . . wo ist der Thaliatempel? Ist es wahr, daß es dem Direttore schlecht geht? — Und dann, lebt — lebt er noch?“

Ihre Stimme zitterte, sie war in einer Aufregung, welche deutlich zeigte, wie fest dieser kleine Wildbach eingedämmt wurde. Das sind Momente, da der Damm zerreißt und die Natur den Sieg behält über die Politur.

„Er?“ wiederholte Alfëo gedehnt.

„Ja — er! — der — der alte Löwe!“

In ihren Augen lag brennende Ungeduld, Sehnsucht und Schmerz . . .

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Alfëo erstaunt, „kürzlich sah ich in einer kleinen Stadt, wo ich Freunde besuchte, die Anschläge des Thaliatempels, ich ging hin, aber den Löwen sah ich nicht.“

„Er wäre schon sehr, sehr alt — oh ich fürchte, er lebt nicht mehr! — ich möchte wissen, ob er sanft gestorben ist und ob er ein Grab bekam. Oh, ich hoffe es! Wäre ich noch dagewesen, er hätte es bekommen. Ich hätte es nicht gelitten, daß sie ihm das Fell abzogen. Niemals! — Dazu war er mir zu treu . . . oh, wie er mich liebte. Wenn er meine Stimme hörte, wurde er ruhig. Er verstand jedes Wort, was ich ihm sagte, Ben Tips wollte das nie glauben. Sie wissen doch, Ben Tips, mit den krummen Beinen. Der arme Ben, er gab immer nur den „Alten am Stabe“ . . . und dann hatte er nie Geld und immer Schulden. Einmal stahl er meinem Vater die silberne Uhr — aber das machte nichts, sehen Sie, es war unter Freunden! Mein Vater erkannte ihn wohl, es war nichts, wie er in unser Zimmer kam, aber er legte mir die Hand auf den Mund und machte die Augen zu und that, als schnarche er. Ich hörte etwas klirren und sah den Dieb durch das Fenster wieder auf die Gallerie hinaus steigen. „Es war der arme Ben,“ sagte mein Vater, „sage aber nichts, Verona. Ich will ihn nicht ins Unglück bringen.“ Sehen Sie, so war mein Vater! — Nun, Ben, der hatte mich immer ausgelacht — aber eines Tages sagte ihm

Marco — Sie wissen doch, der schwarze Marco, er fütterte den „König“ und prügelte ihn mit einer eisernen Stange, wie einen Hund, wenn er nicht gut that. Ach, Sie glauben nicht, wie der Löwe den Marco haßte! . . . aber er war so klug, so verständig, er fügte sich ihm. Nun, Marco rief dem Ben zu, er solle mal herzukommen und ihm helfen. Nun kannte der König den Ben — aber Ben muß doch unvorsichtig gewesen sein. Der König schlägt seine Faxe durch das Gitter in den Arm des Ben. Da kam ich dazu, ich glaube, ich flog, ich ging nicht.

„Du Schuft! Du Spitzbube!“ schrie ich den Löwen an, „wirfst Du loslassen, elender Räuber, oder soll ich Dir in's Gesicht spucken?“ — Ha, wie der meine Stimme kannte! Wie der sich schämte! Wie der die Faxe fortzog, den Schweiß einflemmte und zurückschlich! Wie er sich in der entferntesten Ecke hinlegte, laut stöhnte und murrte und mich ansah — so tief gekränkt, oh, so tief gekränkt! denn ich hatte ihn ja geschimpft. — Signor, das vertrug er nicht, das machte ihn elend. Immer sah er mich an, und seine Augen glitzerten vor Zorn, und er schlug um sich mit dem Schweiß und nagte an seinen Faken und brüllte und ächzte. Oh, wie er wußte, wann ich böse war! — Nun, Ben, der hatte fünf schöne Wunden im Arm, aber das Fleisch war nicht herunter gerissen. Er dankte mir, der arme Teufel. Der Direttore gab ihm eine Entschädigung — ach! an dem Abend war er entsetzlich besoffen!“

„Wer? der Direttore oder Ben?“

„Natürlich Ben, wie können Sie fragen. Von Barano wäre so etwas undenkbar. Das war ein Herr! — Wenigstens so nannte er sich. Aber er konnte auch fürch-

terlich sein. Einmal, wie ich nicht spielen wollte . . . hat er mich nicht geschlagen! — Ich fürchtete ihn — und dennoch, ach, es war doch das Leben — das Leben . . . aber jetzt . . .“

Sie brach ab und seufzte schwer.

„Ach!“ sagte sie endlich wie abwesend, „verzeihen Sie, — ich hatte eben Alles vergessen!“

Prinz Alféo hob die herabgefallene Stickerei auf und frug teilnehmend:

„Nun, Wandron kam und holte Sie fort, als Ihr Vater gestorben war?“

„Ja, er hatte es ihm versprochen,“ sagte Verona und starrte vor sich hin.

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen im Kloster nicht gefiel.“

„Oh, er meinte es so gut!“ flüsterte sie eifrig, „aber er tötete mich. — Von da an bin ich immer kalt und starr, halbwach gewesen, und alle Gedanken kamen mir langsam. Ich durfte ihn ja nicht wiedersehen. Oh, ich hätte es ihm doch nicht verhehlen können, daß es zum letztenmal war . . . und nie, nie hätte er mich fortgelassen. Er hätte mich eher mit seinen Tagen zerrissen. Und wer weiß, ob das nicht besser gewesen wäre, als lebendig begraben zu werden. — Ich bilde mir ein, er hätte mich mit einem einzigen Biß getötet, und ich wäre gestorben, mit meinem Kopf in seiner Mähne — und es wäre Alles vorbei gewesen . . . aber nun . . .“

Sie suchte langsam ihre Arbeit zusammen, die Thränen drangen unaufhaltsam unter den Wimpern hervor.

„Ich kann nicht atmen. Ich bin immerfort wie in Fesseln. Im Kloster bewachten sie mich wie ein wildes Tier oder einen Mörder. Der Maestro erfuhr das nie. Ich sagte es ihm nicht. Wozu auch? — Ich hoffte immer, ich würde sterben — aber ich kann nicht sterben. Ich koste dem Maestro viel — oh, sehr viel, denn ich weiß, daß er dem Direttore eine große Entschädigung zahlen mußte. Er ist gütig und dann — er ist meines Vaters Freund. Aber was hilft es mir? Ich —“

Sie stöckte und weinte heftig, dann sprang sie auf und verließ das Zimmer.

„Poverina,“ dachte Prinz Aféo, dessen weiches Herz vor Mitleid überquoll — „und wie hübsch sie ist.“

Er stand leise auf und verließ unceremoniell, wie er gekommen, das Haus. Er schlenderte durch die nächtlichen Straßen heimwärts und sumnte gedankenverloren eine Melodie.

Er hatte es bisher immer nur mit der Lichtseite des Frauenlebens zu thun gehabt. Unwillkürlich lächelte jede, wenn er eintrat. Er war der verwöhnte Liebling aller und seit seinen Knabenjahren gewohnt, daß ihm weiße Hände durch die Locken glitten und liebliche Frauen schmeichelnd sagten: Da mi un baccio, piccino!

Mit ihm lachte und scherzte an festlicher Tafel bei Kerzenschein, bei Mondlicht, auf dem Parkett und unter den blühenden Drangen und Oleandern des Terrazino eine jede, sei sie Prinzessin, sei sie Tänzerin ... aber noch nie klagte ihm eine ihr Leid!

Zum erstenmal in seinem jungen Leben hatte er gesehen, daß Frauen auch weinen können. — Und zwar

nicht aus Liebeskummer, sondern aus heißer Sehnsucht nach einem Leben des Hungers, der Entbehrung, Heimatlosigkeit und Misshandlungen!

„Aber auch voll Freiheit,“ dachte er bei sich, „ich kann sie verstehen — ich sympathisiere mit ihr . . . diese heißen Thränen, die ihr aus den Augen stürzten, als sie des alten Löwen gedachte, waren Brillanten! — Wandron ist ein Barbar!“

XXXVI.

Prinz Ettore war wieder abgereist, diesmal zu Schiff nach Athen. Er sprach nicht über seine Absichten und Nebenzwecke. Vielleicht hatte er diesmal auch keine und wollte nur Romano aus dem Wege gehen.

Fürst Andrea war seit dem Tage, da dieser Jüngling als Sieger aus seinem Hause ging, merkwürdig verändert. Seine Enkelin kannte ihn zu genau, um das nicht zu sehen. Sie wußte aber nicht, war er zornig oder aufgeregt. Sein starrer Sinn konnte sonst keine Niederlage ertragen, — aber jetzt war er gedankenvoll und wanderte oft stundenlang in seinem Zimmer umher, wobei er halblaut mit sich selber redete. Ein Gedanke beschäftigte, verfolgte und quälte ihn.

Den Tag, nachdem Ettore abgereist war, trat er in die alte Bibliothek, wo Fürstin Elena in das Studium des

Persischen vertieft war. Es wäre wünschenswert gewesen, daß Prinz Alféo auch nur halb soviel Wissenstrieb gehabt hätte, wie seine Schwester, deren klarer Verstand immer nach neuem Stoff, nach neuen Aufgaben verlangte.

Beim Eintritt des Großvaters erhob sie sich und legte ihr Buch hin.

„Werden Sie mir einen Brief diktieren?“ — frag sie, denn sie wußte es schon, daß er sie nur zu diesem Zweck in ihren Studien unterbrach.

Er nickte, setzte sich und nahm das eiserne Falzbein in die Hand, es prüfend, als sähe er es zum erstenmal.

Sie griff nach der Feder, rückte sich das alte Tintenfaß herbei und blickte dann wartend auf. Fürst Audrea warf das kleine Schwert auf den Tisch, verschränkte die Arme über der Brust und sagte, fast wider Willen:

„Wir werden einen Brief schreiben an den Pfarrer zu Giordimonte. Ich wünsche über die Herkunft und das Leben dieses Jünglings Näheres zu erfahren. Sie sagen, er sei der Sohn wandernder Komödianten oder eines Briganten. Das ist eine Lüge. In seinen Adern fließt kein Tropfen so unreinen Blutes. Ich bin überzeugt, im Kloster Giordimonte weiß man anderes über seine Herkunft. Nun genug! Ich habe meine Vermutungen, die nicht ans der Luft gegriffen sind. — Schreibe also.“

Elena tauchte die Feder ein und brachte das Diktat in schöner fließender Handschrift zu Papier. Während der Arbeit wurde sie sich bewußt, daß ein unüberwindliches Unbehagen ihre Nerven durchrieselte. Sie beherrschte sich, so gut sie konnte. Ihre Hand glitt mechanisch über das Papier, die weiße, von dunklen Locken beschattete Stirn

neigte sich über die knisternde Feder. Linie auf Linie reihete sich schnell an einander — aber in ihr lehnte sich alles gegen die Arbeit auf.

Weshalb? — Sie versuchte nachzudenken.

Fürst Andrea hat sicherlich die Absicht, diesen jungen Menschen zu protegieren. Vielleicht ladet er ihn sogar in sein Haus, denn Il Romano ist ein Gegenstand grübelnder Gedanken, sympathischen Interesses für den Fürsten — und dieser ist grade der Mann, um sein Haus, welches manchem Edelmann verschlossen blieb, dem Hirtenknaben aus Giordimonte zu öffnen.

Und wie nun weiter?

Sie lächelte über sich selber, aber sie konnte nicht umhin, sich zu fragen: könntest Du jemals Gefahr laufen, diesen Fremden, der so tief unter Dir steht, zu lieben?

Mit erschreckender Schnelligkeit antwortete das also gefragte Herz: Ich könnte ihn mit Begeisterung lieben. — Mit Begeisterung? Warum grade mit Begeisterung? Hier versagte das Herz die Antwort. Kein „aber“ — sondern einfach „daß.“ — Daß sie, die stolzeste Römerin ohne Scheu neben diesen Mann treten, ihm die Hand reichen könnte und zu ihm sprechen: ich will mit Dir leben, kämpfen und siegen. — Und sie schämte sich nicht, sie errötete kaum, — nur eine große Verwunderung über sich selbst gewann Raum in ihr.

Und nun weiter — während die Hand mechanisch schrieb.

Was fürchtete sie also? — Daß der Großvater trennend zwischen sie treten würde?

Nein, davor bangte ihr nicht! — Wunderliche Wider-

sprüche. Davor bebt sie zurück, daß — unfasbarer Gedanke! — Fürst Andrea selbst zu ihr sprechen könnte: Hier steht er. — Gehorche!

Sie konnte ihre Gedankenkraft nicht weiter anspornen — hier begann ein Reich, in welches Gedanken keinen Zutritt hatten. Es war das Reich der Ahnungen, der quälenden Vorgefühle kommenden Unheils. Es war mystisch!

Der Brief war endlich geschrieben. Elena pflegte oft stundenlang den Sekretär ihres Großvaters abzugeben, aber heute hatte der Alte keinen weiteren Wunsch. Sie zog sich daher in ihr Zimmer zurück. Dasselbe war düster und altmodisch wie alle Räume des Palazzo. Auf dem pompejanischen Rot der Wände hingen Gemälde in kostbar geschnittenen schwarzen Rahmen. Der Fußboden war eine schwarz-rote Marmormosaik, die schwarzen Tischplatten ruhten auf goldenen, gewundenen Säulen. In einem mächtigen Bogenfenster, welches einen kleinen Erker bildete und den Garten beherrschte, blühten Blumen, wiegten sich ausländische Vögel in goldenen Reisen und ein zierliches Tischchen stand mit einem Sessel davor. Stickerien, einige Bücher und allerhand Kleinigkeiten zeigten, daß dies der Lieblingsplatz der jungen Herrin war. Das Fenster, altertümlich wie ein Klosterfenster, war ganz mit Ephen und Rosen umwachsen.

In diesem Gemach hatte einst Margherita Avarra gelebt. Das Zimmer diente von jeher den Töchtern des Hauses zum Aufenthalt und Elena überkam es wie ein Erbteil. Die vielen Ölgemälde an den Wänden wiesen eine Reihe schöner Mädchenköpfe auf, darunter dem letzten

der Preis gebührte. Fürstin Elena bewahrte in ihrem Herzen dem Andenken der jungen Margherita eine pietätsvolle Zärtlichkeit. Zu keinem der Bilder hatte sie in stillen Mußestunden so oft emporgeschaut, wie zu diesem lieblichen Antlitz.

Heute war sie nachdenklicher als sonst. Sie fing zum erstenmal an, darüber nachzugrübeln, welche Bewandnis es mit den Rätselfn des menschlichen Herzens habe.

Sie war noch ein Kind gewesen, als sich der kurze kleine Liebesroman Margheritas im Palazzo Avarra abspielte. Sie hatte damals nicht begriffen, weshalb die zarte Blume so schnell hinweglief — aber der Name Ercole della Rocca war in geheimnisvoller Weise mitverwoben in die Erinnerungen, und auch heute betrachtete sie mit einem Gemisch von Scheu und Neugierde den kleinen Ring, den man nach dem Tode der jungen Fürstin an ihrem Halse verborgen gefunden und den Elena jetzt in Verwahr hatte und mit einer Haarlocke der Frühverstorbenen in einem Kästchen aufhob. Sie hatte das Kästchen aus der Hand ihres Vaters empfangen, welcher ihr sagte: „Bewahre Du es, Du wirst ihr einst ähnlich sehen. Gott bewahre Dich vor gleichem Leid.“

Elena hätte gern gewußt, wie der Mann aussah, den Margherita so sehr geliebt hatte, daß sie aus Sehnsucht nach ihm gestorben war — aber sie hatte ihn nie gesehen, und keines der Bilder, auch nicht der kleine Ring, auch nicht die braune Haarlocke — am wenigsten aber ihr Herz gab ihr Antwort auf die grübelnde Frage: Was ist die Liebe?

XXXVII.

„Sie ist fort!“ murmelte Verona, indem sie leichtfüßig durch alle Zimmer lief, „sie haßt Musik . . . es müßte denn die Marseillaise sein! Aber jetzt!“

Sie nahm ihre Guitarre, prüfte die Saiten, sprang aus der Glashüre herab in den Garten und setzte sich hier in den Schatten neben eine sprudelnde Quelle, lehnte den Kopf an die Felswand und begann zu singen — erst ein leises, zaghaftes Liebesliedchen, dann immer lauter und mutiger, bis die lange in Haft gehaltenen Töne wie ein brausender Bach hervorbrachen — weich, reich und voll jubelnder Lebensfrische,

„Da capo! Da capo!“ sagte eine Stimme neben ihr, sie blickte erschrocken auf, Prinz Alféo stand, den Arm über einen Felsvorsprung der Grotte gelegt, am Wasser, wie der verkörperte Genius der Quelle.

„Singen Sie!“ bat er, „denken Sie, ich sei ein Vogel oder ein Stein.“

„Das kann ich nicht, wenn Sie so lebendig vor mir stehen,“ versetzte sie lächelnd.

„Signorina, wer lehrte Sie singen?“

„Niemand,“ sagte sie, ein wenig verächtlich. — „Das können wir Alle. Wir werden damit geboren . . . aber hier im goldenen Käfig? — Pah, ich verlerne es ganz! Ich werde bald keinen Ton mehr singen können. Und weshalb auch? Wozu nützt es? Ich bin da, um Madame vorzulesen, um nach der Küche zu sehen, um mit Madame Schach und Dame zu spielen!“

Sie bemühte sich trotzig zu sprechen, aber über ihre Wangen liefen Thränen und die roten Lippen zuckten. Prinz Alféo ließ sich in's Gras ihr zu Füßen nieder, blickte durch die Blumenstengel empor und sagte sanft:

„Denken Sie nicht daran!“

„Aber an was soll ich sonst denken? — Der Maéstro ist immer so gütig gegen mich gewesen, daß ich nie wagte, ihm zu sagen, wie ich das Kloster haßte.“

„Waren sie im Kloster nicht freundlich gegen Sie?“

„Per bacco!“ rief die junge Löwenbraut, „natürlich waren sie freundlich. Der Maéstro hatte für die Kapelle ein prachtvolles Altarbild gemalt und schenkte es . . . o, es ist gar nicht zu sagen, wie viel Geduld sie nun mit mir hatten! Ich hätte der ehrwürdigen Mutter die Zunge herausstrecken können, sie hätte es verziehen. — Meine Mitschülerinnen freilich, die waren dem Maéstro nicht verpflichtet. Sie nannten mich das Komödiantenkind. — Pah! — Was machte ich mir daraus? — Es war mein Ehrentitel.“

Sie warf die Guitarre ungeduldig bei Seite, pflückte einige Grashalme ab, zerrupfte dieselben und wurde nachdenklich.

„Ich weiß nicht, weshalb ich Ihnen dies alles erzähle“ — sagte sie endlich seufzend, „aber ich glaube, Sie haben ein Herz für uns . . . und dann — Sie sind auch jung und ich hörte einmal eine schöne Dame zu Madame sagen, Sie wären nicht glücklich im Palazzo Avarra . . . ist das wahr?“

„Glücklich? — Ich bin leider immer glücklich, auch

wenn ich Buße thun sollte! — Aber ich bin ein wenig aus der Art geschlagen, und es ist mein Großvater, der über mich unglücklich ist.“

Sie betrachtete ihn mit unbefangenen Interesse.

„Sie erlebten noch nie Schweres, Prinz Avarra, das sehe ich. Kummer macht die Leute ernst. Ich möchte wohl wissen, ob Ihr Freund Il Romano jetzt fröhlich ist, wo es ihm gut geht!“

„Möchten Sie ihn leiden?“ frng Alféo schnell. Verona errötete leicht und lachte.

„Er war sehr schön,“ sagte sie endlich, „und er war so gut für meinen Vater . . . aber er war entsetzlich stolz! Wahrhaftig! — Man sollte meinen, die Hirten zu Fior-dimonte wären lauter Könige! Auch mochte er alle Mädchen nicht leiden, und wenn die Gabriella ihm zunichte, drehte er sich fort. Um mich kümmerte er sich vollends nicht — der Lump! — Was war er denu mehr als ich? — Aber einmal hatte der kleine Victo Schläge bekommen — wissen Sie, der blasser Victo, den wir bei Torino von der Landstraße auflesen. Er hatte nicht Vater, nicht Mutter, war immer lustig, konnte Purzelbäume schlagen wie kein Anderer und spielte auch in Molière'schen und Shakespeare'schen Sachen mit. Er log entsetzlich und wurde viel geschlagen.“

Einmal nun hatte ihn der Direttore so geschlagen, daß sein ganzer Rücken voll Striemen war . . . und so sollte er Abends spielen! Er lag in einer Ecke und wimmerte. Geschaß ihm aber schon recht, — dem jungen Hund. — Er hatte am Abend vorher einen seiner nichtsnutzigen Streiche ausgeführt! — Nun aber — die Thüre ging auf und Lionardo trat ein. Er ging zu ihm, setzte sich neben

ihn und brachte Öl in einer alten Scherbe. Dann stand er auf, sagte ihm, er solle nur ruhig sein, er brauche nicht zu spielen.

Er schloß das Zimmer ab und versteckte den Schlüssel. Als nun die Stunde zum Spielen kam, ging er zum Direttore und sagte ihm, was er gethan. Der tobte und schrie, er solle den Schlüssel herausgeben, aber Lionardo sagte: nein!

Der Direttore sagte, er werde ihn auf drei Tage bei Wasser und Brot einsperren lassen, wenn er nicht sage, wo der Schlüssel sei. Sapristi! Das war ein verfehltes Mittel! — Sie überwältigten ihn, banden ihn und warfen ihn in die dunkle Holzkammer — er biß die Zähne zusammen und schwieg! Erst als die Vorstellung vorüber war und Tosco der Jüngere für Vico eingetreten war, sagte er, wo der Schlüssel sei . . . aber nun war es für heute zu spät und Vico hatte nicht gespielt! — Der Direttore hielt Wort und Lionardo blieb drei Tage lang im dunklen Gefängnis. Als er herauskam, lief ich ihm entgegen, legte meine Arme um seinen Hals und rief: Poveretto! — „Weshalb?“ frug er ruhig, „es war meine freie Wahl!“ — Oh, bravo! bravo! Es war prachtvoll, wie mutig er war, — dennoch — er liebte uns nicht!“

„Sie bedauern diesen Umstand sehr,“ sagte Alféo, etwas gekränkt.

„Natürlich!“ versetzte sie eifrig, „denn sehen Sie, hätte er sich zu uns gerechnet, wäre er bei uns geblieben, wir wären nicht so herabgekommen! Aber zu Ihnen gesagt, der Thaliatempel war damals etwas heruntergekommen. Wir waren sehr verlumpt. Das hat meinen Vater ins Grab

gebracht. Er grämte sich so sehr über das einreißende „Seiltänzertum“, und es ist wahr, die guten Kräfte gingen alle fort. Tosco giug an die Mailänder Bühne, auch die Gabriella ging und die hübsche Viktorine lief mit einem spanischen Caballero davon. — Statt dessen kam Vernoni zu uns. Er war das versoffenste alte Subjekt, welches nur je in nüchternen Momenten die Zettel austrug, aber er war immer fidel und als Hanswurst unbezahlbar. Ach, wie das Publikum lachte, gab er in der Arena den englischen Reisenden auf dem Kamel. — Denn Sie müssen wissen, wir hatten auch ein Kamel. — Aber das alles brachte uns herunter. — Nun hatte ich mir gerade vorgenommen — ich war fünfzehn Jahr — den Tempel wieder etwas herauf zu bringen. Es mußte wirklich etwas geschehen. Wir legten keine Ehre mehr ein und der Possenreißer Enrico Vernoni verdarb unseren Ruf vollends. Ich sah das Alles. Mein Vater sprach von jeher viel mit mir über seine Kümmernisse, und ich wollte seinen Geist im Tempel lebendig erhalten . . . Da kam der Maestro und nahm mich mit fort. Sehen Sie — so war es!“ rief Verona und riß eine Pflanze aus der Erde, „begreifen Sie? — Ich wurde fortgerissen, meine Wurzeln blieben dort! Nun bin ich ein halbes Wesen. Sie haben viel Firnis nötig gehabt, um mich aufzuputzen, — aber ich kann darunter nicht atmen. Es — es ist sehr hart!“

Sie drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte heftig. Alféo erhob sich halb aus seiner liegenden Stellung.

„Verona!“ sagte er bittend.

„Nennen Sie mich nicht so!“ murrte sie trotzig, „so lange ich frei war, kragte und biß ich den, der mich schlagen

wollte, und kein Mensch durfte mir das verwehren, jetzt bin ich Madames Marionette und muß stillhalten, wenn Madames Bekannte mich wie ein hübsches Kammermädchen behandeln.“

„Sie sind verbittert, Angela,“ sagte Alféo, ihre widerstrebende Hand an seine Lippen drückend, „zürnen Sie mir nicht — ich bin sehr weit davon entfernt, auf Sie herabzusehen. Ernsthafte Pläne durchkreuzen meinen Kopf. Ich werde mit Wandron sprechen und ihn bitten, Sie von hier fortzunehmen und zur Konzertsängerin ausbilden zu lassen.“

„Nein!“ rief sie entschieden, indem sie aufsprang und ihn zurückhielt, „thun Sie das nicht.“

Alféo blieb unschlüssig stehen.

„Aber es könnte eine große Künstlerin aus Ihnen werden.“

„Was würde das dem Thaliatempel nützen?“ frug sie achselzuckend, „und niemals wird er es erlauben, daß ich dahin — daß ich —“

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Ich weiß es,“ fuhr sie fort, „und ich habe ihn lieb und er soll nie erfahren, daß ich unglücklich —“

Wieder erstickte Schluchzen die Worte. Prinz Alféo stand unruhig neben ihr, dann trat er näher, hob die Cleanderblüte auf, die ihren krausen Locken entfallen war, flüsterte — „Leben Sie wohl, Verona“ — und küßte die herabgeneigte Stirn. Dann sprang er leichtfüßig über die Vorbeerhecke und verschwand. Verona hatte keine Zeit, ihm wegen seiner Mißethat zu zürnen, denn als sie ihr thränen-

nasses Gesicht erhob, hörte sie sich von einer fremden Stimme beim Namen gerufen.

„Verona Trebelli,“ wisperte die Stimme wieder, und sie durchbrach hastig die Büsche und erblickte jetzt einen schäbig gekleideten Mann, welcher am Gitter lehnte und ihr verstohlen ein Zeichen machte. Mit drei Sprüngen war sie neben ihm. Es war nur die Ruine eines Menschen, auf welcher ihr Auge ruhte . . . ein verkommenes Individuum mit schlotternden Knien, triefenden Augen, einer roten, angeschwollenen Nase und einer heiseren Stimme.

„Bernoni!“ rief das Mädchen atemlos.

„Pst!“ machte er, „Signorina, treten Sie näher . . .“

„Ja doch! Was ist? Was ist? Wo kommt Ihr her? — Ist der Thaliatempel etwa hier in Rom?“

„Nein, nein, Signorina, wir sind in Bergamo. Es geht schlecht . . . oh es geht uns sehr schlecht. Signorina, seit Sie uns verließen, ging es immer schlecht.“

„Sprecht, Mensch, sprecht! Lebt mein Löwe noch?“

„Der Wüstenkönig ist — tot.“

Verona wandte sich hastig fort, legte den Kopf an einen Baumstamm und weinte bitterlich.

„C'est ça!“ rief Bernoni, „was betrübt Sie so? Sehen Sie, Signorina, wir müssen Alle sterben. Mit dem Wüstenkönig war es aber so: Wir hungerten Alle, und da beschloß der Direttore, ihn zu verkaufen. Ein Menageriebesitzer bot eine gute Summe und sie wurden handelseinig; das Geld sollte unter uns verteilt werden.“

„Lumpen seid Ihr alle!“ rief sie zornig, „ich verachte Euch!“

„Salvati dachte wohl ebenso! — In derselben Nacht vergiftete er den Wüstenkönig!“

Das junge Mädchen fuhr wie elektrisiert in die Höhe.

„Bravo!“ rief sie mit funkelnden Augen.

In diesem Augenblicke rief Madame Decroix's Stimme schrill vom Terrazzino herunter:

„Signorina, wer wird mit einem Bettler schwätzen!“

„Da!“ sagte Verona bitter.

„Ich komme wieder!“ murmelte Bernoni und war verschwunden.

Als Verona in das Haus zurückkehrte, waren Professore Orlandi und einige andere Bekannte zum Abend gekommen. Sie nahm ihren Platz am Tische ein, erfüllte ihre Pflichten und schwieg.

„Haben Sie schon gehört, Madame?“ sagte ein französischer Ex-Beamter aus der Zeit der Napoleonischen Herrschaft, „man ist in Toscana dem Autor des „Roma“ endlich auf der Spur! — Langsame Hunde diese Deutschen . . . zu unserer Zeit wäre das schneller gegangen! — Es ist nicht zu sagen, was dies Buch schon für Schaden gethan hat!“

Verona, welche „Roma“ vom Anfang bis zum Ende ihrer Herrin vorgelesen hatte und viel dabei gefühlt, wenn auch wenig verstanden hatte, dachte zürnend: „Und was geht das Euch und jene an, was wir thun und schreiben?“

XXXVIII.

Seit einigen Tagen weilte Il Romano als Chronikschreiber im Palazzo Nvarra. Er arbeitete täglich mehrere Stunden in der alten Bibliothek, wo er das Material ordnete, durchsah und zusammenstellte. — Fürst Andrea hatte ihn wie einen Sekretär oder Hofmeister in seine Dienste genommen, aber er behandelte ihn wie einen Gast.

Il Romano bewohnte zwei, mit altmodischem Pomp eingerichtete Gemächer in einem totenstillen Flügel des Palastes. Aus den Fenstern blickte er in einen von hohen Hausmauern umschlossenen Hof, der in den prächtigsten Garten umgewandelt worden war. Es war ein märchenhafter Garten. Fontänen durchkühlten ihn mit silbernem Staubregen, fielen wie Nebelschleier über Bäume und Büsche und rieselten endlich über marmorne Stufen abwärts in ein mächtiges Bassin, in welchem Goldfische schwammen. Es war hier so still, so einsam wie auf einer Insel im weiten Ozean, die ein menschlicher Fuß nie betrat. Rosen erkletterten die Mauern und bildeten dicke Guirlanden von Säule zu Säule. Weiße Marmorgestalten flimmerten im blaugrünen Laube exotischer Sträucher. Palmen neigten ihre gefiederten Wipfel herab und große, fremdländische Blumen entfalteten hier in unge störter Abgeschiedenheit ihre farbenreichen Blüten. Büsche, welche silbern schimmerten, und Staudenpflanzen, die aus buntfarbigen Riesenblättern lange, milchweiße Büschel wie Marmorgebilde emporjandten, standen auf dem Rasenplatz.

Um dies Rundell pflegte Fürstin Elena an sonnenklaren Abenden spazieren zu gehen, und hier war es, wo auch Al Romano sie am ersten Abend seines Aufenthaltes erblickte.

Sein erstes Gefühl war Mitleid. Er erinnerte sich daran, daß Prinz Alféo ihm gesagt hatte, seine Schwester führe das Leben einer Gefangenen. Wie sie in dem klosterartigen Garten auf und nieder wanderte, ein Buch in der Hand, den Blick aber wie suchend aufwärts gerichtet, glich sie in ihrer dunklen Tracht mit dem weißen Spitzenkragen wirklich einer gefangenen Königin. — Oft blieb sie stehen und betrachtete eine aufbrechende Blüte. Ihre Bewegungen waren maßvoll und anmutig. Ihr glänzendes, lockiges Haar quoll unter einem großen Federhut hervor, das Antlitz glich belebtem Marmor. Es war lieblich aber ernst, gesund aber blaß, von jenem köstlichen Colorit des Südens, bei welchem durch die mattbräunliche Haut das rote Blut schimmert.

„O, sie ist schön!“ dachte Romani, indem er seine Feder ruhen ließ und den Kopf in die Hand stützte — „und daß sie so eigenartig, so erhaben ist, macht sie mir sympathisch . . . sympathischer als all die lächelnden Frauen, die mich mit ihrer Gunst beehren, weil ihnen mein Gesicht gefällt. Diese hier . . . sie steht sehr hoch über mir, aber was schadet das? — Wer hindert mich, zu ihrer Höhe hinaufzusteigen? — Und ich fühle, es wird mir keine Ruhe lassen, bis ich neben ihr stehe. Ist dies Vermessenheit? — Ich weiß es nicht.“

Er versuchte seine Gedanken wieder zu sammeln, wurde aber durch Alféo's Eintritt unterbrochen, welcher

heiter wie ein Sonnengott in's Zimmer eilte, Romano umarmte und ausrief:

„Also hierher hat Dich die Fürsorge unserer guten Haushälterin Camilla einquartiert — „düster und schauerlich.“

„Zu prächtig für meine Stellung und meinen spartanischen Geschmack.“

„Ach Thorheit! — Der Blick in diesen Zaubergarten ist übrigens poetisch — aber verstehst Du das zu würdigen? — Da unten wandelt meine schöne Schwester im goldnen Abendchein, und Du sitzt hier oben, schreibst eine Abhandlung über Völkerfreiheit und siehst sie nicht.“

„Du thust mir Unrecht,“ versetzte Romano lächelnd, „ich habe sie gesehen und bewundert, so sehr der Namenlose die Fürstentochter bewundern darf.“

Alféo achtete nicht auf den bitteren Ton. „Freund“, sagte er, wie aus einem Traume auffahrend, „mache Dich darauf gefaßt, daß ich nächstens etwas sehr Thörichtes thne! Dieses Leben ist unerträglich spießbürgerlich.“

„Alféo!“ — rief der Andre, auf ihn zutretend, „was hat Dich so verändert? — Weshalb bist Du jetzt so kalt?“

„Kalt? Gegen wen? Gegen Dich, Freund meines Herzens?“

„Nein, aber gegen alles, was wir hoffen und wünschen . . . gegen das Vaterland bist Du kalt! — Weshalb?“ Alféo lachte ein wenig.

„Siehst Du mir's denn nicht an?“ frng er fröhlich, „ich bin verliebt wie ein Narr.“

„Ach!“ — rief Romano ungeduldig, „das kann aber doch unmöglich alle höheren Interessen lähmen!“

„Ach, Geliebter, — wo bleibt Rom, wo bleibt Italien, wenn man einer Verona in die Augen blickt! — Ja, es gab einen Tag unter der Kuppel des St. Pietro . . . aber das ist nur noch eine Erinnerung! — Lionardo, vor dem wirklichen Leben sinken die klassischen Altertümer und die wesenlosen Ideen zusammen — und lieben heißt leben!“

„Du bist ein regelrechter Schwärmer!“ — sagte Romano aufgebracht — „ich lasse den Frauen ihr Recht — aber sie dürfen uns nie vom höchsten und heiligsten abwendig machen.“

„Ah bah, den Frauen — den Frauen! — Das kannst Du wohl im Allgemeinen sagen, aber wo eine ernstliche Leidenschaft in's Spiel kommt, da hört das Philosophieren auf. Ich war noch nie in der Lage, eine Eroberung machen zu müssen, und das facht meine Lebensgeister an. Ich bin ihr so gleichgültig wie der Stein am Wege. Ich — ich! — Verstehst Du nun? Das bin ich nicht gewohnt. Es ist reizvoll! Dabei mache ich täglich neue Demütigungen durch. Ich benehme mich wie ein Narr. Es ist sicherlich eine alte Erfahrung, daß wir eine gleichgültige Sache weit geschickter zu erlangen wissen als eine, die uns am Herzen liegt. Ich habe keine Ruhe, keine Unbefangenheit. Ich sage, was ich nicht sagen will, und finde nie die Worte, die ich brauche. Den ganzen Tag sinne ich darüber nach, durch welches Mittel ich mein Erscheinen morgen plausibel machen soll, — und da verlangst Du, ich solle an meine Mitbrüder denken! Kannst Du Dir eine Vorstellung von meinem Zustand machen? Ich denke und fühle nichts als Verona. Ich träume und hoffe nichts als Verona. — Wir haben jetzt Frühling. Die Märzsonne weckt über-

all Blüten — in mir jubelt alles ... habe Geduld mit mir, ich war stets ein Narr. — Ich kann nicht zwei Göttern dienen, geschweige denn zwei Göttinnen ... und Patria ist eine strenge Gottheit. Sie fordert Selbstverleugnung, Arbeit, Opfer ... lauter Dinge, über welche ich nicht verfüge. Lionardo, mein Teurer, Du siehst ernst aus, wie ein Richter. — Komme mit mir, schüttle den Bücherstaub ab und sei ein wenig thöricht. Vielleicht findest auch Du eine Verona."

"Nein!" — rief Romano auffahrend, „wenn dem so ist, daß ein Weib die Macht hat, sich zwischen uns und unsere heiligste Liebe zu stellen, so ist es besser für mich, allen aus dem Wege zu gehen ... denn niemals könnte ich eine glücklich machen. — Die Liebe zum Vaterland, die uns in den Tod treibt, ist stärker als die Leidenschaft, welche nichts erjagen will, als eigenes Glück — und bei mir würde die erste immer wieder durchbrechen und mich fortreißen. Laß mich allein und frei bleiben."

"Warte bis Deine Stunde schlägt!" — versetzte Alféo, indem er achselzuckend das Zimmer verließ.

Der Abend war hereingebrochen und die schnelle Dunkelheit begann das Zimmer zu füllen. Ein Diener erschien und meldete ihm, daß Souper sei serviert und Fürst Andrae ließe ihn einladen, daran teilzunehmen.

An dem runden, reich beleuchteten Tisch saßen nur die drei. Fürstin Elena redete den jungen Mann oft freundlich an und verstand es, mit vornehmer Ruhe das Gespräch in Gang zu erhalten.

Nach dem Souper begleitete er beide in das Zimmer des Fürsten und wurde gebeten, vorzulesen. Er konnte es

nicht ändern, daß er während des Lesens manchmal zu dem wunderschönen Gesicht hinüberblickte — es gewährte ihm eine hohe Befriedigung, so klares Verständnis, so reges Interesse auf einem Frauenantlitze zu sehen.

Es war ziemlich spät, als er sich über den langen, von Säulen getragenen Gang in sein Zimmer begab. Während er nach dem Feuerzeug suchte, um die Lampe anzuzünden, hörte er aus dem Garten herauf ein leises Wimmern. Er eilte an's Fenster, öffnete dasselbe und blickte hinab. Er konnte nur undeutlich eine am Boden liegende Gestalt unterscheiden. War es ein Kranker? — Romano prüfte schnell die Höhe, schwang sich aus dem Fenster, gewann Halt an einem Vorsprung und sprang herab. Es war sehr dunkel, aber er sah jetzt, daß es eine Frau war, welche, durch seinen Sprung erschreckt, sich jäh erhob und einen Schreckensruf ausstieß.

„Wer kommt? — Wer ist das?“ — schrie sie zurückweichend.

„Ich — Il Romano! — Fürchtet Euch nicht, Donna . . . ich kam herab, weil ich Euch ächzen hörte. Seid Ihr krank? — Kann ich Euch helfen?“

Die helle Gestalt erhob beide Arme, als suchte sie nach einem Halt in der Luft, dann taumelte sie, sank in die Knie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ihr —! — Gerade Ihr!“ —

„Was habt Ihr gegen mich? Ich will Euch gerne helfen — soll ich Euch stützen?“

„Niemals!“ — schrie sie auf — „rührt mich nicht an. Ich bin eine Unselige! Ich verdiene, daß Ihr mich mit dem Fuße fortstoßt. O Gott!“

„Armes Weib!“ — versetzte er sonderbar ergriffen, „ich sehe wohl, Ihr seid krank.“

„Krank! — krank! — Ja, herzkrank bin ich! Hier sitzt ein glühendes Eisen in meiner Brust und bohrt und brennt. Wohl bin ich krank! — Gehet, Signor, geht und laßt mich allein.“

„Das kann ich nicht“ — versetzte er gutmütig, „erst will ich Euch aus diesem Garten bringen! Ihr werdet das Fieber bekommen.“

„Das wäre gut für mich! O sehr gut . . . dann wäre alles vorbei.“

„Wohnt Ihr hier im Palazzo?“

„Ja“ — versetzte sie . . . „sagt lieber hier in der Hölle?“

„Weshalb Hölle? Das kann ich nicht verstehen.“

Sie lachte gell auf.

„Das glaub' ich!“ — rief sie mit schneidender Schärfe.

„Seid Ihr im Dienst der jungen Fürstin?“

„Ja.“

„Und das sollte eine Hölle sein? — Weib, Ihr seid undankbar.“

Sie weinte bitterlich. Sie kroch bis vor seine Füße und bedeckte dieselben mit Küssen.

„Ich sagte Euch schon, das könnt Ihr nicht verstehen, Signor. — Vergebt mir. Laßt mich hier liegen! Tötet mich durch einen Fußtritt . . . es wäre barmherzig!“

„Sie ist von Sinnen!“ dachte er mitleidig, „Poveretta! — Welch ein Leid muß sie erlebt haben!“

Er hob sie trotz ihres Sträubens auf und stützte sie.

„Nehmt Vernunft an, Frau, und geht hinein. Die Abendnebel haben Eure Gedanken verwirrt.“

„Denkt das, denkt das,“ murmelte sie, „es ist besser. Laßt mich, Herr. — Oh, weshalb seid Ihr hergekommen? Ich möchte mein Elend verbergen — Niemand soll es hören, wenn ich schreie, und nun kommt Ihr und seht alles und hört alles. Oh, fort — fort — Ihr seid mir fürchterlich!“

Sie stieß seinen hilfreichen Arm zurück und entfloh in die Dunkelheit.

Romano konnte ihr nicht folgen. Sein Sinnen mußte nun darauf gerichtet sein, wieder in seine, im Mezzanin gelegenen Zimmer zu gelangen. Dank seiner kraftvollen Gewandtheit gelang es ihm endlich. Er stand lange im dunkeln am Fenster, dann zündete er Licht an, entkleidete sich und legte sich zu Bett. Die Lust zum Schreiben war ihm vergangen.

Die drückende Luft und die schwerseidenen Vorhänge vermehrten die beklemmende Hitze. Er warf sich lange unruhig umher, seine Gedanken verwirrten sich fieberhaft, ohne daß er Schlaf gefunden hätte. Lag nicht in der Luft dieses Hauses ein geheimnißvoller Zauber, dem er unterlag? — In seiner Seele wurden tausend zitternde Empfindungen wach, sie zogen sich wie goldene Fäden zurück in seine Kindheit, er sah die abendlich leuchtenden Bergkuppen, die wilden Felsen seiner Heimat — sein Leben glitt langsam, langsam an ihm vorüber. Der furchtbare Name, der wie ein Verhängniß über demselben schwebte, der Adlerkopf des schwarzbärtigen Bergkönigs tauchte vor ihm auf. Die gewaltige Gestalt del Monte's stand neben ihm. „Ich bin

Deines Glückes Schmied," sagte er höhniſch lächelnd, „durch mich erzielteſt Du Eingang in dieſes Haus! — hätte der Sohn Ottavio's mich nicht geſucht, nie wäreſt Du eingeladen worden, über dieſe Schwelle zu treten. Dieſes iſt mein Dank."

Und hieran knüpfte ſich eine andere Erinnerung aus der Zeit, da er Trevelli nachts ſeine Erſtlingswerke vorlas. Gabriella nahm ihn eines Abends mit auf einen Maſkenball, wo er in ſeinem arabiſchen Koſtüm ſogleich erkannt und mit Jubel begrüßt wurde. Damals waren von der Regierung fünfhundert Napoleondor auf den Kopf des del Monte geſetzt worden.

„Wenn er hier wäre!" ſagte die Gabriella zu ihrem Tänzer, einem ſpaniſchen Ritter.

„Glauben Sie an ihn, ſchöne Maſke?" frug dieſer ſpöttiſch. Lionardo wandte ſich um und ſah den Ritter an — und ihm war, als drehe ſich der Saal mit ihm im Kreiſe. Die Augen kannte er, trotz der Maſke! . . . Eine halbe Stunde ſpäter ſtand er neben demſelben Spanier.

„Thu es," ſagte dieſer. „Du biſt arm und hungrig, und fünfhundert Napoleondor ſind eine ſchöne Summe. Ich vergebe es Dir!"

Aber der Knabe wandte ſich ſtolz ab — er ſchwieg und darbte weiter.

Wohl wußte er, daß es eine große Summe war, die er verſcherzte, aber es wäre Verräterslohn geweſen, und es ging ihm gegen die Natur, Verrat zu üben.

Aber, oh, wie glühend wünſchte er ſich, in dieſem Augenblick ein Mann zu ſein und mit dem Degen in der

Hand vor diesen Verderber zu treten und ihm zuzurufen: „Setz kämpfe! Du oder ich!“

Dies Bild zerrann. Er richtete sich auf und er war wieder in seinem Zimmer — aber nicht allein. Er fühlte es. Es atmete Jemand dieselbe Luft und erfüllte den Raum. Er legte sich wieder zurück, schloß die Augen, öffnete sie wieder und erblickte eine Frau, welche, ein kleines Öllämpchen mit der Hand beschattend, lautlos näher kam. Es war eine bleiche ernste Matrone. Sie sah verhärtet aus und ihre Bewegungen waren unsicher. — Vor seinem Bett kniete sie nieder. — „Schlaf!“ murmelte sie, „im Traum vergib mir! Ich habe an Dir gefrevelt. Aber Du ahnst nicht, wie ich gebüßt habe. Meine Tage sind vergiftet gewesen, seit ich Dich verließ, seit ich in dies Haus floh, dessen Bewohner ich hasse. Weißt Du wohl, was das heißt, verschmachtend neben einer Quelle angeschmiedet zu werden und das Wasser nicht erreichen zu können? — Das ist mein Loos. Das ist meine Strafe dafür, daß ich an Dir sündigte . . . Lionardo — Lionardo . . . mit roten Buchstaben steht das überall! — Sei barmherzig und töte ein elendes Geschöpf, welches nicht leben nicht sterben kann!“ Hier verwirrten sich seine Gedanken von Neuem und er versank in einen schweren, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen meinte er, da er nicht an Gespenster glaubte, alle Erlebnisse dieser ersten Nacht im Palazzo Avarra auf's Conto der Träume schreiben zu müssen — ja, wer weiß, ob nicht auch seine seltsame Begegnung im Garten eine Sinnes Täuschung war?

XXXIX.

Der junge Chronikschreiber blickte mit Befriedigung auf sein wachsendes Werk. Er arbeitete mit dem eisernen Fleiß und der Schnelligkeit, welche er sich in seiner Studienzeit angeeignet hatte. Seine Arbeit interessierte ihn aufs lebhafteste, weil sie ihm eine neue Welt aufschloß. Er gewann Einblick in das Leben eines edlen Hauses, worin sich durch alle Zeiten des Verfalls und der Gesetzlosigkeit eine gewisse spartanische Zucht erhalten hatte. Mit wie wenig Worten wurden oft auf steifem Pergament große und edle Thaten verzeichnet. Il Romano las aus diesen spärlichen Berichten, diesen trocknen Aktenstücken Dinge heraus, die sein Herz klopfen machten. Oft mußte er inne halten, um Herr der widerstreitenden Empfindungen zu werden. Begeisterung und tiefe Bitterkeit kämpften in ihm. O, was ist es Schönes, kann ein Mann dem Fremden solche zerstreute Blätter in die Hand geben und ihm sagen: Ordne dies Chaos! — und der Fremde findet bei der Arbeit keinen dunklen Flecken, der einen Schatten auf das Ganze werfen könnte. — Es gab in dieser Familie nie einen Sohn, den der Vater hinausstoßen mußte, keine Tochter, um derenwillen ihre Brüder im Zweikampf fielen. Da sind keine Glieder, über deren Leben die Berichte hinweggehen, um nicht sagen zu müssen, daß sie des Namens unwert waren.

O, es wäre etwas Stolz, solch einer Familie anzugehören, sei dieselbe dem Bauern- oder Fürstenstande zugehörend. Es wohnt sich gut in einem Hause, das schon

unsere Voreltern bewohnten, sei dieses Hauses Dach mit Marmor oder Stroh gedeckt.

Il Romano fühlte dies schmerzlich. Er hatte es sein ganzes Leben lang gefühlt. Was war er dagegen? Ein abgerissener Zweig. Eine Existenz ohne Anfang. Er mußte um alles kämpfen, was andre bloß zu bewahren hatten. Er konnte nicht in die Welt treten und rufen:

Achtet mich, denn ich bin ein Romano!

Nun, aber um so besser — er fühlte wieder Mut. So bin auch ich es selbst und ich allein! Ich will mir Achtung erringen und den Namen, den ich selbst erst schaffen und erhalten mußte, zu Ehren bringen.

Fürstin Elena kam jeden Morgen in die Bibliothek, wie dies ihre Gewohnheit war. Wenn sie eintrat, erhob sich Romano und grüßte sie mit stummer Verueigung tief und ehrerbietig. Einmal reichte sie ihm die Hand.

„Ich kann nicht anders!“ — sagte sie lächelnd, „gestern schickte mir der Buchhändler ein Buch, in welchem ich zu lesen begann, ohne recht nach dem Titel gesehen zu haben. Als ich einmal aufblickte, waren die Wachskerzen niedergebrannt, es schlug ein Uhr. — Das war ihr „Coraggio“, Signor.“

Romano stand errötend vor der vornehmen Dame und senkte den Blick — wieder regte sich in ihm der Wunsch, ihre Höhe zu erreichen.

„Sie haben viel Mut!“ — fuhr Elena fort, „mir wurde manchmal bange beim Lesen. Gerade jetzt, wo wir unterdrückter und uneiniger sind denn je, predigen Sie ein Volk und einen König. — Ich fürchte, so etwas dürfen

Sie ungestraft nicht sagen. Sie haben einen steinigen, mühevollen Weg durchs Leben gewählt."

"Prinzessin! Was soll ein Mann wählen, der nichts besitzt auf der Welt, dessen Leben wertlos ist, dessen Herz nur ein Ideal kennt. — Er steht und fällt mit seiner Sache."

"Aber wir wollen Ihnen wohl und Ihr Unglück würde uns leid thun."

"Ich danke Ihnen, Fürstin, Sie sind sehr gütig gegen einen armen Burschen, aber mein Tod wäre kein Unglück. Und was schadete es, wenn ich mein Ziel nie erreichte, nie erlebte, daß die Zeit anbricht, auf die ich hoffe? — Habe ich nur mutig gekämpft und meine Mission erfüllt, so habe ich das gethan, wozu Gott mich berufen hat, die Sache selbst wird sich durchringen, wird in den Herzen brennen, bis vielleicht einer kommt, dem es beschieden ist, sie siegreich durchzuführen."

Fürst Andrea, welcher in die Thüre getreten war, lachte sarkastisch.

"Erst schaffen Sie das ganze Volk um. — Rufen Sie die Männer wieder in's Leben, welche Kultur und Gesetz über Europa und Asien verbreiteten! Sene Zeit ist so stark, daß ihre Kraft bis heute fortlebt und zertrümmerte Denkmäler und verfallene Tempel zu Wundern stempelt."

"Aber ein Hauch des Lebensgeistes kann die Ruinen wieder aufbauen, mein Großvater!" sagte Fürstin Elena freudig.

"O, sie ist wunderschön!" — dachte Romano, in ihren Anblick verloren, „sie ist in meinen Augen ein vollkommenes Weib . . . dem Himmel sei Dank, daß es meistens nicht die vollkommenen Frauen sind, die uns zu Thoren

machen.“ Die Ursache dieses Seufzers war, daß er sich hier in diesem Hause so wohl fühlte, daß er sich selbst oft misstrauisch nach dem Grunde frug. Zu dem alten Fürsten zog ihn eine geheime Sympathie, ihn fröstelte nicht in den dunklen Marmorthallen, und während Prinz Alféo fast nie zu Hause war und in Tivoli, Albano und Frascati mit allerhand Freunden schwärmte, verlangte Romano nach keinem Vergnügen und war zufrieden, wenn er die Erlaubnis erhielt, den Fürsten auf seinem täglichen Morgenspaziergang nach dem Monte Pincio zu begleiten.

Elena hingegen beobachtete mit Freude die täglich wachsende Befriedigung des alten Herren. Bald schien es, als könne er ohne Romano nicht mehr leben. Er frug beständig nach ihm, blieb derselbe einmal zu lange in seinen Zimmern. Die Chronik, so merkte sie wohl, war nur ein Vorwand, um den jungen Mann an's Haus zu fesseln und zu prüfen.

Prinz Alféo besuchte unterdessen seltener denn je das Kollegio und führte jenes planlose Leben, welches seinem Großvater ein Greuel war.

Zu derselben Stunde, da Romano's „Coraggio“ — den Gesprächsstoff in der Bibliothek lieferte, wanderte Alféo mit elastischen Schritten nach dem Hause der Madame Decroix. Als Reisepaß führte er einen Kupferstich von St. Helena mit sich, durch welchen er der guten Dame Sand in die Augen zu streuen hoffte. Auch war er in kurzer Zeit ein vortrefflicher Schachspieler geworden, ferner disputierte er mit seiner Gönnerin heftig über Königreich und Republik — kurz der Schlüssel waren viele, die dem Schalk das Haus öffneten.

Heute bemerkte er aber, daß ohnehin alle Pforten offen standen und eine gewisse Verwirrung zu herrschen schien. Durch den Garten kam mit verstörtem Antlitz und achtloser Hast ein schwächtiger Herr geeilt. Sein Haar stand wirr zu Berge, seine Augen hatten einen fieberhaften Glanz — es ward dem Prinzen schwer, in diesem fassungslosen Menschen den Bildhauer Wandron zu erkennen.

„Was? — Sie selbst Prinz? . . . ich fordere augenblicklich eine Erklärung!“ rief er, Alféo's Arm fassend. „Madame sagt, Sie müßten hierum wissen! Madame sagt —“

„Madame hat keine Beweise, Prinz, aber sie vermutet,“ — rief hier die schrille Stimme der kleinen Dame, und dieselbe kam die Treppe des Terrazino herabgeflattert, wie eine aufgeregte Nachtule. Ihre schwarzseidene Pelertine hauchte sich, ihre schwarzen gefärbten Locken wehten um die Schläfen.

„Madonna!“ — rief Prinz Alféo bestürzt, „wollen Sie mich umbringen, lieber Maestro? . . . Halt, halt, werthe Dame, brechen Sie nicht den Hals, diese Stufe ist hoch! — Und nun — was gibts?“ —

„Die Signorina“ . . . begann Madame Decroix atemlos und blieb nach Luft ringend stehen.

„Sie ist fort!“ — beendete Wandron den Satz, und in seiner Stimme lag mehr, als er in Worten ausdrücken konnte — Angst, Vorwurf, Verachtung. „Prinz! Reden Sie! Wo ist sie?“

Alféo blickte sich verwirrt um:

„Fort? Sie ist fort? Und das soll ich wissen! Spotten Sie nicht! Ich bin es, der eine Erklärung fordert. Ich weiß nicht, was Sie glauben oder wofür Sie mich

halten ... ich sollte ein Mädchen gegen ihren eignen Willen entführen?"

„Aber mit ihrem Willen vielleicht!“ — sagte Wandron mit schmerzlicher Bitterkeit. „Prinz, dieses Mädchen ist das Vermächtnis meines treuesten Freundes. Sie ist mir eine Tochter. O, es ist nicht denkbar.“

„Wandron, nehmen Sie Vernunft an!“ — bat Alféo. „Die Signorina hat mir nie Ursache gegeben, zu denken, ich sei ihr besonders angenehm. Daß sie mir nicht unangenehm ist ...“ er lachte ein wenig, „daß, lieber Maestro, müssen Sie doch begreiflich finden. — Aber bei meiner Ehre — ich weiß nicht, wo sie ist! — Hat sie denn gar keine Aufklärung hinterlassen?“

Wandron sah Madame an, diese griff zögernd in ihren Strickbeutel. „Einen versiegelten Brief, an Sie adressiert, Prinz.“

„An mich!“ — rief Alféo. Er hatte das Couvert schon abgerissen — es waren nur wenige, gekritzelte Worte, die der Papierstreifen enthielt:

Sie haben mich begriffen, Prinz Alvarra und mir Sympathie entgegengebracht. Bitte, seien Sie mein Fürsprecher beim Maestro. Sagen Sie ihm alles, erzählen Sie ihm, wie ich unter seiner Güte gelitten, erwirken Sie mir seine Vergebung. — Ich kann dies Leben im Käfig nicht länger ertragen. Ich spreng' das Gitter und kehre in mein altes Leben zurück.

Verona Trebelli.

XL.

Fürstin Elena wurde von Jemand angesehen. Sie fühlte es und blickte mechanisch, einer unwiderstehlichen Macht folgend zur Seite, besann sich dann und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder der Unterhaltung zu.

Elena befand sich heute zum erstenmal in einer größeren Gesellschaft, im Hause ihres Oheims, des Grafen Carielli. Man feierte hier heute Abend das Verlobungsfest Luigi Carielli's mit einer jungen Französin, Mademoiselle de Seilles, deren Eltern, in der Normandie ansässig, diesen Winter in Rom verbracht hatten. Elena kannte ihre Vettern, Alféos Studiengenossen, sehr wenig, aber sie liebte und verehrte ihre Tante und hatte willig den Bitten derselben nachgegeben. Noch nie aus der klosterartigen Einsamkeit des großväterlichen Hauses in die Welt getreten, stand sie jetzt fremd und einsam inmitten der glänzenden Gesellschaft, welche ihr unbekannt war. Sie fühlte mit Befremden und Unbehagen, daß sie Aufsehen erregte, und weit davon entfernt, die Ursache hierzu in ihrer Erscheinung und in dem geheimnißvollen Zauber zu suchen, der den Palazzo Alvarra umgab, erschien ihr die bewundernde Neugierde ihrer Umgebung wie feste Zudringlichkeit und verletzte ihr Gefühl. Ihrer hehren Jungfräulichkeit widerstrebte es, so vielen Blicken ausgesetzt zu sein, und es bedurfte all ihrer Selbstbeherrschung und all ihrer natürlichen Grandezza, um zu bleiben und an der animierten, leichtsprudelnden Unterhaltung teilzunehmen.

Durch diese Wahrnehmungen bereits nervös und auf-

gebracht wie der von Hunden umstellte Edelhirsch, war es wohl begreiflich, daß der Blick, der sie wie ein magnetischer Zauber zwang, den Kopf nach der Richtung zu wenden, sie mit heftigem Bünnen erfüllte, das Blut stieg ihr in die Wangen, ihr Kopf glich eben mehr denn je dem der beleidigten Minerva — und sie erblickte den Mann, dessen siegesreicherer Blick wie in freudigem Wiedererkennen auf ihr ruhte. Und doch kannte sie ihn nicht, — hatte ihn noch nie gesehen. Er lehnte in der Thüre, in welche er eben getreten sein mußte, denn sie hatte ihn bisher noch nicht bemerkt. Er war groß und stattlich, ein siegender Mars mit einem Löwenhaupte. In ihrer Aufregung glaubte sie, es sei ein Hohnlächeln, welches ihrem strengen Blick begegne. Sie wandte sich hastig fort, verließ den Saal und trat, ihre Thränen mühsam zurückdrängend, mit wildklopfendem Herzen auf den Altan der Villa.

„Sind das die Menschen — ist das die Welt?“ frug sie sich atemlos — „oh, gesegnet sei dann die Weisheit meines Großvaters, die mich bisher davor bewahrte!“

Die Nacht war hell und der Wind strich weich an ihren Schläfen hin. Aus dem Garten stiegen berauschende Blumendüfte empor und umschmeichelten sie, während ihr umflortes Auge Halt und Trost suchte in dem Anblicke der leuchtenden Bergketten am Horizont.

„Fürstin Avarra,“ sagte eine tiefe, gutmütige Stimme neben ihr. Sie fuhr auf. Derselbe Mann, dem sie zürnte, lehnte in der offenen Thüre.

„Ich hätte einen Freund bitten sollen, mich Ihnen vorzustellen,“ sagte er, „aber der Nichte Margherita Avarra's

stellt sich Duca della Rocca lieber selbst und ohne Zeugen vor! — Verzeihen Sie mir, daß ich Sie vorhin inkommodierte . . . aber vielleicht bietet mein Name einige Entschuldigung. Wie? — Sehen Sie, Principeessa, ich bin ein alter Kauz, der seine vierzig Jahre auf dem Rücken hat, und ich bin Ihrem Hause sehr attachiert: Vor nun schon zwölf Jahren . . . aber genug! Würden Sie sehr böse sein, wenn ich, um alter Erinnerungen willen, diese kleine Hand küsse und mir dabei einbilde —“

Über Elena's Gesicht und Nacken floß ein glühendes Erröten, welches die Dämmerung mitleidig verbarg. In ihrem Herzen erwachten seltsame Empfindungen — dies war der Mann, den Margherita geliebt — der Gegenstand grübelnden Nachsinnens für die Nichte! — Weshalb sollte sie ihm nicht die Hand reichen? . . . Trotz seiner väterlich humoristischen Worte, durch die er sich wie ein alter Onkel bei ihr einführte, that sie es mit einem leisen Bangen . . . ein untrügliches Gefühl sagte ihr, daß es nicht nur um alter Erinnerungen, daß es um ihrer selbst willen war, wenn er seine Lippen auf ihre Hand drückte.

„Haben Sie meinen Namen nie gehört, Fürstin?“ fuhr er fort.

Sie atmete tief auf — dann erwiderte sie mit charakteristischer Wahrhaftigkeit. „Ich weiß Alles!“

„Der Palazzo Nvarra ist für mich verschlossen, obwohl ich nie etwas that, um dies zu verdienen. Ich bin daher dem gütigen Schicksal dankbar, welches mir endlich vergönnt, die vielbesprochene Nichte der Margherita Nvarra kennen zu lernen.“

„Vielbesprochen?“ sagte sie, von Neuem verletzt, „ich komme fast nie in Gesellschaft, sodaß ich unmöglich ein Gegenstand der Unterhaltung sein kann.“

„Aber doch ein Gegenstand unbefriedigter Neugierde — oder sagen wir es feiner, der Sehnsucht. Ein alter Soldat wählt seine Worte nicht so genau. Vergeben Sie! — Macht Ihre Familienchronik gute Fortschritte?“

Die Frage kam so unerwartet, daß Elena zusammenfuhr.

„Weshalb fragen Sie hiernach?“ sagte sie unruhig.

„Weil ich mich für den jungen Mann interessiere . . . er scheint es besser verstanden zu haben als ich, das steinerne Herz des Eisenfürsten zu erobern. Dies ist sehr merkwürdig, finden Sie nicht? Wissen Sie aber, was ich vorhin in der Stadt reden hörte? — Sein neues Werk: „Coraggio“ werde ihm den Hals brechen. Überall, so auch hier, werden jetzt die geheimen Verbindungen und was damit zusammenhängt, auf das Strengste unterdrückt — und die schwärmerischen Phantasien eines jungen Propheten, der ein tausendjähriges Reich verkündigt —“

„Duca!“ unterbrach das junge Mädchen den Sprecher, sie richtete sich hoch auf, so dunkel es war, meinte er, ihre Augen leuchten zu sehen, „die Idee, welche in Romano lebt, ist so hoch, so weit entfernt von geheimen, revolutionären Bündnissen, er spricht so offen und mutig aus, was er hofft, daß man ihn unmöglich als gemeinen Agitator behandeln darf.“

„Da werden keine so feinen Unterschiede gemacht werden. Wo heutzutage ein Dichter aufwächst, wird er mit als

Unkraut ausgeraut, denn es könnte doch ein Jakobiner daraus werden.“

„Dann wird dies Land nie frei, nie mächtig sein!“ versetzte sie und ging, ehe er antworten konnte, an ihm vorbei in das Zimmer zurück. Mit ruhiger Anmut nahm sie den Platz neben ihrer Tante wieder ein . . . sie ahnte es nicht, daß sie einen kleinen Pfeil im Herzen trug und daß ein Blick über ihr Leben entschieden hatte.

Wie der Abend ferner verging, wußte sie selbst kaum. Die dringende Einladung der de Seilles, zu der in Frankreich stattfindenden Hochzeit zu kommen, vernahm sie nur halb. Erst später fiel ihr diese Einladung wieder ein, wie die rettende Hand eines Engels!

Es war sehr spät, als sie in die Stadt zurückkehrten. Die Carielli's sprachen die Absicht aus, Elena fortan dem Klosterleben ihres Elternhauses öfters untreu zu machen. „Zu einem Fest, welches wir den de Seilles nächstens geben, erwarten wir Dich bestimmt!“ sagte die Tante beim Abschied.

Als Elena in die Zimmer ihres Großvaters trat, fand sie zu ihrem Erstaunen Alféo hier vor. Fürst Andrea stand mit bedenklich geschwollener Stirnader vor dem Enkel.

„Reisen willst Du?“ frug er mit donnernder Stimme, „und darum wagst Du mich zu bitten? — Bisher studierdest Du nichts, als die Kunst, Dich bei Frauen beliebt zu machen, und erwarbst Dir keine andere Fertigkeit, als die des Schuldenmachens . . . jetzt willst Du zum Müßiggang auch noch das Vagabundentum hinzufügen? . . . Du fühlst Dich hier nicht verstanden, sagst Du! Geh! Lerne Du selbst

erst verstehen, daß das Leben ein ernsthaftes Ding ist, dann wirst Du hier Verständnis finden!“

„Ich glaube, mein Großvater,“ wandte Prinz Alféo bescheiden ein, „daß ich auf Reisen meinen Wissensschatz um weit mehr bereichern könnte, als es hier in staubigen Kollegienjalen der Fall ist.“

„Du schweigst!“ herrschte ihn der Fürst an, aufs Tiefste empört durch des Enkels leichten Ton, „und ich wiederhole Dir, daß Du Rom nicht eher verlässest, als bis Deine Studien beendet sind. Geh!“

Prinz Alféo verneigte sich, warf einen Blick zur Decke, suchte gerade so unmerklich mit den Schultern und verließ das Zimmer.

Draußen in der Gallerie stand Camilla mit einer Lampe in der Hand.

„Dio mio,“ flüsterte sie zitternd, „was hat es gegeben, was hat er gesagt?“

„Gegrollt hat er,“ sagte Prinz Alféo gutmütig lächelnd und blieb vor ihr stehen — „siehst Du Gespenster, Camilla?“

„Ich hatte Furcht!“ murmelte sie atemlos, die Hand auf die Brust pressend, „ich habe immer Furcht, geht Ihr zu ihm. . . schon als Knabe . . . er konnte Eure Stimme nicht hören, — nur Elena — ich meine die Fürstin — mochte er leiden.“

„Gute Camilla . . . ich weiß schon! Ich weiß auch, wie oft Du den gedankenlosen Knaben vor dem Zorn des gestrengen alten Herrn bewahrtest, wie Du weintest und bebstest, strafte er uns in seinem Grimm.“

„Ich konnte es nicht ertragen!“ schluchzte sie auf.

„Camilla, Du hast sicherlich selbst einst einen Sohn gehabt!“ sagte Alféo.

Die Frau wankte und hielt sich am Arm des Prinzen.

„Ich hatte,“ sagte sie heiser . . . „nicht einen — drei Kindern gab ich das Leben! Erst waren es Zwillinge, dann ein Knabe — ein Knabe.“

Von Todesangst erfaßt, umklammerte sie seinen Arm fester — fester — er fühlte, daß sie, um einen Aufschrei zu unterdrücken, mit den Zähnen in seinen Ärmel biß.

„Und wo blieben die Kinder?“

„Tot — tot — tot.“

„Alle drei?“

„Verdorben und verschmachtet . . . wer gab mir Geld, sie zu erhalten?“

„Alle? Auch der Knabe?“

Sie riß sich plötzlich los und ging schnell davon. Mehrere Male sah sie sich hastig um. Alféo fiel es nicht ein, ihr zu folgen. Seine Gedanken nahmen sogleich eine andere Richtung.

„Was würden alle meine Freunde und Freundinnen sagen, verschwände ich von der Bühne, wie Verona?“

Fürstin Elena hatte indessen ihrem Großvater Bericht erstattet über das Fest. Den Duca erwähnte sie nur nebenbei, aber der Fürst blickte sogleich auf.

„So!“ sagte er. „Also der war dort!“ . . .

„Großvater“ bat Elena schüchtern, „ich möchte Sie wohl um etwas fragen: ist er ein guter Mann?“

„Gut? — Nun, er hat, soviel ich weiß, noch nie Jemand ermordet. Er stiehlt auch nicht, — außer Frauen-

herzen . . . aber sie wollen es ja selbst so! — Gut? — Er ist gar nichts! . . . er lebt für seine Bequemlichkeit. Er ist faul und gefräßig wie eine Raupe, er spielt Karten, bändigt Pferde und grämt sich um nichts. Liegt in diesem Herzensgüte, so ist er überreich daran."

"Sie nennen ihn einen tapferen Kavalier . . ."

"Das waren die della Rocca immer! Leider läßt sich dies mit lasterhafter Trägheit vereinigen! — Wir sind alle energielosen Männer zuwider, und in diesem liegt bei aller prahlerischen Paradetapferkeit auch nicht ein Funken Energie!"

Fürstin Elena ging in dieser Nacht unruhig und bekümmert zu Bett. Gewohnt, in ihres Großvaters Worten unfehlbare Weisheit zu sehen, konnte sie nicht begreifen, wie sich der Duca, dies Blendwerk der Hölle, in dem kein Funken Wille liegen sollte, ihr immer wieder gebieterisch in die Gedanken drängte.

XLI.

Seit diesem Abend verging kein Tag, an welchem Fürstin Elena den „dicken Duca“ nicht einmal sah. — Regelmäßig, wenn sie und Fürst Andrea in geschlossener Kutsche ihre Korfahrt machten, fügte es sich, daß entweder der Wagen des Betreffenden vorüber faufte und sie feinen ehrerbietigen Gruß auffing, oder er fand mit einigen Bekannten auf dem Fußweg, oder er ritt ein großes, ftattlich aufgeäumtes Roß in langfamen, gehobenem Trapp und griff verneigend an den Hut. Er sah dabei immer fo harmlos und guter Dinge aus, daß es schwer fiel, ihm zu zürnen — aber diese täglichen Begegnungen beängstigten sie. Sie war nervös, bis der unvermeidliche Tribut des Tages gezahlt wurde.

Am Sonntag pflegte Fürstin Elena früh um sieben Uhr in die Messe zu fahren. Es kam auch vor, daß sie in Begleitung ihrer Kammerfrau und gefolgt vom Hausmeister, dem getreuen Gaspardo, zu Fuß ging. An diesem Sonntag ließ sie auch Gaspardo zu Hause. Dunkel gekleidet und verchleiert, begab sie sich mit Camilla in eine etwas entlegene Kirche. Sie ahnte es nicht, daß ihr Gang und ihre Haltung sie mehr verrieten, als ihr Gesicht es konnte. Die Kirche war sehr gefüllt und Elena kniete entfernt von der Gemeinde an dem kleinen Altar einer Seitenkapelle. Sie fühlte sich unruhig, haltlos, und mußte doch nicht weshalb — ahnte nicht, daß sie den kleinen Pfeil im Herzen mit sich umhertrug, wohin sie auch ging — dem getroffenen Wilde gleich, das vor der eigenen Wunde

flieht. Sie flehte angstvoll um Frieden und Ruhe, — ja so unschuldig war noch dies stolze Herz, daß sie die Bitte hinzufügte: „Hilf mir, daß ich keine ungegründete Abneigung gegen einen Menschen fasse.“

Ein betäubender Weihrauch erfüllte die Kirche und unzählige Wachskerzen brannten ringsum, — sie vermehrten sich, und um jede einzelne flammte ein Kranz von zehn anderen, der Engelgesang vom Chor wurde zu einem verworrenen Getöse und ihre Glieder schienen wie mit Blei gefüllt. Eine dumpfe Gleichgültigkeit kroch ihr kalt zum Herzen und sie verlor sich in vagen, unzusammenhängenden Gedanken. Und dann zerrannen plötzlich die Nebel — sie fühlte sich herabgelassen, sie fühlte sich angesehen und öffnete langsam die Augen. Es war Camillas Stimme, welche dicht neben ihr voll Schrecken flüsterte: „Prinzipessa! Heilige Madonna, sie ist gestorben!“ — aber es war nicht Camilla's Arm, der ihren Kopf hielt, noch Camilla's Antlitz, welches sich über sie neigte.

„Sie lebt, beruhigen Sie sich Frau! — Seht eine Welt um einen Tropfen Wein!“

Es war die Sakristei oder sonst eine dumpfe, grabähnliche Vorhalle, in welcher Fürstin Elena auf den Steinfließen liegend, wieder zu sich kam und mit Entsetzen gewahr wurde, daß es della Rocca sei, der sie stützte.

In jähem Schreck richtete sie sich auf, stieß ihn zurück und sprang auf die Füße. Noch halb besinnungslos, mit der einen Hand den schwarzen, venetianischen Schleier zusammenfassend, die andere in zürnender Abwehr ausgestreckt, stand sie totenblaß mit flammenden Augen da.

Della Rocca hatte sich ebenfalls erhoben.

„Fürstin, kommen Sie zu sich!“ — sagte er beruhigend, „weßhalb sehen Sie mich an, wie den Bösen, während ich mir einbilde, daß es was schönes sei um einen Schutzengel, und daß ich, trotz meiner Körperfülle, ein Paare unsichtbare kleine Flügel auf dem Rücken trage und berufen sei, Sie und Ihr Haus vor allerhand Gefahren zu behüten, welche Sie noch nicht ahnen.“

„O — fort! fort!“ — stammelte sie, mit der Hand winkend.

Er lächelte gutmütig.

„Was habe ich Ihnen gethan?“ — frug er, „ich habe Sie, da Sie ohnmächtig wurden, vor den Blicken der gaffenden Gemeinde gerettet, ich habe Sie gegen nicht weniger denn drei mitleidige Priester, welche herbeistürzten, erfolgreich verteidigt und ich habe dem Munde ihrer Kammerfrau den Ausruf entlockt: Sie sind ein Engel, Signor! . . . und nun stehen Sie vor mir, wie eine zürnende Diana!“

Fürstin Elena verbarg ihre Augen in der Hand — heiße Tropfen fielen zwischen den Fingern herab. Sie konnte noch nicht reden — aber ihr starker Wille erzwang die Fähigkeit zu gehen. Sie winkte Camilla, ihr den Arm zu geben und verließ mit dieser, ohne sich umzusehen, durch ein Pfortchen, welches der Messner offen hielt, die Kirche.

Der Duca folgte ihnen nicht.

Schweigend gingen die beiden Frauen die Straße herab. Endlich sagte Camilla leise:

„Lehne dich die Principeßsa nur fest auf meinen Arm.“ . . .

„Wie kam es, Camilla?“ — rief Elena plötzlich auf-fahrend.

„Wie der Duca Ihnen sagte, Fürstin.“

„Und er — er hat mich in jenes Gewölbe getragen?“

„Wie ein Kind!“ — berichtete die Kammerfrau „ich hätte nie gedacht, daß ein Signor Kräfte haben kann, wie ein Torero.“

Elena sagte nichts mehr.

Als sie angekommen waren, begab sie sich sogleich in ihr Schlafzimmer. Hier legte sie sich auf eine Ottomane und schloß erschöpft die brennenden Augen. O, weshalb mußte ihr das geschehen — gerade ihr, die sich mit herber Zurückweisung von jedem fern hielt, der sich ihr huldigend nahte . . . die weder Tanz, noch Spiel, noch Zärtlichkeit kannte.

Und inmitten ihres heißen, schmerzvollen Unmutes fiel es ihr ein, daß sie ihn ohne Dank stehen ließ, und sie ertappte sich darauf, daß sie Reue empfand. Eine unbe-zwingliche Sehnsucht, ihre Undankbarkeit gut zu machen, kämpfte mit der wachsenden Bestürzung. Sie war sehr müde. Ihre gesunde Natur verlangte danach, die Störung durch Schlaf auszugleichen — aber sie rang gegen den Schlaf. Sie fürchtete sich vor ihren Träumen — sie wollte ihn nicht wiedersehen.

Als Elena dann in die Bibliothek kam, wo Romano saß und schrieb, frug er sie beunruhigt, ob ihr etwas fehle. Sie war so bleich und sah so verstört aus, daß es ihm auffiel.

Die Gräfin Carielli machte sich noch am selben Tage daran, den Palazzo Nvarra zu stürmen und ihre Nichte

zu entführen. Eine Reihe kleiner Festlichkeiten, die schließlich mit der Reise nach Frankreich und der Hochzeit enden sollten, stand in Aussicht.

Unter anderen Umständen hätte Fürst Andrea seine Einwilligung schwerlich gegeben, allein er war jetzt ausschließlich von einem Gedanken in Anspruch genommen, und überdem erschien es ihm wünschenswert, daß seine Enkelin grade jetzt ein wenig entfernt würde. Er glaubte bemerkt zu haben, daß sein junger Chronikschreiber ihre Sympathie in so hohem Maße erweckt habe, wie dies bisher noch nie bei ihr der Fall gewesen war. Mit jedem Tage verlor ihr Benehmen gegen ihn mehr von der souveränen Herablassung und begann eine freundschaftliche Färbung anzunehmen, welche den Fürsten beunruhigte.

„Ich glaube nicht an seine niedere Herkunft,“ — sagte er zu sich selber, „aber ehe ich nicht den Beweis in Händen habe, daß er der Sohn des Mannes ist, dem er gleicht, darf ich keine Intimität gestatten. Später aber“ — und vor der Seele des Greises stieg ein kühnes Lustschloß auf. —

Armer Romano! — Nein, vielmehr reicher Romano . . . denn jetzt liegt es nur an Dir! — Fürst Andrea wird den Beweis nie in Händen haben . . . wenn Du aber ohne diesen, Du selbst, der Namenlose, der Hirtenknabe, ihn bezwingst, Dir alles das zu bieten, was er Dir bieten würde, sobald er wüßte, Du seist ein Zweig aus edlem Geschlecht — dann brauchst Du vor der schönen, stolzen Dame nicht mehr seufzend den Blick zu senken.

Die Gräfin erlangte daher zu ihrem Erstaunen ohne Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Reise nach Frankreich.

Da es ihr Großvater wünschte, fügte sich Elena dem Zwange, — aber es geschah mit Zittern, daß sie am selben Abend in den Salon der Cariellis trat.

Es war fast wieder dieselbe Gesellschaft wie zum Verlobungsfezt. — Elena erzählte dem freundlichen alten Duc de Scilles von Ettore's Reisebriefen, als ein Schatten über den Divan fiel und Duca della Rocca sich tief vor ihr verneigte.

„Eine Frage nach Ihrem Befinden, Principessa, wäre fast eine Beleidigung Ihrer blühenden Gesundheit . . . doch wüßte ich gern, wie Ihnen Ihre Andacht bekam. — Monsieur le Duc wird mich entschuldigen, daß ich mich so unceremoniell in dies tête-à-tête dränge, wenn er erfährt, in welcher kritischen Lage ich Sie zuletzt sah.“

Monsieur war, wie alle, so daran gewöhnt, dem Duca jeden Verstoß gegen die Etikette zu vergeben, daß er nur lächelnd auf einen Sessel deutete.

„Meine junge Freundin erwärmte mir soeben das Herz durch Beschreibung des hellenischen Himmels und der Ruinen von Akropolis.“

Doch Fürstin Elena war verstummt.

„Nun?“ — sagte der Duca, indem er sich so wuchtig hinsetzte, daß der Sessel knackte — „ich bitte, so zu thun, als sei ich Luft.“

Hierüber lachte de Scilles herzlich.

„Teure Fürstin,“ — sagte der Duca heiter, „ich trage keine Waffe bei mir, da mir die Absicht, Sie zu morden, sehr fern liegt. — Weßhalb also dieser strenge Blick, welcher nur verborgene Angst bedeutet?“

„Ich bin mir desselben nicht bewußt.“

„Auch keines Zitterns in der Stimme? — Gestehen Sie mir doch, was hat man Ihnen über mich erzählt? — Wissen Sie es schon, daß ich es war, der in Spanien aus den Köpfen der gefangenen Guerreros ein Ragout=fin kochen ließ?“ —

„Davon hörte ich nichts.“

„Dann weiß ich nicht, weshalb Sie ein solches Grauen vor mir fühlen! — Sehen Sie, ich will den Nimbus löwenhafter Furchterlichkeit, mit dem ich mich vermittelst meines wilden Haupthaars umgebe, vollends zerstören und Ihnen sagen, welch ein freundlich kleiner Knabe ich im Grunde bin. Harmlos wie eine Fliege. Scheuchen Sie doch diese gute blaue Fliege nicht durch einen zornigen Blick von Ihrer Seite. Sie thut Ihnen gar nichts. Bilden Sie sich ein, ich sei ein alter Rater, der seinen Rücken an Ihrem Füßchen streicht und Sie dankbar anblinzelt.“

Ein schwaches Lächeln flog wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht. Sie sah den Duc de Seilles an, als wolle sie ihn fragen, was er denke — doch derselbe kam nicht zu Wort.

„Wann werde ich Ihr Grauen völlig besiegt haben? ... sehen Sie dort jenes Gemälde an ... können Sie unterscheiden? Es stellt einen achtzigjährigen Patriarchen vor, der unter einem Olivenbanne sitzt und seinen Ur=enkeln Nüsse aufknackt. Mein Freund Carielli hat mir schon gesagt, daß er mir dies Bild hinterläßt ... (der Himmel erhalte ihn noch lange!) Solch ein Patriarch gedanke auch ich zu werden. Es ist die Endhoffnung meines Lebens. — In Spanien wollte mich das Volk einst zum

Könige machen ... ich war sehr populär, müssen Sie wissen. Ich lehnte die Würde bescheiden ab, — denn, Fürstin, ich bin bescheiden wie ein sittsames Klosterfräulein — Nun, die braven Espannoles nannten mich schon im! voraus Ercole den Friedlichen. Darf Ercole der Friedliche Ihnen jetzt die Hand küssen und Ihnen Lebewohl wünschen?"

Sie verlassen die Gesellschaft?" — frng der Duc de Seilles.

„Ich reise morgen früh nach der Roccana ... o, schauen Sie, wie die Fürstin aufatmet! ... das war der erste freudige Blick!"

Er stand vor ihr, nahm ihre Hand in seine beiden, als wäre sie ein Kind und er ein alter Mann.

„Sehen Sie, Principeffa, Sie haben die fette blaue Fliege doch verschluckt! — Noch vor einer Stunde fiel es mir nicht ein, mich auf das Erbe meiner Väter zu flüchten, welches ich seit meinen Knabenjahren nicht wieder sah."

„Ich bilde mir nicht ein, Ihren Entschluß hervorzurufen zu haben!" — sagte sie leise.

„Doch! Sie und Sie allein! — Nun leben Sie wohl ... wer weiß, ob wir uns wiedersehen. Lassen Sie mir diese kleine Hand nur noch einen Augenblick. Es wird Ihrem künftigen Gatten keinen Eintrag thun, gönnten Sie dem alten Duca ein gutes Wort. — Ich gehe jetzt um als zweiter Giucinnatus meinen Kohl selber zu pflanzen und meine Unterthanen zu beglücken. Der Himmel segne Sie! — Ihr Anblick ist mir eine rührende Erquickung gewesen."

Er küßte ihre Hand — und ging.

„Auf die Roccana!“ — sagte de Seilles, sich die Hände reibend, „glaube ihm kein Wort! — Wahrscheinlich sind ihm die Sessel nicht bequem oder die Hitze wurde ihm zu arg.“

Der Duca war indessen aus dem Salon in das Wohnzimmer getreten. Hier ließ er sich von einem seiner Diener den Mantel umlegen, der andere sprang schon die Stufen herab, rief den Kutscher und öffnete, als der Wagen vorfuhr, den Schlag. Dann als sich der Duca, ächzend über die Anstrengung, faul wie ein Bär, in die Polster warf, sprangen beide Bediente hinten am Wagen auf, der Kutscher zog die Zügel an und die stattliche Karosse mit Vorreiter und Laternen führte den behäbigen Gebieter in brausendem Trab durch die Straßen.

„Halt!“ — rief er plötzlich. Seine Dienstleute mußten diesen Kommandoruf kennen — der Wagen hielt im Augenblick.

„Ich will zu Fuß gehen!“ sagte der Duca und sprang auf's Pflaster.

Bald darauf ging derselbe phlegmatische Bravado mit so raschen, energischen Schritten auf dem Trottoir hin, daß alle seine Freunde sich gewundert haben würden. Er zog den Hut in die Stirn, blieb plötzlich stehen und ballte die Faust. „Fort!“ — sagte er — „ich will Dich nicht sehen!“
Was sah er?

Etwa eine verlassenere Straße des alten Neapel und auf dem mit Gras bewachsenen Pflaster zwei Kavaliere mit gezogenen Degen?

Das wäre freilich ein seltsames Bild für die Erinnerung eines Mannes, den sie Ercole den Friedfertigen nannten.

Wer jetzt vorüberginge, könnte ihn mit den Zähnen knirschen hören.

„Willst Du mir das Steuerruder jetzt aus der Hand winden, Du dunkle, feindliche Macht, die mir seit ich lebe drohend gegenübersteht? — Ich liebe dieses Mädchen und das wird, wenn ich nicht fliehe, mein Verderben, denn es raubt mir die Kaltblütigkeit. — Und doch . . . vielleicht triumphiere ich noch einmal über Dich, Du mein finst'rer Doppelgänger, Du hohnlachendes Schicksal!“

XLII.

Es gibt Tage in unserem Leben, an denen alles Unglück zusammenkommt und kleine Widerwärtigkeiten, Trauerbotschaften und Unfälle eine Kette bilden, welche, Ring an Ring schließend, vom Morgen bis zum Abend reicht!

Als Elena am nächsten Morgen erwachte, hatte sie eine dumpfe Vorahnung davon, daß der heutige Tag nur Trübes bringen könne. Auf jeder Kleinigkeit ruhte Unfegen. Als sie in das Zimmer ihres Bruders Ettore trat, wo sie jeden Abend eigenhändig die Fenster zu schließen und seine Vögel zu versorgen pflegte, sah sie mit Schrecken, daß sie dies gestern zu thun vergaß und daß eine Kaze oder Marder ein Blutbad unter den gefiederten, exotischen Sängern angerichtet hatte. Sie brach in Thränen aus

und starrte auf die Blutflecken und die bunten, am Boden zerstreuten Federn.

„Principessa,“ sagte Camillas Stimme in der Thüre, „hier ist ein Brief . . .“

Ein Brief aus Athen — in fremder Handschrift, was soll das heißen? — Sie riß auf, las und eilte sodann, alles Andere vergessend, nach den Zimmern des Fürsten. Dieser war es nicht gewohnt, seine Enkelin zu solcher Zeit, in solcher Eile eintreten zu sehen.

„Was gibts?“ frug er.

„Großvater . . . oh, zürnen Sie nicht! — Ettore ist sehr krank!“

„So! Schreibt er selbst?“

„Nein, es ist der Arzt, welcher mir schreibt. Ich bin in Sorge . . .“

Sie wagte es nicht zu sagen, in wie großer Sorge — aber dieselbe trat zu Tage in der plötzlichen Bitte:

„Oh, Großvater . . . lassen Sie mich zu ihm reisen! Er wird vor Sehnsucht sterben!“

„Thorheit! — Du kannst nicht allein nach Athen reisen.“

„Dann gestatten Sie doch, daß Alféo mich begleite!“

Aber auch hiervon wollte Fürst Andrea anfangs nichts wissen. Als er aber dann den Brief des Doktors gelesen hatte, runzelte er die Stirn, sprach einige harte Worte über unmündige Knaben, die auf St. Georgs Abenteuer ausgehen und von einem Zuglöstchen umgeblasen werden, beschloß aber zuletzt, Alféo nach Athen zu schicken. Dies war besser, als nichts, und Elena eilte sogleich nach dem Flügel, in welchem Prinz Alféo seine Zimmer hatte und

wo er Freunde empfangen konnte, ohne daß dies im übrigen Schlosse eine Störung hervorrief. Fürstin Elena betrat fast nie diesen Flügel und so heimisch sie in Ettore's Gemächern war, so fremd blieb ihr Alféo's Wohnung. Als sie jetzt die schwere Bogenthüre öffnete und den langen Gang herabging, zögerte sie und öffnete nur langsam die Thüre. Aber Alféo war schon aufgestanden, d. h. er lag in einem hellblauscidenen Schlafrock auf seinem Ruhebett mitten im Zimmer, schlürfte eine Tasse Chokolade und las, noch halb schlaftrunken, eine Novelle. Sein goldener Lockenkopf, sein schönes, liebenswürdiges Gesicht, seine weiche, schlanke Gestalt hob sich wie ein anmutiges Märchenbild vom purpurroten Samt des Divans. So, den Kopf auf die Hand gestützt, mit den Fingern in den Locken spielend, die andere Hand auf dem Buche, lag er da. Von Zeit zu Zeit hob er, ohne die Augen vom Buche zu wenden, die Hand, gähnte, griff nach der Tasse und trank. Vor ihm aber stand unbeweglich, den Kopf ein wenig gesenkt, Camilla und hielt das silberne Präsentierbrett, auf welchem die Tasse und ein Teller mit Biskuits standen. Jetzt gewahrte sie die junge Fürstin, welche befremdet in der Thüre stehen blieb, ihr Gesicht wurde aschfahl — sie setzte hastig das Brett hin.

„Alféo,“ sagte seine Schwester verwundert, „hast Du keinen Diener? — Seit wann läßt Du Dich beim Colazione von meiner Kammerfrau bedienen?“

Alféo erhob die schläfrigen Augen von seinem Buche, sie ruhten in unstatem Erstaunen auf der Erscheinung seiner Schwester. Ehe er etwas sagen konnte, murmelte Camilla unterwürfig:

„Verzeihung, Principessa! — Ich hatte dem Koch das Brett abgenommen, und ich dachte“ — der Rest verlor sich in unverständlichem Geflüster. Sie verließ das Zimmer, — nicht schnell genug, um nicht noch Alféos, halb von Gähnen erstickte Worte zu hören:

„Ich — Camilla! — das gefällt mir! Ich wäre Dir sehr dankbar, Schwester, untersagtest Du ihr diese Samariterdienste. — Sie ist ein trauriger Anblick mit ihrer Armenfündermiene, gleich so am frühen Morgen, . . . wirklich, es fällt auf die Nerven!“

Der Ausruf ward von Gähnen begleitet.

Alféo warf sein Buch hin und erhob sich vom Divan. Er dehnte und streckte sich, behauptete, er habe nicht ausgeschlafen, und sagte, das Leben sei keinen Heller wert.

Fünf Minuten später war er wie umgewandelt. Die Nachricht, Fürst Andrea wolle ihn nach Athen schicken, goß Feuer in seine Adern.

„Ah — bravo! bravo! — Elena, sorge Dich um nichts! Ich thue Alles. Ich reise hin — ich wickle ihn in Baumwolle — auf meinen Armen trage ich ihn übers Meer. Natürlich! — Cielo — wo ist meine Glocke? — Ich klinge nach meinem Sklaven. Geh, Elena, ich bitte Dich . . . in fünf Minuten bin ich beim Großvater!“

Sie verließ das Zimmer und kehrte in ihre Gemächer zurück.

Oh, wenn er gestattete, daß sie mitreiste! — Aber er wird das nie gestatten!

Sie saß allein in ihrem Zimmer und suchte sich zu fassen. Heute war das nicht leicht. In die Sorge um den kranken Bruder mischte sich jene bauge, müde Hoffnungs-

losigkeit, welche ihr Herz seit gestern Abend erfüllte. Immer wieder sah sie das bronzefarbene, kühne Antlitz mit der marmorweißen Stirn, den mächtigen dunklen Haarwellen darüber — den Löwenkopf, dem es nie gelingen wird die Hammellarve vorzulegen!

Sie sprang angstvoll auf und eilte in die Bibliothek. — Sie wollte vor ihren eigenen Gedanken fliehen! — Wie konnte sie, Elena Nvarra, ihre Phantasie mit dem Bilde eines Mannes beflecken, der auf dieser Welt keinen andern Ruhm hatte, als den des besten Weinkenners? Scham und Verwirrung stritten in ihr mit dem Gedanken: und ich danke ihm nicht! Er ist nun fort, für immer.“

In der Bibliothek pflegte Romano um diese Zeit zu arbeiten — heute war sein Platz am runden Tisch leer. Was sollte das bedeuten? Ist er krank? — Sie fühlte für ihn eine warme, schweesterliche Teilnahme, und dieselbe ließ sie nicht ruhen. Sie suchte Gaspardo, den Hofmeister, auf und frug ihn, ob der Signor schon herabgekommen sei?

„Principeffa, der junge Mann ist heute früh um fünf, wie jeden Morgen, spazieren gegangen — jedoch ist er nicht wie sonst um sieben zurückgekehrt.“

„Ging der Fürst mit ihm spazieren?“ frug sie schnell.

„Nein, Altezza ist heute noch nicht ausgegangen.“

Sie kehrte in die Bibliothek zurück, setzte sich hier an den Tisch, nahm mechanisch bald dieses, bald jenes in die Hand, blätterte in der Chronik und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Aber dieselben glitten traumhaft durcheinander, sie wußte es, sie fühlte es, in diesem Tage ruhte noch eine schwere Stunde, und dieselbe wird kommen, ehe die Sonne sich neigt.

Es verging lange Zeit, endlich legte jemand die Hand an die Klinke. War es Romano? — Fürstin Elena sprang auf, eilte einige Schritte vorwärts und blieb dann erwartungsvoll stehen.

Fürst Andrea war es, der langsam ins Zimmer trat.

Der harte Mann, welcher mit leichtem Stirnrunzeln die Nachricht vernahm, Ettore schwebte zwischen Tod und Leben, der richtende Familienälteste, welcher im Geiste bereits oft den ersten Enkel aus der Familie schied — er stand wie gebrochen neben dem Unglück eines namenlosen Fremden. Seine Lippen zitterten, seine mächtige Patriarchengestalt schwankte.

„Großvater! Was ist geschehen!“ rief Elena erblassend.

„Il Romano ist verhaftet worden!“ versetzte er.

„Verhaftet!“ wiederholte sie tonlos.

„— und staatsgefährlicher Agitation angeklagt. Coraggio ist überall konfisziert worden,“ fuhr er fort. Mächtig kehrte wieder Leben in sein Gesicht zurück, die Hornesader schwell auf der hohen Stirn.

„Ich sah das kommen . . . Das ist die Antwort, die Italien dem Knaben gibt, der ihm verkündigt, was die Zukunft bringen soll, der die Müden aufrichtet und die Trauernden tröstet. — Aber so ist es gewesen, seit die Welt steht. — Es gibt Dinge, die wir nicht hören können, weil sie die Wahrheit sind. Er hat sie alle ausgesprochen — er hat gepredigt wie ein Apostel . . . er wird enden, wie ein solcher!“

„Großvater, — was wird ihm geschehen?“

„Ich weiß es noch nicht . . . aber im besten Fall be-

zweifle ich, daß in Italien noch Raum für ihn sein wird. Und ich — ich bin machtlos. — Ich kann nichts thun.“

Er sank in einen Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. Fürstin Elena fühlte, daß dies alles zuviel war. Sie glitt plötzlich zu seinen Füßen nieder, lehnte den Kopf an sein Knie und brach in unaufhaltsame Thränen aus.

XLIII.

Alféos Reisedanken.

Mein Gewissen sagt mir, daß sie mich in Rom in Folge meines Verschwindens wohl schon unter die verlorenen Söhne rechnen und doch — ich kann nicht anders! — Vor mir die offenen Thore der Welt, hinter mir ein steinernes Gefängnis. Wäre es nicht Narrheit, umzukehren?

Dir, mein Lionardo, sollten wir uns je wiedersehen, seien diese Blätter gewidmet . . . die Bekenntnisse eines fahrenden Ritters, welcher die verschollene Geliebte suchte!

Als ich in Athen eintraf, fand ich meinen Bruder bereits wieder hergestellt und im Begriffe nach Rom zurückzukehren. Er reist sehr standesgemäß und komfortabel, mit einem Gefolge, welches aus dem Kurier, dem Kammerdiener und einem Arzt besteht. Ich erschien mir daher im Lichte einer nach Athen getragenen Gule und ließ ihn absegeln. Dann mietete ich mir einen Reisewagen, vier Pferde und

einen stattlichen Postillon. Auch bot sich mir ein junger Mensch als Diener an, welcher sich Drestes nannte und in seinem Leben bereits Offizier, Kamelführer, Barbier und Advokat gewesen zu sein vorgab. Geld hatte ich im Überfluß, was stand also einer Reise durch Homer's, Plato's, Solon's Heimat im Wege? — Man warnte mich vor Räubern, Engpässen und Flüssen, allein ich hörte nicht darauf. Die Reise ging vortrefflich. Es ist keine geringe Annehmlichkeit, einen Diener zu haben, der nicht nur unsere Schnallen putzt, sondern auch unsere Duellen ausfechten, unsere Zähne ausziehen, unsere Prozesse führen kann.

Es schlossen sich mir einige gelehrte Herren, Professoren irgend einer Universität, an, welche ebenfalls eine Reise in das Innere von Griechenland unternahmen und mein Herz mit bedächtigen Gesprächen über die Steinzeit wund rieben. Diese Maulwürfe sind auf die Idee gekommen, daß unter der Erde verborgene Schätze des Altertums liegen müssen.

Oh, über die Thoren! — Wenn der Himmel strahlt wie ein Diamant und unwiderstehliche Sehnsucht uns hineinzieht in die weite Natur — wer denkt dann daran, was unter der Erde liegt? . . . es sind die Gebeine der Toten. Laßt sie ruhen. — Einer dieser Räuze schenkte mir beim Abschied, thränenden Auges und opferfreudigen Sinnes, den Henkel einer Urne, welche, so war sein fester Glaube, dem guten Priamus gehört haben soll. — So schenkt ein Vater dem Sohn seinen Kriegsspeer.

Sene Expedition soll übrigens ebenso erfolglos geblieben sein, wie meine Weiterreise tragisch endete.

Eines Morgens erwache ich in einer schmutzigen, mir gänzlich unbekannten Stadt und entdecke — — — entdecke,

daß mein Siegeswagen, mein Dreßtes, mein Geld und mein Mantelsack verschwunden sind. — Spurlos verschwunden. Nichts war mir geblieben, als mein historischer Henkel und mein einnehmendes Außere. — Sogar die Reiskleider, welche der Heuchler abends zum Reinigen aus der Stube genommen, teilten das allgemeine Schicksal.

Lionardo! — In dieser Situation ward ich ein Held. Der Wirt, ein unbeschreiblicher Sohn Abrahams, der meine mißliche Lage einsah, gab mir gegen meinen goldnen Ring einen gelben Turban, der sicherlich schon bei dem Auszug der Kinder Israhel aus Egypten eine Rolle spielte, ferner erhielt ich einen glänzenden schwarzen Kaftan, in dessen Taschen er mir soviel getrocknete Feigen steckte, als hinein gingen. So zog ich von dannen in der Hoffnung, eine größere Stadt zu erlangen. Ich fühlte mich gegen alles gestählt, mein Herz war leicht wie eine Feder. Oh, was ist es erhebend, wirft der Mensch einmal den ganzen Ballast überflüssiger Stifetten=Artifel fort und geht frei durch das Leben.

Ich habe gebettelt, ich habe gehungert, ich habe gefroren und geschwitzt. Ich habe alle Qualen und alle Freuden heimatloser Pilger kennen gelernt. Ich habe das Entsetzen und das Mitleid der Bevölkerung erregt (wo Bevölkerung vorhanden war). Man hat mich mit Steinen geworfen, man hat mich unter Thränen beherbergt. Die schönen schmutzigen Händchen brauner Montenegrinerinnen haben meine blutenden Füße verbunden und die Hunde reicher, türkischer Bauernhöfe sind auf mich geheßt worden.

Und bei alledem, ohne Zukunft vor mir, ohne Brot und ohne Dach, war ich glücklich.

Ich hatte es schon aufgegeben, jemals eine größere Stadt zu erreichen. Manchmal siegte auch der hungernde Magen über den Geist. Dann saß ich auf einem Stein und grollte mit meinem Hengel:

„Du lügenhaftes Phantom! — Wie hältst Du Stich in dieser Stunde? — Was bist Du wert in der einsamen Wildnis, Du, von dem die gelehrten Narren behaupten, daß in Dir ein verborgener Schatz liege, der mit Gold kaum aufzuwiegen ist? Die süße Gewißheit, daß schon die Finger des guten Priamus Dich umflammerten? Ein Museum würde Hunderte für Deinen Besitz zahlen. Was aber gibt mir der biedere Landmann, in dessen Hütte ich bettelnd trete, für Dich? — Und wie würde er mich anstarren, gelänge es mir, ihm begreiflich zu machen, daß ich den Preis für Dich fordere, den Professor Orlandi mir zahlen würde.“

So philosophierte ich.

Es wäre unmöglich, hier alle meine Abenteuer zu beschreiben. Mir scheint jetzt, ich war jahrelang unterwegs.

Genug. Ich kam endlich in eine kleine Hafenstadt, fand ein Schiff, welches nach Venedig segelte, schmuggelte mich, auf die Gefahr hin, herausgeworfen zu werden, ein und langte nach einigen harten Gefechten mit dem erbosten Kapitän wirklich in der Lagunenstadt an.

Hier versuchte ich auf dem Konsulate die nötigen Schritte zu thun, um wieder in Verbindung mit meinem engeren Vaterland zu treten, allein niemand wollte an mein blaues Blut glauben, und es fehlte nicht viel, sie sperrten mich ins Irrenhaus.

Was sollte ich thun? — Hier waren keine gastfreien Hirten und keine Albaneserinnen, welche meine Füße verbanden. Hier in der großen Stadt wird der Obdachlose nicht mit Hunden gehekt — er wird, was schlimmer ist, ignoriert. Wie ich so in meinem Elend herumirre, legt dicht vor mir eine Gondel an und zwei Männer steigen aus. Ich sehe sie an, ich reibe mir die Augen — und dann falle ich Tosco dem Jüngeren um den Hals. Wahrlich — wir sind alle Brüder!

Ich glaube indessen nicht, daß er im ersten Augenblick sehr geschmeichelt war. — Der Andere war der Maler Saltelli . . . derselbe, der Verona's Bild malte, derselbe, der, den Stab in der Hand, sorglos in die Welt hinaus pilgerte.

„Wo ist der Thaliatempel? — Wo ist Barano? — Wo ist Verona Trevelli?“ frug ich atemlos. Man bedenke, daß diese Frage mir seit Wochen auf den Lippen brannte.

Sie erkannten mich endlich — erkannten mich durch meinen sadenscheinigen Kasten, durch meine verwilderte Chevelure, durch die Bronzefarbe, mit welcher die Sonne Griechenlands mich überzog. — Sie nahmen mich mit sich in eine Osteria, borgten mir Kleider und brachten mir Seife. Wir waren alle drei froh wie die Narren. Ich erfuhr, daß der Thaliatempel sich augenblicklich in Treviso befinde, daß Verona da sei, daß das Geschäft schlecht gehe. Mir war zu Mut, wie dem Wüstenpilger, der die Lase vor sich sieht. Am nächsten Tage brachen wir nach Treviso auf.

In einer kleinen Osteria, in einem engen Hofe stand der grünbedachte Wagen, das wandernde Haus. Auf der

steilen leiterartigen Treppe des Wagens saß ein Mädchen, flebte einen vergoldeten Papphelm zusammen und sang dazu wie eine Lerche. Das Haar wehte ihr wild um die Stirn, das rote Band, mit dem sie es aufgebunden hatte, war verblichen, ihr Peralkleidchen war eng und verschossen, ihr Gesicht schmal und blaß — aber um den trostigen Mund zuckte froher Übermut, jede Faser, jeder Nerv bebte vor Lebenslust, und als sie jetzt die Augen aufschlug — Himmel! Sie funkelten wie Kohlen.

Mein Erscheinen bereitete ihr einen großen Schreck. Im ersten Augenblicke glaubte sie, Bandon habe mich geschickt. Als sie erfuhr, wie ich hierher gekommen, wurde sie wieder ruhig, bald lachte sie mich aus, bald stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Endlich nahm sie mich an der Hand und führte mich zu Barano.

Mit diesem spinnenhaften, hungrigen Männchen habe ich mich lange unterhalten. Er war sehr geehrt durch mein Interesse am Thaliatempel und erzählte mir alle Schicksalsschläge, die ihn betroffen hatten. Augenblicklich ist die Truppe bis auf fünfzehn Personen zusammengeschrunpft. Sie ziehen von Stadt zu Stadt. Auf den Jahrmärkten, bei Volksfesten, als Nachfeier großer Prozessionen und Wallfahrten der Landleute führen sie ihre Pössen auf.

Verona ist die Seele des Ganzen und wird wie eine Herrin verehrt. Ihr gehorcht jeder und sie ermutigt, tyrannisiert und befiehlt mit nie ermüdendem Eifer. Sie spielt entzückend, doch ihre Couplets, die sie so keck vorträgt, füllen die Bretterbude am meisten.

Nun und ich? — Das mag der Himmel wissen, was

aus mir wird. Ich weiß es nicht. Hierbleiben kann ich nicht — fortgehen kann ich noch weniger. Vielleicht reißt unter dem Feuer ihrer Augen ein Entschluß.

XLIV.

Das Theater war klein — war in der That nur eine, in ein solches umgewandelte alte Scheune. Die Beleuchtung war miserabel. Das Publikum bestand aus Arbeitern, Landleuten, Soldaten und Handwerkern . . . aber die Stimme der Sängerin gehörte nicht hierher. Sie hätte jedem mit Gold und Marmor decorierten Konzertsaal Ehre gemacht. Hier in dieser Umgebung wirkte sie berauschend. Als Fischerknabe gekleidet, die kleine rote Kappe auf den krausen, braunen Locken, in blauer Bluse mit zurückgeschlagenem Kragen, barfuß, auf ein Ruder gestützt, stand Verona Trevelli auf der Bühne und sang die einfachen, allbekannten Fischerlieder, welche jeder ihr nachsingen konnte. Aber das wollten sie so. Sie legte in diese Lieder eine frische, aufjubelnde Kühnheit, daß man die Wellen emporspritzen sah und die Seeschwalbe kreischen hörte. Dann sprang sie von der Bühne weg ein übermütiger Bursche.

Unter den Zuschauern erhob sich ein junger Mann, bahnte sich leise einen Weg durch das stürmisch brüllende Publikum und ging, den Theaterzettel in der Hand, hinter

die Aulissen. Er kam gerade in dem Moment, als die Signorina Verona noch im Kostüm, purpurglühend, lachend wie ein Kobold, einem etwa fünfzehnjährigen Knaben eine Ohrfeige verabfolgte.

„Da, Beppo! — Setzt sei ein guter Junge und spiele, oder Du bekommst noch eine.“

Die Übrigen scharten sich in buntem Gedränge um diese Mittelgruppe . . . Da war Tosco in schwarzem Samt mit roter Hahnenfeder, da war Madame Zephire, eine Dame von nicht geringem Umfange, im Begriff als „komische Alte“ aufzutreten. Da war eine verhungert aussehende einstige Schönheit von vierzig Jahren, welche wie ein abgedanktes Paradiespferd mit stolz gebogenem Nacken und aufgeblasenen Rüstern im Pfluge ging und mit Hilfe einer blonden Perrücke, Watte und doppelter Schminke bisher Barano's Primadonna abgab . . . mager wie ein Skelett, aber voll „Racc“.

„Darf ich fragen,“ sagte jetzt der Fremde, den bisher niemand bemerkt hatte, und trat mit seinem Theaterzettel auf Tosco zu, „ob bei dieser Truppe ein gewisser Vernoni sich befindet?“

Verona drehte sich um und rief:

„Natürlich ist er hier!“

„Kann ich ihn sprechen?“

Sie sahen den Fragenden alle verwundert an. Er war ein schöner, schwächlicher Jüngling, ein wenig blaß, obwohl von der Sonne gebräunt, weiche, längliche Züge, weiches Haar, den ersten dunklen Flaum auf der Lippe. Er sah schüchtern und kindlich aus, und seine Brauen waren

fast beständig schmerzlich zusammengezogen, als läge das Leben wie ein Druck auf ihm.

In diesem Augenblick drehte sich ein junger Mann um, der bisher mit dem Maler Saltelli gesprochen hatte, - und rief:

„Ettore! . . . Du hier?“

Die Überraschung war auf beiden Seiten gleich groß. Prinz Ettore sah den Bruder starr an.

„Alféo,“ sagte er endlich, „hier lebst Du und läßt uns im Glauben, daß Du auf der Reise den Tod gefunden hast!“

„Eine so angenehme Illusion für den Fürsten, daß ich es nicht übers Herz bringe, sie zu zerstören. — Doch hier ist nicht der Ort zu Erklärungen — komm.“

Er zog ihn mit sich in die Nacht hinaus.

„Daß ich hier bin, ist doch nicht wunderbar — aber Du, — Du harmloser Knabe, verirrst Dich in die Abgründe der menschlichen Gesellschaft . . . Piccino, was würde der Großvater sagen?“

„Das ist meine Sache. Ich bin an schlimmeren Orten gewesen als hier,“ versetzte Ettore kalt. „Was Du darüber denkst, muß mir gleichgiltig sein.“

„Ich denke gar nichts,“ versetzte Prinz Alféo sorglos, „als daß Du vermutlich Geld hast und mir unter die Arme greifen kannst. Ich lebe hier wie ein Schafal. Gib mir soviel, als Du entbehren kannst, Kleiner.“

„Um nach Rom zu reisen?“

„Natürlich!“

Ettore schwieg:

„Wohin reist Du?“ fuhr Alféo fort.

„Nach Tirol. Die Ärzte wünschen es.“

„Ja so, die Ärzte! . . . Wie beneidenswert Du bist, Bruder. — Reist Du wieder allein?“

„Vandron ist mit mir.“

„Per bacco!“ rief Alféo, „ist der alte Narr auf der Jagd nach Verona?“

„Das ist nicht meine Sache,“ versetzte Ettore achselzuckend, „lebewohl! Schicke mir den Mann Vernoni in den Gasthof. Ich wünsche ihn zu sprechen.“

„Halt, noch eins!“ rief Alféo, da sein Bruder gehen wollte, „wo ist Lionardo?“

„Lionardo?“

„Ja doch, mein Freund!“

„Ach so,“ versetzte Ettore bitter, „Du meinst den Mann, um desswillen Fürst Andrea seine Enkel verstoßen wird?“

„Ettore!“ rief Alféo lachend.

„Ich rede im Ernste. Oh, er paßt vortrefflich. Sage ich ein Wort gegen ihn?“

„Aber Du sprichst mit tragischer Bitterkeit. Lieber Kleiner, lerne von mir Selbstlosigkeit. Ich gönne dem Römer jeden Triumph.“

„Weshalb nicht?“ versetzte Ettore mit erstickter Stimme, „daß wir doch mehr solche Männer hätten! Aber daß aus den Gassen von Neapel, aus den Hirten und Räubern Kalabriens ein Mann aufstehen muß, den die Vorsehung vielleicht zum Reformator seines Volkes erkor . . . weil das Haus Nvarra nicht mehr im Stande ist, einen solchen hervorzubringen!“

„Es ist merkwürdig,“ sagte Alféo philosophierend, „um was sich Leute, denen es zu gut geht, Sorge machen! Und bei alledem weiß ich noch nicht, was aus Lionardo geworden ist.“

„Er ist verbannt.“

„Fort von Rom?“

„Ja,“ sagte Ettore.

„Das ist niederträchtig! — Lionardo liebte sein Rom, wie der Türke sein heiliges Grab, wie der Jude sein Zion, — und so wird ihm dies gelohnt.“

„Wahr,“ sagte Ettore, „jedoch ich muß gehen. Lebewohl.“

Die Vorstellung hatte indessen ihren Fortgang genommen, aber Verona saß im Vorsaal, ein Liedchen summend auf einer großen Tonne, die Schürze voll Konfetti, tapfer schmausend, als Alféo eintrat.

„Nun, Prinz Alféo, — welche Anziehungskraft besitzt der Thaliatempel für die erlauchte Familie Nvarra?“

Er trat neben sie. Mit diesen schelmischen Augen, diesem wirren Haar sah sie hübsch aus, wie eine kleine Hexe. Alféo beugte sich plötzlich herab und nahm von diesen frischen roten Lippen den ersten Kuß. Sie schmolzte ein wenig, lachte schließlich und scheuchte ihn mit ihrer kleinen Hand zurück.

„Ich kann Ihnen nicht zürnen, Prinz Alféo, denn Sie meinen es gut mit uns, . . . jetzt sagen Sie mir, kam Ihr Bruder um Sie abzuholen?“

„Nun, und wie, wenn er die Absicht hat, würden Sie um mich weinen?“

„Närrische Frage! — Da kommt der Direttore — ich muß fort.“

Am nächsten Morgen, als Verona in ihrem kleinen, ärmlichen Mansardenstübchen saß und, die Füße auf den Tisch gestemmt, ein Kissen unter dem Kopf mit lässiger Grazie in einem Rollenheft blätterte, öffnete sich plötzlich die Thüre und Wandron trat ein. Das junge Mädchen erschrak, daß ihr das Blut aus den Wangen wich. Sie sprang auf, sie wich vor ihm zurück und flüsterte, die Hände aufs Herz drückend: „Der Maëstro!“

In ihrem wilden kleinen Herzen erhob sich ein Auf-
ruhr, sie starrte ihn an, wie das verfolgte Wild den Jäger, der sich, das Fangmesser in der Hand, über den Ereilten beugt — dann aber sah sie in dem sympathischen, gütigen Gesicht ihres Pfllegevaters Sorgenfurchen, die sie früher nicht sah, und silberweiße Haare an den Schläfen, die sie früher nicht kannte — und in ihren Gedanken ging ein Umschwung vor sich, eine heiße Reue, die alte verehrende Liebe erwachte, sie fiel vor ihm nieder, ergriff seine Hand und rief leidenschaftlich:

„Maëstro, vergebt mir, ich habe Euch Kummer gemacht!“

Er hob sie auf — ein Hoffnungsstrahl glänzte in seinen Augen.

„Armes Kind!“ — sagte er sanft.

„Seid Ihr gekommen, mich fortzuholen?“ — frug sie tonlos, „ich werde Euch gehorchen — aber Ihr tötet mich.“

„Verona — ist dies wahr? —“

„Ich bin die Tochter meines Vaters — hier lebte er, hier ist meine Heimat . . . Ihr wißt dies, Maëstro!“ --

sagte sie schluchzend. „Ich habe Euch zu sehr geliebt, um Euch zu widersprechen, aber — aber — es war sehr schwer!“

„Verona, ich that, was mein Gewissen mir gebot. Du konntest nicht hierbleiben.“

„Und jetzt?“ — frag sie zitternd.

Vandron ließ ihre Hand los. Er ging an's Fenster und blickte hinaus. Als er wiederkehrte, war sein Gesicht ruhig.

„Weine nicht und fürchte mich nicht, Kind! — Gehe Deinen Weg . . . ich werde Dich nicht zwingen, Deinem Berufe zu entsagen — aber ich will Dir, ehe ich Dich verlasse, eine kleine Begebenheit erzählen, die einst über mein Leben entschied. — Ich war ein blutjunger, lebenslustiger Bildhauer, als ich zuerst nach Rom kam. Mit dem ganzen Schwarm meiner Freunde lebte ich gedankenlos und vergnügungsfüchtig in den Tag hinein. Zum Künstlerleben, so meinte ich, gehöre ein gewisser schrankenloser Leichtsinnsinn, der die steifen Formen der Etikette durchbricht. Da ward ich eines Abend auf der Straße überfallen, verwundet und beraubt. Mitleidige Klosterbrüder fanden mich und trugen mich in ihr Haus. Hier lag ich lange in enger Zelle. Täglich besuchte mich ein junger Mönch, den sie Fra Dratio nannten. Später erfuhr ich, daß er ein naher Verwandter der Uvarra sei. Wir wurden sehr gute Freunde. Angesichts des Todes und dieser wunderbar geläuterten Persönlichkeit, erschien mir mein bisheriges Leben in einem sehr üblen Licht. Ich erkannte Gott in seiner Heiligkeit und mich in meiner Schlechtigkeit. „Fra Dratio“ — sprach ich zu dem Mönche, „ich sehe jetzt die

Sünde meiner Lebensart ein. Ich will den Bildhauerberuf aufgeben und Kaufmann werden!"

Fra Dratio sah mich ernst an. „Und wer hindert Dich, mit Gottes allmächtigem Beistand ein geachteter Bildhauer zu werden, dessen Leben rein, dessen Herz gottgetreu bleibt? — Denkst Du, Bruder, Gott gab Dir Dein Pfund, damit Du es vergrabeest? — Nein, sondern damit Du es brauchst zu Seines Namens Ehre! Hier wende Kraft und Ehrgeiz an, hierauf richte Deine Gedanken und Deine Gebete, so wird Er, ohne den wir nichts thun können, sich durch Dich verherrlichen!" — So sprach Fra Dratio. Du siehst, bis zur Stunde vergaß ich seine Worte nicht. Sie sind mir ein Sporn gewesen durch Jahre des Ringens. Als ich zum erstenmal wieder zum Meißel griff, erfaßte mich ein Bangen. Ich kniete nieder und rief Gott um seinen Segen an. Und ich blieb ein Bildhauer. Verona, ich blieb auch ein schwacher Mensch. Der Helldemonismus eines Dratio unterschätzte die Macht der Versuchung. Aber mein Wille war redlich und ich sah ein hohes helles Ziel vor Augen, dem ich zustrebte. Und die Worte dieses Mannes, der im Verborgenen wirkt und Wunder thut an den menschlichen Herzen, — ich gebe sie Dir! Mögen sie auch an Dir ihre Kraft beweisen und weiter arbeiten!"

Er unterbrach sich. Das Mädchen war neben ihn getreten, sie lehnte den Kopf an seine Schulter — sie schmiegte und bewegte sich nicht.

„Hast Du mich verstanden, Verona?"

„Laß mich nachdenken, Maestro!" — murmelte sie.

„Nun wohl, Gott hat mich zum Wächter über Deine Seele, Deine Ehre, Dein Leben gesetzt, und ich will, daß

Du mir nie sagen darfst, ich sei ein fahrlässiger Hüter gewesen! — Bleibe in Deinem Beruf — aber werde ein Stern am Kunsthimmel!“

Sie beugte sich herab, ergriff seine Hand und küßte dieselbe:

„Ich danke Euch Maestro! — Ihr habt recht. — Ich werde Eure Worte beherzigen. Ihr sollt Euch nie schämen müssen, mich Eure Tochter zu nennen!“

Und Verona hielt Wort. — Keck, ungebunden und übermütig wie sie war, hielt sie doch Wort.

Il Romano.

Dritter Band.

Der Roman.

Roman

VON

Ursula Borge von Mantouffell,

Verfasserin von „Seraphine“.

Dritter Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Böhme.

1882.

XLV.

Die sandige Landstraße entlang ging ein Wanderer, den die große gelbe, von Paris kommende Postkutsche kürzlich an der Auberge eines kleinen normannisch-picardischen Städtchens abgesetzt hatte.

Der Wirt hatte den Fremden wohl mit unverhohlener Neugierde betrachtet, dann beschrieb er ihm den Weg nach dem Chateau und versprach, ihm sein Gepäck nachzuschicken.

Da geht er jetzt — allein, fremd, mit jener unaussprechlichen Trauer im Herzen, welche nur der Ausgestoßene kennt. Da geht er hin unter einem blassen Himmel, durch eine reizlose Landschaft — er weiß es selbst kaum wohin! Und was kommt darauf an? Um sein Leben, um seine Stellung grämt er sich nicht, die souveräne Gleichgültigkeit, die schon den Knaben charakterisierte, ist ihm immer noch eigen — die Gleichgültigkeit gegen die Glücksgüter dieser Erde. Er war denen, die ihm den Weg zu einem Auskommen öffneten, dankbar, aber sein Herz verlangte nach etwas anderem, seine Gedanken sehnten und strebten einem andern Ziele zu.

Die Cariellis hatten ihm Briefe an den Duc de Seilles mitgegeben, zur Zeit in Paris, und dieser gefällige Mann pries sich glücklich, daß er zwei Personen zufriedenstellen

könne, den jungen Römer und einen Freund, der einen Lehrer und Gefährten für seinen Neffen suchte. Der junge Mann sollte, so wurde besonders gewünscht, des Italiens mächtig sein, um mit den Damen des Hauses den Dante, Petrarca und Tasso zu lesen. Der Duc rieb sich die Hände, gratulierte — denn der Gehalt war brillant — und Romano reiste ab. Er dachte an dies alles zurück, aber es gewährte ihm keinen Trost, es nahm die nagende Bitterkeit nicht aus seinem Herzen.

Die Gegend wurde walddreich und hügelig. Da der Abend nahte, begegneten ihm viele Landleute, die ihr Vieh heimwärts trieben. Die Männer, blonde, ernste, kräftige Gestalten, welche ihre celtisch-bretonische Abkunft nicht verleugneten, Bäuerinnen in weißen Hauben, mit runden Holzschuhen an den Füßen, zogen an ihm vorüber und sahen den schlanken, sonnengebräunten Mann neugierig an. Einsam, wie einst durch die Straßen von Neapel, ging er hindurch und verlor sich in seine Gedanken. Eine schattige Allee uralter Kastanien, die von der Landstraße abführte, nahm ihn jetzt auf. Man blickte wie in ein dämmerndes Gewölbe hinein, am andern Ende funkelte und stieg ein Springbrunnen im Abendsonnenschein. Als Romano aus der Allee trat, rauschte die Fontäne aus der Mitte eines grünen Rasenplatzes, und dahinter, wie verschleiert vom violett-roten Wasserstaub, leuchtete die Front des Schlosses.

Er war am Ziel, und er blieb einen Augenblick stehen und sah sich, tief aufatmend, um.

Das Chateau stand in seinen prächtigen Gärten wie ein Edelstein in kostbarer Fassung. Es lehnte sich an einen bewaldeten Höhenzug und erhob seine stolze Frontseite

gebieterisch über die in altfranzösischem Geschmack angelegten Blumenteppeiche, geschorenen Tagushecken, blauen Wasserspiegel und steinernen Gruppen.

Orangenbäume in riesigen grünen Kübeln bildeten rechts und links von der breiten, flachen Freitreppe grüne Mauern, in deren Nischen Marmorgestalten standen. Blumenarabesken in Sternmustern und Buchstabenform waren zierlich in Rasenrondels und Kiesplätze gefügt. Ueberall hoben Fontänen ihre Wasserarme in die Luft und besprengten die blauen Vergißmelnicht, die in dicken Kränzen um die Bassins blühten. Solche Gärten brachten Louis XIII. und Louis XIV. in Mode, und in solchen Garten gehört der Cavalier in altfranzösischer Hoftracht und die Dame in lichtblauer Atlasrobe mit der Watteauaufalte im Rücken, das hochfriezte, gepuderte Haar mit einem spitzen Federhütchen überkrönt!

Romano stieg die Stufen der Freitreppe hinauf, als sich oben die Thür öffnete und eine Dame heraustrat . . . eine so vollendete Marquisenerscheinung, daß der Gekommene stehen blieb und seine Gedanken sammeln mußte. Sie war stolz und erhaben und dabei so zauberhaft lieblich. Man sah es, sie war die Herrin des Schlosses, und doch errötete sie so mädchenhaft, doch stand sie einen Augenblick fast schüchtern da.

„Sind Sie der junge Mann, den wir aus Paris erwarten?“ frug sie, halb lächelnd, halb unschlüssig.

„Ja, Madame,“ versetzte er sich verneigend, während sein Herz anfang zu klopfen — stürmisch — stürmisch.

„Dann seien Sie mir willkommen, Herr . . . verzeihen Sie, ich kann mich eben nicht recht besinnen. . .“

„Lionardo il Romano,“ sagte er leise.

Die schöne Frau stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus.

„Was?“ rief sie und kam ihm eine Stufe entgegen.

Er ergriff die dargereichte Hand und drückte dieselbe an seine Lippen.

„Zu Ihnen, Madame, zu Ihnen! Ich wußte das nicht, ich hatte das nicht bedacht. . .“

Marquise de Verme blickte ihn an als traue sie ihren Augen nicht.

„Lionardo!“ sagte sie plötzlich. Sie war wieder in Rom, die Orangen duften, die Magnolien blühen und der arme, stolze Knabe steht vor ihr und sieht sie an mit diesen brennenden Augen . . . und alles, was jene Zeit erfüllte, wird wieder lebendig in ihrer Erinnerung, — sie fühlt, daß ihr die Thränen in die Augen treten.

„Ja, Madame, Ihr Lionardo, der ewig Ihr Schuldner bleibt.“

„Still! — Kommen Sie mit mir, ich führe Sie zum Marquis. Kommen Sie . . . ich bin so überrascht und ich freue mich aufrichtig. Sie haben Rom . . . doch ich vergaß, de Seilles schrieb uns ja alles! Ich frug nur nicht nach dem Namen.“

Sie trat ins Schloß und Romano folgte ihr, verwirrt und aufgeregt. Es war eine Wohlthat, nach dem heißen Gange in diesen Vorfaal zu treten, in dem ein kühles Dämmerlicht waltete. Es fiel durch die Scheiben der gemalten bunten Glasfenster. Rechts und links blickte man durch hohe Glaswände in prächtige Palmengärten. Eine mit türkischen Teppichen und Blumen deforierte Treppe

führte hinauf in eine Rotunde, in welche hohe, kunstvoll gearbeitete Thüren mündeten.

Die Marquise öffnete eine derselben und sie betraten einen parkettierten Salon, auf dessen spiegelnder Diele zwei cremefarbene Windhunde spielten. Der Marquis kam den Eintretenden entgegen, er stutzte ein wenig, begriff sodann und reichte Romano liebenswürdig die Hand.

In der ländlichen Stille von Chateau La Verme, im Vollgenuß häuslichen Friedens und neuen Glückes, waren auch über seinem Haupte die Jahre hingegangen, als wären es Tage. Er war immer noch ein sehr schöner Mann, hoch, schlank, mit dem geistvollen Kopf, den das gepuderte Haar in reicher Fülle umgab. Er war prächtig gekleidet, der rotbraune Samt und die weißen, gefältesten Spitzen an Brust und Ärmeln standen ihm vortrefflich und harmonierten mit seiner vornehm=anmutigen Haltung.

„Hätten Sie uns vom Tage Ihrer Ankunft benachrichtigt, so wäre ein Wagen in Leonville gewesen, Sie abzuholen, Signor Romano. Es ist ein weiter Weg bis zum Chateau. Sehen Sie, hier kommt mein Nefte Eustace de Verme=Chatrys.“

Ein junger Mann von neunzehn Jahren, groß, lichtblond, mit offenen Zügen und klaren blauen Augen trat ein. Er war in grünem Jagdkostüm, hatte die Flinte auf dem Rücken und blieb an der Thür stehen mit einem Blick auf seine nassen Stiefeln.

„Ah, ma Tante . . . verzeihen Sie mir,“ sagte er lachend, „ich hörte, Signor il Romano sei gekommen!“

„Hier ist er, und Du thätest gut daran, ihm seine Zimmer zu zeigen, damit er ein wenig ausruhen kann.“

Der junge Nimrod faßte Romano's Hand in eine Faust, die sich wie Eisen um das schmale Gelenk des Stalieners schloß.

„*Allons!*“ sagte er und führte ihn von dannen.

Es war ein lebensfroher, knabenhafter Bursche voll ländlicher Passionen, unverdorben, offenherzig und gutmütig, mit dem das Schicksal Lionardo Romano hier gepaart hatte. Auf dem Wege zu dem Zimmer erzählte er seinem künftigen Studienkameraden seine heutigen Jagdabenteuer, seine Lebensgeschichte und seine Wünsche für die Zukunft. In erster Reihe stand hier eine Löwenjagd in Afrika und ein Preis bei einem deutschen Scheibenschießen. Er war der Sohn eines de Verme, der in der Revolution seinen Tod fand. Die Mutter erzog den Knaben bei ihren Eltern im Elsaß. Sie war eine Deutsche. Als sie vor etwa fünf Jahren starb, kam Eustace auf eine Schule nach Paris und verbrachte seine Ferien stets bei dem Vetter in der Picardie, so daß sich hier allmählich ein Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn gestaltete. Eustace liebte seinen Onkel über alles und verehrte jedes Wort aus dessen Munde wie einen Orakelspruch.

Alles dies erfuhr El Romano in der kurzen Zeit, die man braucht, um eine Treppe hinaufzusteigen, einen langen Gang herabzugehen und eine Thüre aufzuschließen.

Dann war er wieder allein in einem behaglichen Zimmer. Durch die grünen Salousien fächelte die Luft und trug balsamische Blumendüfte in das Gemach. Romano schnallte sein Felleisen auf, erquickte sich im frischen Wasser, wechselte die Reisekleidung und war eben fertig, als ein Diener eintrat und ihm Essen servierte. Auch öffnete sich

die Thüre des Nebenzimmers, der junge de Verme, welcher ebenfalls den Jagdstaub abgeschüttelt hatte, trat fröhlich ein und leistete Romano Gesellschaft.

„Also der Duc de Seilles hat Sie hergeschickt? Nun, er hat wohl daran gethan. Morgen zeige ich Ihnen alles — meine Pferde, meine Hunde, die Falken und die Hochmoore. Übermorgen studieren wir. Ich bin ein harter Kopf, Sie werden sich wundern, lieber Romano. Jereol de Seilles, mein Freund, wundert sich, daß ich keine Lust verspüre, Reisen zu machen. Er war jetzt in Rom, wissen Sie. Es ist so bildend, sagt er. Parbleu! Ich möchte wissen, ob ein guter Ritt nach dem Collosturm nicht bildender ist! — Reiten Sie?“

Die Frage kam zweifelnd. In Romano's Wangen stieg das Blut. Dann lächelte er und erwiderte: „Ja.“

Bei diesem kleinen Wort hellte sich Eustace's Gesicht plötzlich auf.

„Wirklich?“ rief er atemlos. „Romano — und gern?“

„Ich habe es leidenschaftlich gern gethan. Fragen Sie die Leute in — in Rom, ob sie sich nicht des Abdallah bei Barano's Truppe erinnern. . .“

„Weshalb sagen Sie das so bitter?“ rief Eustace erstaunt. „Wo Sie es lernten, ist mir gleich, wenn Sie es nur können! Sie müssen Mara versuchen. Mara ist meine dunkelgraue Stute. Wir reiten morgen nach Dubris. Wissen Sie, daß die de Seilles alle hinkommen und die Cariellis auch?“

„Cariellis?“

„Ja, es ist wegen der Hochzeit. Madeleine heiratet den Luigi Carielli. Chateau Dubris wird voll von Gästen

sein. Eine Fuchsjagd ist schon so gut wie sicher. Sagen Sie gerne? — Ich —“

Das Läuten einer Glocke unten im Schloß unterbrach den Sprechenden.

„Kommen Sie,“ rief er aufspringend, „es läutet zum Abendgebet!“

XLVI.

Sie traten in einen gewölbten, kapellenartigen Raum, in welchem sich soeben alle Hausgenossen zum Abendgebet versammelten. Der Marquis sprach dasselbe. Romano fand seinen Platz neben dem Eustace de Verme's. Der ungewohnte Vorgang machte ihn anfangs zerstreut, so daß er seine Blicke bald auf dieser, bald auf jener Gruppe ruhen ließ und nicht auf die Worte achtete. Das dämmernde Licht, welches durch die blauen Fenster fiel, mischte sich mit dem Kerzenschimmer und beide vereinten sich, eine knieende Mädchengestalt ihm grade gegenüber mit wunderbarer Glorie zu umstrahlen. Sie war weiß gekleidet, zart und blaß wie eine Lilie, mit einem überirdisch-verklärten Ausdruck in den Zügen. Das Gesichtchen war nicht schön, aber wunderbar lieblich; er konnte den Blick nicht mehr fortwenden, er konnte seine Gedanken nicht mehr sammeln. Ihm war, als sähe er eine Vision vor sich — ein Kinderantlitz mit dem Blick eines Engels . . . und wahrlich, solche

Augen sah er noch nie! Vor ihnen liegt sicherlich der Himmel offen, und sie tauchen hinein in ungemessene Tiefen der Seligkeit und des Lichts, und ein Abglanz dessen, was sie sehen, spiegelt sich in ihnen wieder.

Die Andacht war vorüber. Alle Dienstreute nahen sich, dem Hausherrn und der Herrin die Hand zu küssen; er sprach mit jedem einige Worte, dann verließen sie schweigend das hohe, braungetäfelte Gemach.

Jetzt wandte sich der Marquis um, das junge Mädchen war neben ihn getreten, er schloß sie in die Arme und küßte sie auf die Stirn; „ma Petite!“ murmelte er, und da lag eine Welt von Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Liebe in diesem Wort.

„Signor Romano,“ sagte er dann, dem Gefommenen die Hand hinstreckend, „Sie gehören jetzt mit zu uns. Ich heiße Sie noch einmal willkommen!“

Und noch ein kleines, schwächtiges Händchen ruhte für einen Augenblick in der seinen.

„Sind Sie Eustace's neuer Freund?“ frug das Mädchen, von ihres Vaters Schulter aufblickend. „Ist es Ihnen nicht einsam und traurig, hier zu sein?“

„Weshalb soll es ihm traurig sein?“ frug Eustace dazwischen. „Es geht nichts über die Picardie, das muß doch jeder einsehen.“

Sie lächelte.

„Natürlich,“ sagte sie, „mit Dir, Eustace, kann man hierüber nicht streiten.“

Er reichte der Marquise den Arm und alle begaben sich in einen Salon, dessen Altanthüren offen standen. Die Marquise nahm ein blaues Tuch von einem Divan und legte es sorgsam der Tochter um die Schultern.

„Hat Dich der Spaziergang auf die Wiese nicht ermüdet, ~~ma~~ Fauvette?“ frug der Marquis.

Sie lachte und schüttelte den Kopf, setzte sich dann zu Füßen der Mutter auf eine Fußbank und die Familie fiel in jenes intime Geplauder über häusliche Erlebnisse, bei welchem der Fremde nur den Zuhörer abgeben kann.

Und der Verbannte, der Heimatlose blickte mit schmerzlichem Sehnen hinein in dies Bild voll Frieden und Fröhlichkeit. Die Marquise war stiller und gedankenvoller als zu der Zeit, da sie mit anmutigem Geplauder eine ganze Tafelrunde animieren konnte, aber sie sah unaussprechlich glücklich aus und in diesem Glück jung und blühend wie eine Braut. Auf ihrem Antlitz wechselte der Ausdruck mütterlicher Würde mit jenem tiefen Erröten, welches sie schüchtern und unselbständig erscheinen ließ wie ein Kind. Es war leicht zu sehen, daß ihr jugendlicher Neffe sie anbetete wie ein höheres Wesen, für das er sich jeden Augenblick mit Wonne in die größten Gefahren gestürzt haben würde. Es war aber auch leicht zu sehen, welche Wünsche die Eltern für die Zukunft ihrer Tochter hegten! — Der Gedanke stieg Romano plötzlich auf, daß dieser Jüngling sicherlich der Erbe dieses alten Familiensitzes sei, und was wäre dem Marquis willkommener gewesen, als die Häuser durch eine Heirat zu verbinden? — Er sah das verständnisvolle Lächeln, mit welchem sich die Eltern zunickten, als Eustace plötzlich aufsprang und die Glasthüren schloß, wobei er errötend sagte: „Ich dachte, es könnte Zugluft entstehen, — und Aglaé verträgt das nicht!“

„Cher Eustace,“ sagte Aglaé zärtlich und legte ihre Hand liebevoll auf seinen Arm, „Du bist ein guter

Bursche! Vielleicht, wenn Du älter bist," fügte sie plötzlich hoffnungsfreudig hinzu, „schießt Du auch nicht mehr so viel."

„Ist das alles, was Du an mir auszusetzen hast, Favvettte?" frug er lachend.

„Es ist das Schlimmste," seufzte sie, „ich werde es wohl nie verstehen, wie man ein Vergnügen daran finden kann, wehrlose Tiere zu töten."

„Wenn Du ein Mann wärest, würdest Du das verstehen!"

Sie schwieg, aber sie schlug die Augen auf, und es war Romano, als früge sie ihn grübelnd und nachsinnend: Denkt Ihr alle so? Aber sie war zu schüchtern, um eine direkte Frage an ihn zu richten.

Die Marquise frug ihn nach seinem Leben in Rom, nach seinen Studien, nach den Avarras. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß eine sehr warme Freundschaft den Marquis mit dem ermordeten Fürsten Ottavio verbunden hatte.

Als man sich endlich trennte und Romano sein Zimmer aufsuchte, begleitete ihn das Bild einer Elfengestalt mit goldblonden, duftigen Locken, einem Gesichtchen von jener fast bläulichen Weiße des feinsten Porzellan und diesen wunderbaren Augen — schwarzen Diamanten unter Strahlensächern seidiger Wimpern!

Er stand lange am Fenster und hing seinen Gedanken nach, sie zogen von dannen, ach, sie hatten einen weiten Weg zu machen, ehe sie ihr Ziel erreichten.

„Werde ich es je wiedersehen? Werde ich hier in der Fremde leben und sterben müssen?"

Er preßte die Hand vor die Stirn. In heißer,

überquellender Angst erhoben sich seine Gedanken zu wirrem Tumult.

„Mama,“ sagte plötzlich unter ihm die leise, süße Stimme der Mademoiselle de Montenay, „weshalb sieht er so traurig aus? Es thut mir so weh!“

Romano blickte herab. Die beiden Damen standen auf dem Balkon. Er konnte ihre hellen Gewänder durch die Blumen schimmern sehen.

„Wußtest Du es nicht?“ versetzte die Marquise, „er ist aus seinem Vaterland verbannt.“

Da herrschte ein langes Schweigen. Romano, sonst nicht zum Lauscher geeignet, würde um alles in der Welt nicht die Antwort versäumen. Er beugte sich aus dem Fenster. Nglas stand, an das Geländer gelehnt, mit gesenktem Kopf da und drehte eine Blume zwischen den Fingern.

„Vielleicht liebte er es zu sehr, Mama!“ sagte sie endlich.

„Was? Sein Vaterland?“

„Ja, und jetzt wird er lernen, daß wir hier auf Erden kein Vaterland haben. — Ob er betet, Mama?“

Romano hörte die Antwort nicht, er trat zurück, in seine Augen stiegen Thränen.

„Angela!“ sagte er leise.

Nachdem die Marquise ihre Tochter in deren Schlafgemach gebracht hatte, ging sie nachdenklich in ihr Toilettezimmer und löste ihr Haar vor dem Spiegel auf, als ihr Gemahl eintrat. Das war die Stunde, in welcher sie beide alles besprachen, was sie am Tage bewegt hatte, die Stunde, in welcher Entschlüsse gefaßt und Bekenntnisse abgelegt wurden, in welcher die Marquise die Hand ihres Gebieters an ihre Lippen zog und ihn frag: „Mache ich

Dich jetzt glücklich, Horace?" — obwohl sie die Antwort seit Jahren kannte.

„Nun, Adrienne, was denkst Du?"

„Daß es Vorahnungen gibt! Als ich diesen Knaben zum erstenmal sah, erfaßte mich eine Beklemmung. Es war mir, als spreche eine Stimme neben mir zu ihm: Kommst Du endlich? Wie lange haben wir gewartet! — Seltsam! Er stand vor mir in Lumpen. Hundert, nein tausend solche Kinder treiben sich auf den Straßen der großen Stadt umher, — was sonderte diesen aus? Aber das ist eine müßige Frage. Ich will lieber statt dessen fragen: Wie gefällt er Dir?"

Der Marquis sah bedenklich aus.

„Hätte ich gewußt, welch ein schöner Jüngling es ist," sagte er endlich, „ich hätte de Seilless gebeten, ihn nicht zu schicken."

„Schön und in seiner stolzen Bescheidenheit unendlich anziehend. Horace, was sollen wir thun?"

Hätte seine Gemahlin ihm widersprochen, der edle Marquis hätte, Zehn gegen Eins zu wetten, seine Bedenken verteidigt, ausgesponnen und aufrechterhalten. Da sie ihn aber ängstlich ansah, war er sogleich geneigt, die Sache leicht zu nehmen.

„Mein Kind, vor allen Dingen müssen wir uns keine voreiligen Skrupel machen. *La Petite* liebt Eustace viel zu sehr, um ihn zweier schwarzer Augen wegen zu vergessen. Beunruhige Dich nicht!"

„Wenn es nichts wäre, als seine Augen, aber —"

Hier trat Madeleine ein und das Gespräch ward unterbrochen.

XLVII.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Als Il Romano erwachte, ging die Sonne eben auf und warf rote Blitze an die Wand seines Zimmers. Einen Moment war er verwirrt und glaubte, ein langer, furchtbarer Traum habe ihn geängstigt und es sei hohe Zeit, aufzustehen und an seine Chronik zu gehen. Dann besann er sich, eine öde, trübe Empfindung legte sich auf sein Herz. Das Leben ist wahrhaftig, und er muß es durchleben. Er klagte niemand an, er beschuldigte niemand der Härte. Was ihm geworden, hatte er selbst über sich gebracht, aber es war härter als Kerker und Tod!

Eine halbe Stunde später trat er aus dem noch grabesstillen Hause und ging tiefaufatmend durch die taufrischen Gärten. . . Diese Morgenluft perlte wie Champagner, sie war gewürzig wie griechischer Wein. Die prickelnde Kühle that ihm wohl und festigte ihn. Das Gras war noch versilbert, die rundgeschorenen Taxusbäume, die Pyramiden aus Buchsbaum, von Schleiern umwunden, warfen lange Schatten. Aus den Fichtengängen strömte Harzduft und vereinigte sich mit dem Atem der Rosen, die, in Tau gebadet, wie schlaftrunken die purpurnen, schweren Kelche hoben. Grasmücken und Amseln schlüpfen durch die Sträucher, hier und da begann ein Vogel leise zu zwitschern — die ganze Natur begrüßte in feierlicher Ruhe ihre aufsteigende Königin.

Romano ließ die Region der Aloen, der Hortensien, der Fontänen zurück und betrat eine kleine Brücke, auf

deren Geländer ein blauschillernder Pfau saß, dann ging er längs dem murmelnden Bach hin. An einem mit Buchen und Birken bewachsenen Abhang stand eine kleine, pittoreske Kapelle. Er stieg dort hinauf, — man sah von hier das Schloß mit seinen wasserreichen Gärten und die waldumfränzten Wiesen. Die Thür der Kapelle war nur angelehnt, er trat ein, kniete vor dem Altar nieder und lehnte seine heiße Stirn an das eiserne Gitter. Die Kämpfe seines Herzens, die trostlose Vereinsamung seiner Seele, alles löste sich in flehenden Seufzern und flüchtete sich in Gottes Nähe.

Wie lange er so gekniet hatte, überwältigt von seinen Empfindungen, wußte er selber nicht, — da weckte ihn der Duft frischer Blumen. Im nächsten Augenblick glitt eine zarte Gestalt, in silbergrau schimmernde Leinwand gekleidet, neben ihm auf die Stufen; ein Kopf, dessen goldne, lichte Haarfülle offen über den Nacken herabfiel, neigte sich über die kleinen, gefalteten Hände und eine Stimme voll ernster Innigkeit flüsterte: „O, hilf ihm, mein Gott, tröste ihn!“

Dann erhoben sie sich beide gleichzeitig, sie legte einen Strauß frischer Wiesenblumen auf den Altar, indem sie sich zu ihm wandte, ruhte ihr Blick träumerisch, voll von unendlichem Mitleid auf ihm, sie machte das Zeichen des Kreuzes und trat aus der Kapelle. Als Romano ihr folgte, stand sie auf der obersten Stufe der in den Berg gegrabenen Treppe.

„Dachten Sie an Rom?“ frag sie leise. „Ich stand die ganze Zeit in der Thüre, es war eine lange Zeit, . . . endlich konnte ich es nicht mehr mit ansehen. Jetzt weiß

ich, was ein großer Schmerz ist, der unser ganzes Leben dunkel macht.“

„Vielleicht lerne ich es, ihn zu überwinden,“ versetzte er.

„Jeder Schmerz, sagte einst Padre Dratio . . .“

„Padre Dratio?“ rief er auffahrend.

„Wie, Monsieur? Sie kannten ihn auch?“ frug sie mit strahlender Freude. „O, dann weiß ich alles, dann brauchen Sie mir nichts mehr zu sagen. Er hat auch Sie unterwiesen. Kann man je vergessen, was er sagte? Ich war ein kleines Kind, aber ich pflegte meiner Bonne wegzulaufen und, auf einem Stein sitzend, ihm zuzuhören, wenn er zu den Leuten sprach, die grade vorübergingen. Er rief sie alle zu Gott. Er konnte an niemand, den er traurig oder krank oder irrend sah, vorbeikommen. So, denke ich mir, sind einst die Apostel umhergegangen, — verachtet von der Welt, arm, unbekannt und gehaßt — mit Steinen geworfen und dabei unermüdlich. O — und es ist das Herrlichste! Kein König hat solche Reichtümer und keines Königs Wort hat solche Macht.“

Er stand bezaubert vor der Schülerin des großen, unbekannten Meisters, — sie erschien ihm fast überirdisch, wie von einem Glorienschein umgeben.

Sie stiegen langsam die Stufen herab. Auf dem halben Wege zögerte sie, stand unschlüssig still, ging wieder einige Stufen und kehrte wieder um.

„Mademoiselle, haben Sie oben etwas vergessen? Darf ich es holen?“

„Nein, nein!“ rief sie hastig.

„Aber ich bitte darum!“

Ein feines Rosenrot überzog ihre Wangen.

„Holen Sie es nicht. Es sind die Blumen, die ich auf den Altar legte. Sie werden sterben, aber sie sterben zu Gottes Füßen. Ich bringe sie oft hin und dann thnn sie mir so leid. Es wird mir immer so schwer, sehe ich Tod und Kummer selbst in der Pflanzenwelt.“

Unten am Fuß der Stiegen stand im Grase ein kleines Körbchen.

„Ich gehe zur alten Mutter Guinaud,“ sagte sie es aufhebend, „ich bringe ihr Milch und Brot, denn sie ist sehr arm und alt und kann nicht mehr in die Kirche gehen.“

Romano sah ihr nach, bis ihr helles Kleid hinter den Bäumen verschwand. Er wollte eben weitergehen, als sie ihn rief:

„Monseigneur, kommen Sie her! Ich bitte Sie!“

Die Stimme war ängstlich, er stand neben ihr, er wußte selbst nicht, wie schnell.

„Sehen Sie!“ murmelte Aglæ, die Hand ausstreckend.

Im Straßengraben lag ein etwa zwölfjähriger Knabe, einer jener armen, braunen Savoyardenkinder, welche mit ihren Murmeltieren bis Paris und weit ins Land ziehen, hungernd, fröstelnd, herzkrank.

Er war vielleicht tot. Seine Füße waren blutig und sein Gesicht fahl. Der Kässig lag umgestürzt neben ihm und das braune Murmeltier verkroch sich ängstlich unter den Arm seines Besitzers.

Aglæ hatte ihren Korb hingestellt, sie sprang in den Graben und kniete neben dem Bewußtlosen. Eine wahrhaftige, kleine Samariterin, kümmerte sie sich nicht um die schmutzigen Lumpen, sie hob den Kopf des Savoyarden

auf ihre Knie. Er hatte eine Wunde an der Schläfe, und seine Wange, das Gras, auf dem er lag, seine Schulter waren mit geronnenem Blut bedeckt ... die großen melancholischen Augen waren halb geöffnet, der Blick darin erloschen — für immer!

„Er ist tot!“ flüsterte sie plötzlich, aber sie stieß keinen Schrei aus und verlor nicht das Bewußtsein, — sie ließ den Kopf des Knaben wieder ins Gras gleiten und blickte ihn lange forschend, ernsthaft an, dann bedeckte ihre Hand die blutbefleckte Stirn.

„Armer Knabe,“ sagte sie sanft, „armer Knabe! ... Vielleicht hat er vor Hunger nicht weiter gekonnt, vielleicht warfen rohe Buben mit Steinen nach ihm und einer traf ihn. ... Er ist tot!“

Sie stand auf, lehnte sich an den Baum und brach in Thränen aus.

„Er thut mir so leid ... ich weiß wohl, er ist jetzt glücklich, aber es ist so traurig, in der Fremde zu sterben, allein und verlassen im Straßengraben! Und daheim warten seine Eltern — warten — warten — und er kommt nie.“

Romano bückte sich und hob die Leiche vom Boden. Das Marmeltier lief ängstlich um seine Füße.

„Wir wollen ihm die Milch geben ... um seinetwillen!“

Romano dachte bei sich, daß sie dieselbe Liebe, dieselben Thränen auch ihm geschenkt haben würde, hätte sie ihn damals in Rom so gefunden, wie diesen Savoyarden. Der Gedanke war so wohlthuend.

Ein paar Landleute, welche in die Kirche pilgerten, blieben jetzt verwundert stehen. Aglaé rief sie heran, der

eine ging sogleich zum Maire, um ihn vom Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen; der andere blieb beim Knaben. Aglaë und Romano gingen langsam nach dem Schlosse zurück. Er hatte ihr den Korb und das Murmeltier abgenommen. Sie sprachen nicht, Aglaë trocknete von Zeit zu Zeit ihre Thränen. Vor dem Portal des Schlosses trennten sie sich.

Er sah sie erst in der Kirche wieder, wohin die Familie um zehn Uhr fuhr. Es war eine sehr schöne Kirche, in der mehrere Nachbarfamilien ihre Logen hatten. Mademoiselle Aglaë sah ein wenig müde und angegriffen aus, unter ihren Augen lagen bläuliche Schatten, aber wie eine durch die Sonnenhitze getragene Blume sich im kühlen Schatten allmählich aufrichtet, so schien sie aus dieser Umgebung wieder Lebenskraft zu schöpfen.

Das Diner vereinigte um Eins die Bewohner des Schlosses in einem prächtigen Eßsaal, und jetzt erst wurde das Erlebnis des Morgens erzählt. Eustace war noch Knabe genug, um sich fürs erste am meisten für das Murmeltier zu interessieren, der Marquis versprach seiner Tochter, daß der arme Knabe ein schönes Marmorkreuz auf sein Grab bekommen solle, — Adrienne aber dachte bei sich, daß sie in Zukunft ihrer Tochter wohl die Spaziergänge im Morgentau würde untersagen müssen.

Am Nachmittag saßen die Damen im Garten, mit Lektüre und Handarbeit beschäftigt, der Marquis fuhr auf eine seiner Besitzungen, um einen franken Farmer zu besuchen, für die beiden jungen Leute aber wurden zwei Reitpferde, schlanke Renner, vorgeführt.

„Ihr reitet vortrefflich, Romano!“ rief Eustace voll

Entzücken, als beide dicht nebeneinander die breite Allee herabjagten. „Ma foi! was mir das gefällt! Ich sehe so etwas augenblicklich, ein Handgriff, eine Wendung genügt, um es zu kennzeichnen! Schießen, Fechten, Schwimmen — das sind alles Kleinigkeiten. Einem Menschen, wie Ihr es seid, lehrt sich das von selbst, wenn Ihr es nicht schon könnt!“

„Ich kann es.“

Mit diesen drei Worten aber hatte er das brave, frohe Herz seines Gefährten völlig gewonnen. Keine Gelehrsamkeit der Welt hätte dem jungen Marquis so imponiert, wie diese Fertigkeiten.

„Es ließ mir keine Ruhe, mein Körper verlangte darnach,“ sagte Romano fast entschuldigend, „schwimmen lernte ich schon als Knabe, gefochten habe ich, wenn sich die Gelegenheit bot. Ich war stark und meine Muskeln wollten Arbeit haben.“

„Ihr seid ein sonderbarer Kauz, Romano! So ernsthaft und so still — und sitzt Ihr auf dem Pferde, so funkeln Eure Augen! **Allons** — hier, rechts hinein! Wir reiten nach Schloß Dubris.“

Es war ein altes Normannenschloß, bei welchem sie endlich ankamen, ein kolossaler Bau von wenig architektonischer Schönheit, mit einem stattlichen, von alten Linden beschatteten Burghof und einem Donjon, dessen mächtige Ringmauer der Zeit getrozt hatte. Das Schloß war still und unbewohnt. Der Kastellan teilte den Reitern mit, daß die Familie de Seilles erst in vier Wochen kommen würde und daß für die Hochzeit mannigfache Vorbereitungen getroffen werden sollten.

Sie kehrten heim und Romano beschloß den Tag damit, daß er seinen Mantelsack auspackte und sich für die Studien des nächsten Tages vorbereitete.

XLVIII.

„Hélas!“ sagte Eustace mit einem tiefen Seufzer und warf sich, so lang er war, auf sein Kanapee, knöpfte mit der einen Hand seine saltige Jagdjacket auf und fuhr sich mit der andern über die heiße Stirn.

„Damenbesuch! Romano, was sagt Ihr dazu?“

„Wer ist gekommen?“ frug Romano, der im Nebenzimmer seine Toilette ordnete.

„Der Marquis,“ antwortete Eustace stöhnend, „kultiviert eine mir fürchterliche Freundschaft mit englischen Quäkern, oder was sie sonst sind. Wissen Sie, das stammt noch aus der Zeit, da der Marquis als Refugie in London lebte. Die Ladies können sich nie genug wundern, sehen sie ihn im Besitz seiner Güter. Es sind gute Damen — natürlich — aber sie wollen uns alle befehren und erklären es für eine Sünde, am Sonntag eine Taube zu schießen.“

Romano war über die Unterbrechung des Stillsiebens ebenfalls nicht sehr erfreut, aber aus anderen Gründen als sein Freund. Sie wurden bald darauf durch einen Diener in den Pavillon gerufen, wo die Damen versammelt waren und der Thee serviert wurde. Die Marquise war

tief im Gespräch mit einer älteren, in graue Seide gekleideten Dame, deren starke, rechtwinklige Züge Vertrauen, aber keine Sympathie einflößten. Neben Aglaë, welche sich zärtlich an sie schmiegte, saß eine blasser, blonde, unscheinbare Gestalt, die aber bei Romano's Eintritt lebhaft auffuhr.

„Liebe Lady Mary, das ist der Signor il Romano,“ sagte Aglaë schüchtern, ohne aufzusehen, und steckte sich eine Rose in ihrem weißen Spizentuche fest, das die feinen Schultern und Arme verschleierte. Einzelne Rosenknospen waren in ihr blondes Haar gesteckt, weiß und sanft, und anschmiegend lehnte sie ihren Kopf an Lady Mary's Schulter, während dieser Romano die Hand schüttelte. Er bemerkte jetzt erst, daß diese Dame ein feines Gesicht mit klugen, grauen Augen hatte.

„Sie sind mir kein ganz Fremder,“ sagte sie schnell, während ihre Mutter nur herablassend nickte, „wir waren im vorigen Jahr in Rom und da las ich Ihr Roma.“

Er verneigte sich.

„Er kann noch nicht davon sprechen,“ flüsterte Aglaë der Freundin ins Ohr, „bitte! — es macht ihn so unglücklich!“

Enstace hatte den beiden Damen die Hand geküßt mit der Miene eines Knaben, der thut, was er muß. Dann zog er sich einen Stuhl hinter den seiner Cousine und gähnte verstoßen. Aber es ging ihm heute gut. Lady Mary bemerkte ihn gar nicht und frag ihn nicht nach seinen Ansichten über den Marienkultus . . . eine Frage, die den harmlosen jungen Mann immer in Verwirrung brachte. Als jetzt die Marquise aufstand, um Lady Har-

court in ihr Zimmer zu begleiten, nahm er die Gelegenheit wahr, schob sich etwas ungeschickt durch die Thür und entkam ins Freie, wo aus dem verlegenen, blöden Knaben alsbald ein frischer, mutiger Mann ward, der seinen Hunden pfiß und, die Hände in den Taschen, trällernd nach den Ställen ging.

Il Romano, Lady Mary und Aglaé blieben allein im Pavillon und saßen sich eine Weile schweigend gegenüber. Endlich begann Lady Mary, trotz Aglaé's bittendem Blick:

„Ja, ich studierte Ihr Buch, und ich muß sagen, es hat mich mit Bewunderung erfüllt. Sie haben sehr mutig die Wahrheit gesagt und die Folgen getragen. Sie werden sicherlich damit enden, ihren Worten die That folgen zu lassen und Calvinist zu werden.“

Sie hatte freundlich und herzlich gesprochen; wohl fünfzehn Jahre älter als er, sah sie auf ihn wie auf einen Knaben herab. — Romano biß die Zähne zusammen und sagte nicht ohne Anstrengung:

„Und was würde das Rom nützen, Mylady?“

„Wie?“ frug die Dame befremdet.

Aber er gab keine Antwort. Lady Mary stellte etwas nervös die Obstteller aufeinander.

„Denken Sie zuerst an Ihre Seele,“ sagte sie endlich bittend, „was hülfte es Ihnen, so Sie die ganze Welt gewönnen und nähmen doch Schaden an der Seele?“

„Mylady, darf ein Sohn die Mutter verlassen, weil die Mutter alt, gebrechlich und wunderlich geworden ist?“

Hier belohnte ihn ein Blick aus Mademoiselle de Montenays Augen — ein flüchtiger, scheuer Blick, aber voll Verständnis.

„Wie aber, wenn die Mutter ein Unrecht von dem Kinde verlangt?“ frag die Engländerin traurig. „Dann muß das Kind sie verlassen.“

„Auch dann nicht, Mylady!“ Er saß ihr gerade gegenüber. Die Sonne schien durch die grüne Blätterwand auf sein Gesicht, — fest wie aus Bronze waren diese Züge, aber sie wurden mehr und mehr belebt vom erwachenden Feuer.

„Auch dann nicht?“ wiederholte die Lady. „Es soll also der schlechten Mutter mehr gehorchen als Gott?“

„Niemals!“ sagte er ruhig.

Lady Mary wurde nachdenklich und sah ihn forschend an. „Die Kirche wird den Widerspenstigen züchtigen!“ sagte sie endlich.

„Er muß es tragen!“

„Sie könnte ihn im Zorne töten . . . sie hat dies oft gethan. Sie wissen es!“

„Und was dann, Mylady? Wird es ihm schaden? Er war treu und that das Seine! Vielleicht aber geschieht dies nicht. Vielleicht hat Gott grade den, der die Wahrheit liebt, zu seinem Werkzeug erkoren. Wie könnte er aber seinen Brüdern helfen, wie könnte er wirken, wenn er nicht in ihrer Gemeinschaft bleibt? Und wenn sie ihn austreiben, er kehrt wieder, er demütigt sich, er bittet die erzürnte Mutter, ihn wieder in ihr Haus zu nehmen, ihn zu vergeben, wenn er in jugendlicher Schroffheit gegen sie verstieß, wenn er nicht mit der Liebe sprach, die Alle gewinnt. Alles, nur nicht feige Flucht! Und wenn es den Tod bringt, was haben wir zu verlieren, als unser Leben? Es gehört uns nicht, es ist eine Gnade, dürfen wir es für Gott und unser Vaterland hingeben.“

„... Als Märtyrer!“ sagte Lady Mary leise.

Ueber Aglaë's liebliches Gesicht zog eine tödtliche Blässe, sie legte ihre Hand unruhig auf den Arm der Lady:

„Es ist so heiß hier ... wollten Sie nicht den Teich mit der Pfaueninsel sehen? Dort ist es kühl und schattig.“

Die Damen erhoben sich. Romano hob ein vom Stuhl gefallenes Tuch auf und legte es Mademoiselle Aglaë um die Schulter; als sie ihm dankte, kehrte die Farbe jäh in ihre Wangen zurück.

„Kommen Sie nicht mit?“ frug Lady Mary freundlich.

„Ich danke, nein. Ich habe noch zu arbeiten und will de Verme auffsuchen.“

„Sie werden aus Gustace einen Gelehrten machen!“ sagte Aglaë fröhlich.

„Ich wünschte, ich könnte es, — wenn es Sie beglücken würde.“

Die Worte hatten eine Bedeutung, der Ton, in dem er sie sprach, veranlaßte Aglaë, sich am Arm der Freundin noch einmal umzusehen. Er blieb in der von Schlinggewächsen umsponnenen Thür des Pavillons stehen. Aglaë's weißes Kleid schimmerte bald hier bald dort durch die Büsche des Parkes, der sich in schönen, sonnenbelegten Rasenflächen und Eichengruppen bis an den See erstreckte — eine Umwandlung des Waldes nach englischem Muster, welche Marquis La Verme bald nach seiner Heimkehr ausführte. Das spitziebelige Häuschen bot bei Regen Schutz und war gegen Abend häufig der Versammlungsort der Familie. Des Morgens, vor dem Ritt, pflegten Romano und Gustace hier zu studieren, nachmittags fanden sich die Damen mit ihrer Handarbeit ein, und Lionardo durfte ihnen

dann die Meisterwerke seiner Dichter vorlesen. Um dieser Stunde willen war ihm der Pavillon lieb wie ein Freund. Er war erst vierzehn Tage hier, und schon knüpften sich unendlich viel Erinnerungen an dieses Bogenfenster, in welchem sie Beide zu sitzen pflegten, die blonden Köpfe, vom Licht vergoldet, über die Arbeit geneigt oder gedankenvoll abgewandt, als wollten sie ihre Gedanken sammeln.

Einmal hielt sie alle drei ein Gewittersturm gefangen, ein kleiner Vogel flüchtete sich durch das Fenster und ward von Aglaé schützend ans Herz gehalten. Romano stand neben ihr, sie sahen den Blitz eine Eiche spalten und hörten das rasselnde Rollen über ihren Häuptern, dann, als Sturm, Finsternis und Regen vorüber waren, sahen sie die Natur frisch, gebadet in Diamanten, duftatmend erwachen und einen siebenfarbigen Regenbogen über den Wipfeln der Eichen aufstrahlen.

Sie hatten alle drei kein Wort gesprochen, und doch war ihm diese Stunde wertvoll wie der Gedankenaustausch mit dem teuersten Freunde! — Ein anderes Mal kam er zu spät — der Marquis hatte ihn aufgehalten. Was war hieran so kostbar, daß er es mit hineinnahm in die Sammlung seines Gedächtnisses? Weiter nichts, als die anmutige Ungeduld, mit der la Petite ihn in der Thür empfing, die Freude in ihren Augen, die schelmische Strafrede!

Er raffte sich plötzlich auf und ging mit schnellen Schritten nach dem Schlosse.

Als er mehrere Stunden später beim Souper wieder mit den übrigen zusammentraf und seinen Platz an der Tafel einnahm, sagte ihm la Petite ein wenig enttäuscht:

„Und ich dachte, Sie würden uns doch nachkommen!“

„Ich fürchtete, aufdringlich zu erscheinen.“

„Was fürchteten Sie?“ frug der Marquis heiter.

„Mein lieber junger Mann, ich wollte Ihnen grade heute eine Vorlesung darüber halten, daß Sie es noch durchaus nicht verstehen, sich bei Damen liebenswürdig zu machen. Heute z. B. fand ich, infolge Ihrer Bescheidenheit, Lady Mary und Aglaé ratlos am Ufer des Sees stehen, sie wollten eine Bootfahrt machen, aber da war niemand, um sie zu rudern! Sehen Sie, nun haben Sie Ihre Strafrede! Von Ihnen aber wird mein Nefse, dieser ungeleckte junge Bär, schwerlich jemals lernen, den Ungeheimen zu spielen!“

Er hatte dieß gutgelaunt gesagt und legte, während er sprach, die Hand auf Romano's Schulter, ein fast väterliches Wohlwollen, eine Freude, wie sie uns ein reiner, guter Mensch einflößt, lag im Klang seiner Worte. Marquis La Verme hatte ein warmes Herz, und dieser bescheidene Süngling, der wenig sprach und nur seiner Pflicht lebte, hatte daselbe binnen vierzehn Tagen gewonnen. Alle seine Bedenken waren auch geschwunden. Die Seele Romano's ist nicht hier, sie wurzelt noch mit allen Fasern in Rom. Er war zerstreut, abwesend und dachte beständig an sein zerstörtes Leben.

„Bei der Hochzeit in Dubriß werden Sie Gelegenheit haben, viele Damen zu sehen,“ fuhr der Marquis heiter fort.

„Die Hochzeit?“ frug Romano bestürzt. „Aber was soll ich dort? Ich gehöre nicht hin.“

„Sie sind ganz besonders vom Duc de Seilles in seiner Einladung erwähnt,“ sagte die Marquise freundlich;

„und wir werden Sie natürlich nicht hierlassen, wenn wir alle hingehen. Auf dem Lande, in unserer Einsamkeit, darf man die Gelegenheiten, alle Freunde wiederzusehen, nicht vorübergehen lassen.“

Einige Tage später, als die Londoner Gäste wieder abgereist waren, frug ihn die Marquise, als er mit ihr allein im Salon war:

„Ist es Ihnen bekannt, daß Elena Nvarra mit den Variellis nach Dubris kommt?“

„Ich wußte es nicht!“ rief er. „Wirklich?“ Und ihm war, als wäre dies ein Sonnenstrahl in die Dunkelheit seiner unbezwinglichen Sehnsucht.

„Es scheint Sie sehr zu freuen!“ sagte die Marquise, ohne aufzusehen.

„Das ist ein ungenügendes Wort! Die Principeffa war gegen mich gütig — sie war mir — wie — genug, sie kommt aus Rom, aus dem Hause, welches mir dort teuer ist!“

Abrienne lächelte und strich sich die Locken aus der Stirn. Sie glaubte nun schon zu verstehen.

„Weshalb sprechen Sie nie mit uns über die Zeit, welche Sie im Palazzo Nvarra verlebten?“ frug sie.

Er antwortete mit unsicherer Stimme:

„Ich kann nicht, Madame!“

„Sind Sie hier jetzt glücklich?“ frug sie zweisehend. „Sie können es nicht sein, mit dieser nie ruhenden Sehnsucht nach Ihrem Vaterlande.“

„Ich bin dankbar, Madame, dankbar für die reiche Güte, für die Liebe, die ich hier erfahre, und oft — oft fühle ich nichts als diese überströmende Dankbarkeit! —

O, dann wünschte ich, ich wäre wieder ein Knabe und könnte Ihnen zu Füßen liegen und könnte diese Hand mit meinen Thränen bedecken, diese Hand, welche mir die Fremde so leicht macht!"

Wieder überkam sie das Mitleid und die Bewunderung, welche sie schon früher für den Knaben empfunden hatte. Sie fühlte den eigenthümlichen Zauber seines Wesens, und obwohl halb beruhigt, dachte sie doch, es sei Zeit, ihn zu warnen.

"Wie kommen Sie mit Eustace aus?" frug sie. „Er studiert ungern."

"Das habe ich nicht gefunden. De Verme hat viel natürlichen Verstand und eine gesunde Energie. Wir kommen vortrefflich miteinander aus."

"Er ist in vielem noch wie ein Knabe."

"Ja. Vielleicht!" — Romano lächelte.

"Aber ein guter Bursche, in fünf, sechs Jahren wird er ein vortrefflicher Mann sein. Davon bin ich überzeugt."

"Ich nicht minder, Madame! Eustace hat eine Wahrheitsliebe, die gewiß selten ist, dabei ist er warmherzig und treu. Vielleicht noch ein wenig gedankenlos und zu Tollheiten aufgelegt, aber er stammt aus dem Norden."

"Ah, Sie meinen, im Norden seien die Leute mit neunzehn Jahren so knabenhaft, wie in Sizilien mit zwölf! Sie waren sehr früh fertig, Romano, aber ich bezweifle, ob Sie überhaupt jemals zu kindischen Streichen aufgelegt waren."

"Selten, Madame!"

Da entstand eine Pause. Er bog eine Feder zwischen

den Händen, die Marquise zögerte und zögerte. Endlich sagte sie:

„Es wird Ihnen wohl nicht verborgen geblieben sein, welchen Hoffnungen der Marquis und ich in Betreff der Zukunft unserer Kinder uns hingeben.“

„Ich glaube zu erraten!“ erwiderte er ruhig.

„Der Wunsch ist wohl verzeihlich. Ob er sich erfüllen wird, wissen wir nicht, aber Sie können sich nun wohl denken, wie wichtig mir jeder Einfluß auf Eustace's Charakter ist und wie dankbar auch ich bin, daß Gott grade Sie in unser Haus führte! Sie sind der Freund, den er braucht. Was ihm noch fehlt, sind die höheren Interessen, die Selbstverleugnung und die Festigkeit, die sich nicht blenden läßt. Und,“ fügte sie lächelnd hinzu, „der Marquis mag Ihnen das Talent, den Liebenswürdigen zu spielen, absprechen, so will ich mich freuen, wenn Eustace die Ehrerbietung und die Aufmerksamkeiten lernt, welche Sie jeder Dame erweisen!“

Damit hatte Romano nun aber schon für einen halben Tag genug zum Nachdenken!

Die Marquise kannte ihn und behandelte ihn richtig. Sie sagte ihm nicht: Aglaë und Eustace lieben sich! Sie legte es in seine Hand, daß ihr Neffe es lerne, Aglaë die Liebe entgegenzubringen, welche sie glücklich machen würde!

XLIX.

Über den weichen Wiesengrund hin jagten Kopf an Kopf die beiden feurigen Jagdpferde mit ihren Reitern. Die Mähnen wehten im Winde, der Schaum hing in Flocken am Halse, die glänzenden, geschmeidigen Körper streckten sich mehr und mehr, so daß es schien, als streiften die Hufe kaum den Boden.

„Halt!“ rief Eustace endlich. Die Pferde bäumten sich und gingen dann knirschend, kämpfend, revoltierend in kurzem Trab. „Lassen Sie uns durch den Park nach dem Pavillon reiten, Lionardo,“ sagte Eustace, sein froh erregtes, von Sonne und Wetter braun gebranntes Gesicht dem Freunde zuwendend. „Ma foi, wie sie gingen! — Ruhig, Gillette! Ja, ziehe nur am Zügel, ma belle, meine Faust ist 'was wert!“

Romano beugte sich vor und klopfte dem Tier auf den gebogenen Hals. Auch er sah belebt und erfrischt aus und atmete die vom Heu gewürzte Luft in langen Zügen ein, aber sein Gesicht war blaß und seine Haut fühl wie die samtne Schale der Aprikose.

„Wenn ich Sie einmal so recht herzlich lachen hören könnte, Romano!“ rief sein Begleiter und schlug ihm mit der Hand auf die Schulter, „ça ira! Weshalb lachen Sie nie?“

„Sicherlich thue ich es.“

„Aber wann? Vorhin, als wir über die Hecke und den Graben setzten — es war ein prachtvoller Moment, Lionardo! Unsere Hälse standen auf dem Spiel! Mein

Herz schlug wie ein Hammer vor Aufregung — ich sah Sie an, Ihre Augen sprühten und Sie faßten Ihr Pferd zusammen, daß ihm die Rippen krachten, und dann ein Sprung, ein Augenblick — und wir landeten drüben. Habe ich nicht vor Freude gelacht wie ein Schulknabe? Und Sie blieben ernst, nahmen die Zügel auf und frugen: Rechts oder links?“

Romano erwiderte nichts auf diese Anschuldigung, denn sie hielten jetzt unter dem Pavillon. Die Stufen herab, die Hand auf dem weinbewachsenen Geländer, den weißen Hut im Nacken, einen Blumenstrauß im blauen Gürtelband, kam Aglaé, als sie das Scharren der Hufe hörte.

„Allein?“ frug Eustace.

„Ja. Meine Mutter wurde abgerufen. Unser Dufel, der Kardinal di Verma, ist gekommen. Wie schnell Ihr geritten sein müßt, Eustace, Mara's Atem fliegt.“

„Es war herrlich!“ rief Eustace.

Die beiden Pferde streckten begehrlieh die Köpfe nach der kleinen Hand aus. Sie nahm ein Stück Brot aus der Tasche und reichte es ihnen, — einmal sah sie dabei schnell zu Romano auf.

„Waret Ihr in Dubris?“ frug sie zögernd und ließ die grünen Blätter des Jasminstrauches durch ihre Finger gleiten.

„Gewiß,“ erwiderte Eustace sorglos. „Wir kamen hin, — alle die Leute aus Rom waren da. Das Schloß ist wie ein Bienenstock. Wir mußten absteigen, so sehr Freund Romano widerstrebte, um nicht zu spät in's „Befreite Jerusalem“ zu kommen. — Saint George, Aglaé!

Wie könnt Ihr solches Zeug lesen! — Nun also, die römische Gesellschaft machte viel Aufsehens um Lionardo. Sie umringten ihn förmlich, und da war eine schöne, junge Dame — wie heißt sie? — der traten — ich sage Dir — der traten die hellen Thränen in die Augen, als sie ihn sah. Mit ausgestreckter Hand kam sie ihm entgegen — wie eine Königin, aber wie eine sehr gütige Königin! — „Ich freue mich!“ sagte sie und drückte ihm die Hand und sah ihn an. . . . *Parbleu*, und sie war schön!“

Romano war vom Pferde gesprungen. Er lockerte die Gurte und schob an dem Sattel, dabei stieg ihm das Blut bis in die Schläfen, denn er fühlte, daß Mademoiselle Aglaé ihn beobachtete.

„Die Fürstin Alvarra ist immer sehr gütig gegen mich gewesen,“ sagte er endlich, „und ich bin ihr zu Dank verpflichtet.“

„Elena Alvarra?“ frag la Petite leise. „Ich habe sie als Kind gesehen. Sie führte immer den kleinen Etto an der Hand.“

„Nun,“ fuhr Eustace fort und schlug sich mit der Gerte an die klirrenden Sporen, „der Onkel Kardinal, welcher mit diesen Cariellis gekommen ist, war eben hierher gefahren. Allons! Reiten wir nach den Ställen!“

Er gab dem Pferde plötzlich die Sporen, es schraf auf und schoß mit ihm davon wie ein Pfeil vom Bogen. Romano's Stute wicherte und scharrte mit den Füßen, aber er hielt sie zurück.

„Kann ich nichts für Sie tragen, Mademoiselle?“ frag er bittend. „Ich führe mein Pferd nach Hause, — kann ich die Bücher mitnehmen?“

Sie brachte sie ihm und ging dann neben ihm.

„Sollte es der Fürstin Alvarra nicht möglich sein, Ihre Rückkehr nach Rom durchzusetzen?“ frug sie.

„Wie könnte sie, wenn es nicht einmal dem Fürsten Andrea gelang?“

„Mir will es scheinen, als könnte sie es eher als er! Wir können so viel, wenn wir ernstlich wollen!“

„Das bezweifle ich nicht!“ sagte er lächelnd. „Aber weshalb sollte sie sich solche Mühe um mich geben?“

„Doch wenn sie —“ Aglaë brach ab und pflückte in einiger Verwirrung ein paar Rosenblättchen von ihrem Kleide.

Romano blickte sie an, schlug dann die Augen nieder und schwieg. Es war so selten, so selten, daß er neben dieser lieblichen Gestalt hingehen durfte, allein, mitten am warmen Sommertag, nur die Eichen und singende Vögel als Zeugen. — Wozu sollte er reden? . . . Es war genug, daß sie da war, daß sie atmete und lächelte und daß derselbe Wind, der seine Stirn kühlte, ihre hellen Vochen unter dem Hute hervormehrte. Dies Gefühl war stärker als alle Vernunftgründe. Während sie schweigend über die Wiese gingen, auf der das duftende Heu ausgebreitet lag, fühlte er sich glücklich, und er grübelte nicht, er dachte nichts, als daß die Sonne durch die Blätter schien und daß Chateau La Verme wie ein Feenpalast vor ihnen lag. Er wußte nicht, daß er im Vorbeigehen einen blühenden Hollunderzweig abpflückte und den Fußpfad mit kleinen, weißen Sternchen bestreute, die er mit systematischer Gründlichkeit abgerissen hatte.

Eine kleine Weile sah ihm Aglaë schweigend zu, dann

blieb sie stehen und frug mit jener entzückenden, anmutigen Strenge, mit der sie für die Leidenden eintrat:

„Weshalb thnn Sie das? Es ist nicht recht!“ Und sie nahm ihm den mißhandelten Fliederzweig aus der Hand. „Ich hätte Sie dessen nicht für fähig gehalten,“ versetzte die holde Elfenkönigin zürnend, „aber man sagt, Ihr Italiener wäret grausam gegen die Natur! Es ist hart genug, eine Blume zu pflücken, aber eine Blume langsam zu zerreißen, finde ich schlecht!“

Solche Strafreden hatten bei Eustace die Wirkung einer scherzhaften Erwiderung. Al Romano zog die wachsend erhobene Hand an seine Lippen und sagte flehend:

„Vergeben Sie mir! Ich kann Sie auch nicht im Scherz auf mich zürnen sehen!“

Die Stunde war vielleicht nicht mehr fern, da Prinz Alféo als großer Weiser in Romano's Augen dastehen wird!

Aglaé konnte diese flehenden Augen nicht ertragen, die ihren füllten sich mit Thränen.

„Nein, ich bin nicht erzürnt!“ sagte sie schnell. „Werden Sie nicht tranrig! Sie haben so viel gelitten und Gott führt Sie dunkle Wege, — daran denke ich immer. Ich vergesse es nie. Und wenn ich sehe, daß Sie so etwas thun, sage ich mir immer: Er denkt an Rom! Sie sehen, da Sie sich nicht entschuldigen, thue ich es. Es war nicht recht, daß ich Sie schalt. Ich hätte gleich wissen können, daß Sie nicht ahuten, was Sie thaten, weil Ihre Gedanken am Tiber waren.“

„Eben nicht,“ versetzte er kaum hörbar. „Sie waren nirgends.“

Aglaë blieb am Rande eines Springbrunnens stehen und hielt den Fliederzweig unter den Staubregen, dann ließ sie ihn ins Wasser fallen.

„Es thut mir weh, das kleinste Leben zu zerstören, weil ich mir denke, wo Leben ist, da ist auch Freude, Glück und Gefühl.“

„Aber auch Schmerz!“ sagte Romano.

„Schmerz?“ sagte sie nachsinnend. „Ja, vielleicht.“ Sie hob einen Stein auf, den eine grünliche Pflanzendecke überzog. „Ich glaube, Sie haben Recht. Es ist sehr wunderbar, darüber nachzudenken. Auch auf diesem Stein lebt eine Gesellschaft lebendiger Geschöpfe. Blüten und Blättchen sind der Urwald, in dem sie ihre Heimat haben. Sie nähren sich von Sonnenschein und Wassertropfen. Sie haben ihre Beratungen, ihre Entschlüsse. Und nun kommt der Mensch, er nimmt den Stein in die Hand, er streift gedankenlos das Moos ab — und er hat eine kleine Welt vernichtet!“

Er hätte mancherlei erwidern können, aber Schweigen war süßer. Der Fliederzweig schaukelte auf dem zitternden Wasser, die Fontäne ranschte und stieg und fiel in anmutigen Kaskaden wieder nieder. Aglaë stützte den Arm auf den Sockel einer Minervafigur und senkte das Köpfchen in träumerischer Selbstvergessenheit.

„Diese beiden Dinge machen mich oft traurig: der ewige Kampf der Kreaturen untereinander und dann — die Arbeit! — Sehen Sie dort auf der Wiese am Waldrand die fleißigen Leute? Können Sie den alten Mann sehen, der seine Sense schärft? Sein Haar ist schneeweiß. Er arbeitet, um leben zu können, vom Morgen bis Mittag, und dann ruht er eine Stunde und dann arbeitet er

wieder bis zum Abend. Das hat er gethan, so lange er lebt, und so thuu sie es alle! — Weshalb legt Gott jenen alle Mühlsal auf und mir schenkt er ein sorgenloses Leben? Weshalb darf ich schenken und geben und Armen eine glückliche Stunde bereiten und in den Tag hineinleben, ohne an meinen Lebensunterhalt denken zu müssen?"

„Fragen Sie mich nicht, Mademoiselle. Ich würde sagen: weil Gott seine Lieblinge hat! Es ist kein Unglück, für den eigenen Unterhalt sorgen zu müssen, und was schadet die Arbeit?"

„Ach, die maschinenmäßige Tagelöhnerarbeit, — ist sie nicht hart? — bei Frost und Hitze, bei Regen und Sonnenglut die Sense und den Spaten zu führen!"

„Hollah!" rief hier Eustace's laute Stimme vom Schlosse her. „Soll Mara in den Marstall des Neptun gestellt werden?"

Romano lächelte, faßte den Zügel, der ihm lose um den Arm hing, und ging mit schnellen Schritten nach den Ställen.

An diesem Abend war der Familienkreis um einen entfernten Verwandten, einen völlig romanisierten de Verme, vermehrt. Kardinal di Verma war ein lebenswürdiger Greis und stand im Rufe großer Macht und großen Einflusses in Rom. Er war in wichtigen kirchlichen Anlässen nach Paris gekommen und besuchte bei dieser Gelegenheit seine Verwandten. — Aglaé war an diesem Abend so fröhlich und heiter wie ein Vögelchen. Ihre großen, klaren Augen leuchteten in Demantglanz, ein helles Rot lag auf ihren Wangen und Kardinal di Verma betrachtete die liebliche Nichte mit väterlichem Entzücken.

„Was macht Dich heute so froh?“ frug der Marquis, seine Tochter zärtlich neben sich ziehend.

Aglæ lächelte, errötete und gab die überraschende Antwort:

„Die Güte und Herzlichkeit meines Onkels!“ Dann trat sie auf diesen zu und legte ihre Hand auf seinen Arm: „Ihr Anblick macht mir soviel Mut, mein Onkel ... mir ist, als würden Sie mir gern eine Bitte gewähren!“

„Eine Bitte, mein liebes Kind? Gerne, wenn ich kann.“

Als der Abend weich und warm seine grauen Schwingen über die stillen Gärten breitete, wandelte die kleine Gesellschaft hinaus. Romano legte wieder sorgsam das weiße Tuch um Aglaë's Schultern und wollte dann bescheiden zurücktreten, aber mit einer ihr sonst nicht eigenen Bestimmtheit nahm sie seinen Arm, zeigte nach einer Allee und sagte: „Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Romano stieg das Blut heiß in die Wangen. Er schwieg und führte sie den Weg entlang.

„Ich habe einen guten Gedanken gehabt! Soll ich es Ihnen sagen? Als mein Onkel heute so gütig gegen mich war, kam mir der Gedanke, ihm morgen eine Bitte vorzulegen. Er ist ein sehr mächtiger Mann. Er könnte dahin wirken, daß Sie in Ihr Vaterland zurückkehren dürfen.“

Sie fühlte ihre Hand jäh erfaßt und blickte schnell zu ihm empor. Fast erschrak sie über den Ausdruck wilder Hoffnungsfreude in seinem Gesicht.

„Unmöglich! Unmöglich!“ sagte er niedergeschlagen. „O, Mademoiselle, ich kann das nicht glauben. Unwillkürlich fährt man auf und klammert sich an die Hoffnung!“

„Aber vielleicht ist es möglich. Und wenn dem so wäre, und Sie dürften zurückkehren —“ Sie stockte plötzlich, denn jetzt erst schien sie daran zu denken, daß seine Rückkehr nach Rom die Trennung von Frankreich bedeute. Sie zog ihre Hand hastig aus seinem Arm und schnell, als fürchte sie, es könne sie gereuen, eilte sie davon. Mit Schmerz und Thränen kämpfend, ging sie doch sogleich an ihr Vorhaben. Der Kardinal unterhielt sich noch mit der Marquise, als zwei schmale Hände sich um seinen Arm legten und Aglaë's Stimme bittend sagte:

„Mon père, nicht wahr, Sie sind ein mächtiger Mann?“

„Ta — ta — ta, ma Petite!“ entgegnete der Kardinal gutgelaunt.

„O, es ist aber wahr. Sie können Bedrückten zu ihrem Recht verhelfen, Sie können Wunden heilen. Ihnen wäre es möglich, für einen Menschen, der Rom über alles liebt und den Rom verstieß, die Rückkehr zu ermöglichen.“

„Dieser junge Mann hier?“ frug er. „Was kann ich da thun? Wir haben ihn fortgeschickt, weil in ihm ein Kezer steckt.“

„O, mon père, das ist nicht der Fall. Die Kirche hat keinen treueren Sohn. Er gäbe sein Leben hin in ihrem Dienst!“

„Er ist ein Karbonarist.“

„Das glaube ich nicht,“ versetzte sie sanft. „Wer so offen ausspricht, was er meint, gehört keiner geheimen Verbindung an.“

„Er ist ein Phantast, ein Schwärmer, ein Dichter.“

„Und darf in Rom kein Dichter mehr wohnen? —
Armes Rom!“

Der Kardinal blieb stehen und legte seine Hand sanft auf den blonden Scheitel.

„Kleine Heldin!“ sagte er.

„Ich bin keine Heldin, nennen Sie mich nicht so. Ich habe wenig Mut, ich bin furchtsam! Aber ich kann niemand leiden sehen, — und Sie haben ihm die Lebenslust genommen!“

„Mein Kind, es war gut und weise so. Wir können junge Hitzköpfe nicht brauchen, am wenigsten hochbegabte. Soll Italien zum Schauplatz eines ewigen Bürgerkrieges werden? — Il Romano scheint mir talentvoll und willensstark zu sein. Ihm kann es nicht fehlen. In Paris sind sie froh über jeden aufsteigenden Stern, der da sagt: Ich bin Guer! — Sie sind dort unendlich eitel. Sie möchten in der ganzen Welt die Crème abschöpfen, bei sich versammeln und sich nachher brüsten: Seht, solch einer wächst nur in Paris auf! — Er kann dort ohne große Mühe eine Anstellung erhalten und steigen. Er kann reich und berühmt werden. In Italien erwartet ihn Armut, Kampf und Niedrigkeit!“

„Und er würde es mit Freuden hinnehmen, dürfte er heimkehren!“

„Ma belle Petite,“ sagte der Kardinal scherzend, „mir scheint, Du willst ihn à tout prix loswerden! — Ist er nicht ein artiger, junger Mann?“

Aglaé antwortete nicht. Sie lehnte den Kopf an die Schulter ihrer Mutter und weinte bitterlich. Die Marquise wußte nicht, galten diese Thränen dem Mißlingen ihrer Bitte oder dem Gedanken an eine Erfüllung derselben.

L.

„Wir sind alle auf vier Tage nach Schloß Dubris eingeladen,“ sagte Aglaé und bog die blauen Blumenkelche zu sich herab, „wir sind sehr befreundet mit den de Seilles, wissen Sie, Eustace mit Fereol und ich mit Madeleine. Als Kinder spielten wir zusammen. Sie werden dort aber auch nicht fremd sein, Sie kennen die Cariellis und dann — Fürstin Elena.“

Die Worte wurden kaum hörbar gesprochen, der leise Wind schien sie fortzutragen.

Ringsum blühten die Blumen und nickten die Grashalme, dazwischen lagen die Trümmer und umgestürzten Steinpfeiler eines Baues, den die de Verme's einer grauen Vorzeit auf dieser Anhöhe errichteten und dessen Überbleibsel, eine zerfallene, ringförmige Mauer und ein Bogenthor, noch heute von den Leuten „der Rolloturm“ genannt wurden. Der Hügel streckte seinen Fuß bis an den plätschernden Silberweidenbach des Parkes. Ein steiniger Weg führte durch junge Buchen und Heidekraut hinauf zur sonnigen Höhe, und der Rolloturm pflegte das Lieblingsziel aller Spaziergänger im Park zu sein wegen der anmutigen Aussicht. Zwischen dem Steingeröll wuchsen hohe Farrenstauden und roter Mohn, weiße Kamillen, Federnelken, Glockenblumen und Thymian wucherten im Übermaß.

Der Marquis stand, die Arme über der Brust verschränkt, an den Maulbeerbäum gelehnt, der hier oben spärlichen Schatten warf, und überschaute mit frohem

Blick die wogenden Kornfelder und die Wiesen. Enstace saß auf einem Stein und war in ein Gespräch mit seinem branngefleckten Hühnerhunde vertieft. Aglaé lag im Grase und blickte, den Kopf in die Hand gestützt, mit halbgeschlossenen Augen durch die Grashalme zum Himmel, während Romano an einem Steinpfeiler lehnte, welcher von Gras und Moos halb überwachsen war.

„O, das Leben ist so schön!“ sagte Aglaé mit einem Seufzer des Wohlbehagens. „Ich könnte den ganzen Tag träumen. Freuen Sie sich auf Dubris, Signor Romano? — Ich freue mich nicht. So viele Menschen und so viel Lachen und Schwagen und Dinge, die uns zerstreut machen. Es kommt mir vor, als müßte ich dort traurig sein. Ich werde mich sicherlich hierher zurückwünschen!“

„Ich auch,“ versetzte er.

„O — aber dann — Sie werden Fürstin Alvarra wiedersehen.“

„Das würde für mich eine große Freude sein, — aber wie soll mir das eine Stunde wie diese ersetzen?“

„Nicht? — Ihr ganzes Herz ist in Rom und bei Ihren römischen Freunden,“ sagte sie mit einem unruhigen, zweifelnden Blick.

Er senkte den Kopf und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand. Dann entstand wieder ein langes Schweigen. Nur die Käfer und die Bienen summten und die Schwalben zogen im Bogen zur Erde herab und hoch gen Himmel. Da sah er ihre Hand zusammenzucken, eine fahle, bläuliche Farbe entstellte ihr Gesicht, die Augen, vor Schreck weit geöffnet, waren starr auf einen Punkt gerichtet, — und er sah im nächsten Augenblick eine blaue,

glänzende Schlange über den weißen Spitzenaum des Kleides gleiten — nach ihrer Hand züngeln.

Fast im selben Augenblick schon hatte Romano sie gepackt und fortgeschleudert.

„Ma Petite, was ist geschehen? Um Gotteswillen, hat sie Dich gestochen?“ rief Eustace aufspringend.

Er beugte sich über sie, er hob sie auf, er war so außer sich, so bestürzt, wie ein Knabe, dessen Tauben ein Habicht zerriß.

„Petite! Chérie! So sprich doch! — O Gott, Lionardo, sie wird ohnmächtig und ihre Hand blutet!“

„Laßt mich sehen!“ sagte der Marquis erlassend.

„Sie ist nicht gebissen worden, die Schlange hat sie nicht berührt!“ sagte Romano leise.

„Aber sie blutet!“

Statt der Antwort hielt er seine Hand hin, zwei rote Perlen drangen unaufhörlich aus der Haut und fielen herab. Aglaé, die halb bewußtlos, an ihren Vetter gelehnt, dastand, wendete sich fort. Sie verbarg ihr Gesicht an Eustace's Brust, ein Schauer lief durch ihre zarten Glieder.

„Romano!“ rief der Marquis tief erschrocken. „Sie sind —“

„Es hat nichts zu sagen. Es war ja eine unschädliche Schlange.“

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Vollkommen.“

Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß Eustace seine Cousine den Berg mehr herabtrug als führte. Er war voll aufatmender Freude, voll stürmischer Zärtlichkeit.

Der Gedanke, daß sie möglicherweise binnen wenig Stunden unter den schrecklichsten Qualen hätte sterben können, hatte sein warmes Herz wie ein Messerstich getroffen. Jetzt tröstete er sie, lachte mit zitternder Stimme, küßte ihre Hände und stützte sie mit seinem kräftigen Arm. Der Marquis ging lächelnd daneben.

Romano folgte in einiger Entfernung, langsam, mit gesenktem Kopf und schwerem Herzen.

Als Uglac unten am Berge ankam, machte sie sich plötzlich los und flog durch den Park wie ein Reh dem Pavillon zu, in welchem sie ihre Mutter vermutete.

„Bontée divine! Mein Onkel, wie ich sie liebe!“ rief Eustace und warf sich dem Marquis um den Hals, dann beschämt, lachend und sehr rot rief er seinen Hund und ging mit langen Schritten quer durch den Wald.

Der Marquis blickte sich nach Romano um, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„In diesen vier Wochen ist Eustace um vier Jahre älter geworden. Er ist ein guter Bursche, in dem mehr Zartfönn, mehr Selbstlosigkeit verborgen liegt, als man erwartet.“

„Er wird ihrer würdig sein,“ versetzte Romano leise.

„Sie wissen das also?“

„Es war sehr leicht zu sehen.“

„Nun, das ist gut so. Ich bin zufrieden, daß Sie unsere Wünsche wissen. Wie ich Sie kenne, werden Ihnen dieselben heilig sein.“

„Sie sind es mir!“ sagte er und blickte den Marquis voll an.

Die Damen riefen ihn nach dem Pavillon; er ging

hin, das Buch war schon aufgeschlagen. Die Marquise saß mit einer Stickei am Tisch, la **Petite** träumte müßig am Fenster. Sie hörte sicherlich nichts von dem, was vorgelesen wurde. Raum war ein Abschnitt beendet, so sprang sie herab und frug zögernd:

„Romano, brennt die Wunde?“

„Ach, Mademoiselle, es war keine Wunde, nur eine kleine Schramme, — diese Schlangen haben keine Giftzähne.“

Sie stand unschlüssig da.

„Mama,“ sagte sie endlich, „gib ihm ein kühlendes Mittel! Sie könnte doch giftig gewesen sein.“

Romano konnte diesen Ton nicht ertragen. Er sprang auf und verließ den Pavillon.

Die Marquise beugte sich über die Tochter und strich ihr die Locken zurück.

„Du wirst Dich in Unbrisi gut unterhalten, ma **Petite**,“ sagte sie.

„Vielleicht,“ murmelte Aglaë.

Für heute sah sie Romano nur zur Abendandacht wieder. Er arbeitete fleißig mit Enstace. Am nächsten Tage nahm sie Abschied von ihren Blumen, von ihren Tieren, dem blauen Pfau, den Perlhühnern, den Hund, von ihrem Marmeltier. Überall flüsterte sie, es werde ja nicht lange dauern, dann käme sie wieder!

Zuletzt ging sie den Weg zum Dorfe herab nach dem kleinen Kirchhofe, wo unter einem Fliederstrauch ein kleines Grab lag, auf dem das Gras erst keimte. Hier kniete sie nieder und betete lange, und da sie aufstand, perlten die Thränen auf ihren Wangen wie der Tau auf der Narzisse.

Als sie sich zum Gehen anschickte, trat Romano plötzlich um den Mauervorsprung, sah sie und fuhr zurück.

„Sie kommen auch? Sie haben ihn nicht vergessen, den Roveretto?“ frug Aglaé freudig. Auf beiden jungen Gesichtern spiegelte sich der Ausdruck froher Ueberraschung, aber noch lag ein Schleier, welcher ihren Namen verhüllte, über dieser Freude.

„Wie sollte ich ihn vergessen,“ sagte Romano, „ich war jeden Morgen hier.“

„O, das freut mich!“

Sodann verließen sie den Kirchhof und gingen, wenig sprechend und doch zufrieden, nach dem Schlosse zurück.

Gegen Abend fuhr die Familie in einem großen, vier-spännigen Wagen nach Dnbris. Eustace hatte sich neben den Kutscher gesetzt und demselben die Zügel abgenommen. Der Marquis und seine Gemahlin, Aglaé und Romano saßen im Wagen. La Petite war fröhlich und schelmisch, ein leichtes Rosenrot färbte ihre Wangen, sie plauderte und lachte wie ein sorgloses Kind. Auch Romano sah glücklich aus, ohne es selber zu wissen.

Erst als die grauen Türme des alten, klosterähnlichen Kastells durch die Abendnebel sichtbar wurden, ward Aglaé plötzlich nachdenklich.

„Ich hatte ganz vergessen, daß Elena Nvarra dort ist!“ sagte sie leise.

Auf Romano's Lippen lag das Wort: Ich auch! Aber er unterdrückte es.

Sie fuhren in den Schloßhof, als es schon fast dunkel war. Bellende Rüden, flackernde Lichter und gallonierte Diener umringten den Wagen. Sie wurden sogleich hinauf-

geführt in ihre Zimmer und vertauschten die Reiskleider gegen festliche Abendtoiletten.

Als Aglaë bald darauf neben der Mutter in den Salon trat, war sie schön wie eine Fee. Weiß, glänzend, mit römischen Perlen um den schlanken Hals und Moosrosen im goldenen Haar.

Sie war zuerst geblendet und verwirrt, dann sah sie viele bekannte Gesichter, glänzende Uniformen, blumengeschmückte Frauenköpfe. Da waren die Seilles. Sie kannte sie alle. Da waren die Cariellis mit ihren beiden Söhnen. Da war Fürstin Elena — sie konnte sich nicht irren. Eine hohe Gestalt voll Ruhe, voll Anmut, mit einem ernstesten, klassischen Antlitz. Und hier — ein junger Mann, heiter lächelnd, der ihre Hand küßte und vorwurfsvoll frug:

„Kennt la *Petite* den Alféo nicht mehr?“

Dort aber, aus einem Sessel erhob sich eine mächtige Gestalt . . . ihr alter Freund della Rocca, ihr ritterlicher Kavalier stand vor ihr und breitete scherzend die Arme aus:

„*Petite Fée aux yeux noirs*, ich bin immer derselbe — Ihr getreuer Herkules!“

Und jetzt sah sie, was sie als Kind nicht gesehen, daß dies ein blendend schöner Mann war, und sie reichte ihm erröthend die Hand.

„Ich habe Sie nicht vergessen. Sie waren einmal sehr gut für mich, Duca!“

„Mon adorable ange, glauben Sie, daß die Welt ein Monstrum enthält, welches es übers Herz brächte, gegen Sie nicht gut zu sein? — Ihr Anblick würde den Tiger rühren!“

An diesem Abend konnte Aglaë sich nur mangelhaft in der Gesellschaft orientieren. Ihre Freundin, Madeleine de Seilles, die Braut des Grafen Luigi, setzte sich neben sie und gab ihr einige Aufklärungen. Bald darauf stand Fürstin Elena auf und nahm den von Madeleine verlassenen Platz ein. Es schien Aglaë, als sähe sie traurig und müde aus.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ sagte sie und nahm Aglaë's Hand in die ihre; „hast Du mich vergessen, *Petite?*“

Aglaë schüttelte den Kopf. Ein unerklärbares Etwas trieb ihr die Thränen in die Augen.

„Würdest Du erlauben, daß ich Euch in Chateau La Verme besuche?“ frug Elena nach einer Pause.

„Ich würde mich freuen!“ (Für ihn! fügte sie in Gedanken hinzu.)

„Seit wann ist Signor Romano bei Euch?“ fuhr Elena ruhig fort.

„Seit — seit acht — nein, seit vier Wochen.“

„Mögt Ihr ihn gern? — Verzeihe, daß ich frage, aber mir liegt soviel daran, zu wissen, daß er ein Haus gefunden, in dem er verstanden wird.“

Aglaë fühlte sich durch diese hoheitsvolle Ruhe sehr eingeschüchtert.

„Er ist manchmal traurig,“ murmelte sie.

„Wer?“ frug eine tiefe Stimme, und Duca della Rocca ließ sich neben ihr auf's Sopha nieder.

„Wir sprachen von Romano,“ sagte Fürstin Elena alt, erhob sich und ging fort.

„Er ist der Tagesheld — nicht?“ frug Don Ercole

mit großer Gemütsruhe. „Kein übler Bursche! Sicherlich verwendet ihn Alféo mit bei den theatralischen Vorstellungen. Nun, ma Petite, was sagen Sie zur Fürstin Uvarra? Eine schöne Eisblume — nicht?“

„Ich weiß nicht,“ murmelte Aglaé unruhig.

„Mademoiselle de Montenan, fürchten Sie sich vor mir?“

Sie schlug die Augen auf und lächelte:

„O nein! Ich werde nie vergessen, wie gut Sie gegen mich waren.“

„Nun denn, weshalb sehen Sie aus wie eine geknickte Lilie? Weshalb glänzt hier — sehen Sie wohl? — das war eine Thräne, die von Ihren Wimpern fiel!“

„Nein, nein,“ stammelte sie verwirrt, „es ist nichts, daran sind Sie nicht schuld — garnicht!“

„So!“ sagte er ruhig und lehnte sich noch tiefer zurück. Dann folgte er der Richtung ihres Kopfes und fuhr leicht zusammen.

Fürstin Elena sprach Romano an wie eine Königin. Sie unterhielt sich mit ihm eine Zeitlang stehend, dann zeigte sie mit dem Fächer auf einen Divan, und sie setzten sich, um nicht eher wieder aufzustehen, als bis zum Souper gegangen wurde. Sie sah immer noch ein wenig müde und blaß aus und hob kaum einmal die Augen, sondern sprach, während sie die Falten ihres dunkelroten Samtkleides studierte und ihren Fächer zerzupfte.

Das Souper war in einem uralten Ahnensaal, voll Rüstungen, Schwertern und Kriegstrophäen an den Wänden, serviert. Die lange Tafel, mit schneegligerndem Damast gedeckt, brach fast unter der Last des Gold- und Silberservices.

Es kam Prinz Alféo zu, Mademoiselle de Montenai zu Tisch zu führen, und er entledigte sich dieser Aufgabe mit einer neuerdings erlernten, etwas leichtfertigen Nonchalance, die aber so trefflich zu seiner ganzen Erscheinung paßte, als wäre sie ihm angeboren.

„Wie kommen Sie hierher, Alféo?“ frug ihn Aglaé, als sie sich gesetzt hatten.

„Ich? — O, Dio mio, — sie fingen mich ein und nahmen mich mit.“

„Die Cariatidis?“

„Sawohl, in Marseille.“

„Aber wie kamen Sie nach Marseille?“ rief Aglaé verwundert.

„Das ist eine lange Geschichte! — Wann war ich zuletzt in Rom? Ich weiß es nicht. Ich brach einmal los, lief in die Welt und machte ein Kreuz über die Wankbullen meines Großvaters. Was ich in dieser Zeit gelernt habe, werden Sie morgen sehen! — Können Sie sich noch des Thaliatempels erinnern?“

„Thaliatempel? Nein!“

„O, Aglaé! . . . Die Gesellschaft, in welcher Lionardo auftrat.“

„Ich weiß jetzt!“ flüsterte sie erglühend.

„Nun,“ sagte Alféo sorglos aber mit einem neugierigen Seitenblick, „ich spielte jetzt eine Zeitlang bei dieser Truppe die Rolle des ersten Liebhabers.“

„Sie? — Prinz Avarra?“

„Halten Sie Schauspieler für giftige Reptilien oder für eine besondere Menschengattung?“

„O nein, aber — doch Sie scherzen wohl nur.“

„Nein, gewiß nicht. Ich bin mehrere Male aufgetreten, natürlich unter dem anmutigen Namen Lelio. Ich soll sehr gut spielen — das konnte selbst sie nicht leugnen.“

„Sie?“ frug Aglaé mit unschuldiger Verwunderung.

„Ja, eine kleine, braune Hexe mit den kraussten Locken und den rötesten Lippen, das unartigste kleine Mädchen von der Welt. Sie tyrannisierte uns alle, und als sie eines Tages in der Laune war, mich fortzuschicken, schickte sie mich fort. Wer ihr im Wege war, bekam eine Ohrfeige, und ich — nun, ich war ihr freilich oft im Wege“ — er lachte — „und da sie mir keine Ohrfeige geben mochte, jagte sie mich fort wie einen zudringlichen Pudel.“

Er konnte ebenso gut türkisch reden — Aglaé hörte ihn kaum.

Sie träumte in dieser Nacht schwer und unruhig. Della Rocca's tiefes, gemüthliches Lachen, Elena's sonore Stimme, Alféo's leichtes Geschwätz — alles klang durcheinander, und sie horchte, horchte vergeblich, ob sie auch seine Stimme höre? — Umsonst.

LI.

Der nächste Tag schien nur eine Fortsetzung dieses unruhigen Traumes zu sein. Das ganze Schloß war voll von Gästen, fast beständig wurde Aglaé von ihrer Mutter getrennt und in dem runden Turmgemach im Kreise der lachenden Mädchen festgehalten, während die Herren den Vormittag auf der Jagd verbrachten. Nur Prinz Alféo hämmerte und arbeitete unten im Garten an einer improvisierten Bühne, deren Kulissen die geschorenen Laubengänge bildeten und die durch Lampen an den Baumästen erleuchtet werden sollten. Einige Zimmerleute und ein paar Diener halfen ihm dabei.

Doch noch einer war nicht mit ausgeritten. Es war dies der Duca della Rocca, welcher behauptete, er sei zu dick für dieses Vergnügen. Er saß wie ein Türke auf der bequemsten Moosbank, rauchte und sah dem Treiben zu.

„Ich bewundere Ihre Gemütsruhe, lieber Alféo,“ sagte er dabei. „Bedenken Sie nicht, daß über Ihrem Haupte das Schwert des Damokles hängt?“

„Hol's der Teufel!“ murmelte Alféo, einen Nagel zwischen den Zähnen.

„Es ist wohl wahr,“ philosophierte der Duca weiter, „daß ein Walfisch noch nie den Montblanc bestieg.“

„Lieber Duca, phantastieren Sie?“

„Es ist nicht seine Natur,“ fuhr der Duca bedächtig fort. „Ein Mann, der nachdenkt, kann viele Lebensrätsel lösen! Aber Scherz beiseite, Alféo, Ihre Sache steht verzeweifelt schlecht!“

„So schlecht, daß ich schon um meinen Nachfolger weiß! Fürst Andrea gedenkt mir die schärfste Lehre zu geben, indem er mich, den erlauchten Sproß des ältesten Hauses, ignoriert und einen Lionardo Romano adoptiert! Den Hammer her, Piret!“

„Und wie dann weiter?“ frug della Rocca, immer noch rauchend.

„Nun, das ist eine delikate Frage! Ich vermute, sie bezieht sich auf meine Schwester? Denken wir uns das Uebrige!“

Der Duca hob einen Stein vom Boden, brach denselben auseinander und warf die Stücke beiseite.

„Allons,“ sagte er, „das Dejeuner wird serviert sein!“

Er stand auf und ging fort, aber als er die gescho-renen, verschnörkelten Hecken hinter sich hatte, blieb er stehen. „Eines Mannes Schicksal liegt in seiner Hand,“ sagte er laut, „und diese Faust zerriß schon manchen gordischen Knoten!“ Er streckte den Arm aus, als wollte er die Muskeln prüfen, aber er ließ ihn plötzlich sinken, denn die Hand war von Blut überströmt.

Wahrscheinlich verletzte er sich bei der herkulischen Kraftprobe des Steinbrechens, aber das fiel ihm eben nicht ein. Den starken Mann erfaßte ein Schauer.

„Lüge!“ sagte er, „es ist nicht wahr! Wieder einer Deiner Streiche, Du heimtückischer Feind!“

In diesem Augenblick schlug eine weiße Hand die Äste zurück und Fürstin Elena trat auf den Platz, erschrak und wich zurück. Sie wäre sicherlich umgekehrt, aber die Teilnahme an seiner Verletzung raubte ihr für einen Augenblick die stolze Reserve.

„Was ist geschehen?“ frug sie.

„Eine Mücke hat mich gestochen, Fürstin!“ sagte er im humoristisch-sorglosesten Ton.

„Sie scheinen sehr verwundet zu sein!“

Er trat neben sie, zog ein Tuch aus der Tasche und versuchte die Hand zu verbinden. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie das Buch, in dem sie las, auf eine Bank, nahm das Tuch fort und band es um die Hand.

„So!“ sagte sie ruhig.

„O, wie rätselhaft die Frauen sind! — Fürstin, nun dehnen Sie Ihre Güte noch weiter aus. Ich bin ein kranker Mann, ich habe sehr heftiges Wundfieber . . . sehen Sie, wenn Sie mir jetzt erlauben wollten, mich hier neben Sie auf die Bank zu setzen.“

„Ich setze mich nicht.“

„Oder mit Ihnen weiterzugehen? Ich bin nun schon seit acht Tagen hier, und mit jedem Tage werden Sie unnahbarer. Was habe ich verbrochen, daß Sie mich hassen?“

„Bitte, Duca, geben Sie mir mein Buch und lassen Sie mich gehen.“

„Darf ich den Titel nicht lesen? ‚Coraggio — p. L. Romano.‘ Nun, das hätte ich mir denken können! — Weshalb setzen Sie nicht unter sein Bild eine ewige Lampe und verrichten dort Ihre Andacht? . . . O, Kind, Kind, einst in Jahren werden Sie es mir vielleicht auf den Knien danken, daß ich als rettender Genius neben Ihnen stand, und daß diese Hand stark genug war, Sie vor dem Sturz ins Elend zu bewahren!“

Er hatte ernster gesprochen, als sonst seine Art war,

und sie fühlte eine tiefe Beklommenheit. „Sie kommen mir vor, wie ein spielendes Kind, dem ein weiser Freund die roten Giftpilze aus der Hand windet . . . Sie sehen mich zürnend an, Sie geben mir kein gutes Wort, Sie sehen in mir einen Verräter, weil ich Ihnen von Rom hierher folgte. Statt dessen geben Sie mir nur einmal freiwillig die Hand und sagen Sie mir: Ich danke Dir! Und Sie werden es nie bereuen, so gesprochen zu haben!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ erwiderte sie kalt und ging davon, ohne auf ihr Buch zu warten.

Mit wenig Schritten hatte er sie eingeholt.

„Sie vergaßen, Fürstin!“ sagte er genau in demselben kalten Ton, verneigte sich und ging.

Sonderbar! Sie blieb stehen, zögerte und sah ihm nach. Dieser seltsame Mann hatte die Macht, sie durch ein Drohen in seiner mächtigen Stimme, welches wie ferner Donner mit unterließ, zu beängstigen, — aber was noch mehr war, er konnte ihr durch kalte Gleichgültigkeit die Thränen in die Augen treiben. Bisher that er noch nicht viel anderes, als sie mit dem einen oder dem andern zu quälen und zog trotzdem die magnetische Kette fester und fester! —

Zum Diner fanden sich auch die übrigen Herren nach einer animierten Parforcejagd auf Füchse wieder ein, alle sehr heiter und erfrischt. Aber Duca della Rocca übertraf sie sämtlich durch seinen kräftigen Humor. Er saß neben Aglaé de Montenay, er suchte ihr die schönsten Früchte aus, er häufte Delikatessen auf ihren Teller und sagte ihr hundert jener zärtlichen Artigkeiten, mit denen man ein Vögelschen zum Essen nötigt.

Nach dem Diner zerstreute sich die Gesellschaft im Garten, ein großer Teil derselben war mit den Vorbereitungen zur Vorstellung beschäftigt. Madeleine, Aglaé und noch einige der jungen Mädchen hatten sich in eine kühle Grotte gesetzt, und es wurde geflüstert und gefichert, als Eustace eintrat:

„Alféo dell' Uvarra läßt Dich fragen, Aglaé, ob Du morgen Abend fünf Minuten lang mitwirken willst? Er sagt, der Duca hätte für Dich eine entzückende Idee gehabt.“

„Thue es, Aglaé, thue es!“ riefen die andern Mädchen.
„Du wirst Dich sicherlich sehr gut ausnehmen.“

„Ich muß Mama fragen,“ versetzte Aglaé und erhob sich, um mit Eustace die Grotte zu verlassen.

„Bist Du krank, Petite?“ frug dieser plötzlich mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber was fehlt Dir dann?“

Sie versuchte zu lächeln.

„Nichts, Eustace, — laß uns gehen!“

Und auch dieser Tag neigte sich zu Ende und der Morgen des Hochzeitstages erschien. Eine großartige, feierliche Ceremonie vereinigte die Festgesellschaft zuerst in der blumengeschmückten Kirche, dann im prächtigsten Saal des alten Schlosses beim Hochzeitmahl. Darauf folgte Spiel und Tanz und Musik, und Aglaé war tapfer und sagte niemand, wie ihr Kopf schmerzte und ihre Pulse flogen. Es war nun der dritte Tag, daß sie Romano nur gesehen hatte, wenn er zufällig vorüberging oder mit ehrerbietiger Miene vor Fürstin Elena stand. Alféo holte sie endlich ab, damit sie bei den Bildern mitwirke. Sie fand die

Laubengänge beleuchtet, Bänke aufgestellt und hinter den Kulissen ein frohes, lachendes Völkchen.

„Ist sie da?“ rief des Duca tiefe Stimme, und Alféo bejahte.

„Sehen Sie, kleine Schönheit, Sie werden die ganze Sache beginnen,“ sagte der Duca und stieg von einer Leiter herab, „man hat Sie nicht umsonst die Lilie von Frankreich genannt . . . Sie werden in diesen hellblauen, mit goldnen Lilien durchwirkten Stoff eingehüllt! Klassischer Faltenwurf! . . . Dann bekommen Sie eine Lilie in die Hand — so, — dies goldne Haar muß über die Schultern fallen, kleine Fee! — Bilden Sie sich ein, ich sei ein alter Friseur! — So — so!“

„Und was stelle ich vor?“ frug sie verwirrt, während Alféo, der Duca und eine Kammerfrau ein duftiges, blau-goldnes Gewebe mit Nadeln feststeckten und um ein weißes Kleid drapierten.

„La France!“ versetzte Alféo. „Frankreich und Italien reichen sich die Hand . . . sehen Sie wohl? Luigi Carielli heiratet eine Französin, daher —“

„Und wer wird Italien sein?“ frug sie neugierig.

„Wir ignorieren die Annahme, daß Italien ein Weib ist, und stellen einen jungen Kalabresen neben Sie!“ erwiderte Alféo unbekümmert.

„Eile!“ mahnte der Duca, den Vorhang hebend. „Alle haben Platz genommen! . . . Mademoiselle de Montenay, Sie sehen so traurig aus! Versuchen Sie, ein wenig zu lächeln. Denken Sie daran, daß ich im nächsten Bilde als kleines Gänsemädchen, barfuß, im roten Wollenröckchen auftreten werde, einen Strickstrumpf in der Hand! Diese

Aussicht wird Sie doch etwas heiter stimmen!" — Es gelang ihm nicht, ihre Augen von dem Zelt zu lenken, aus welchem jetzt Prinz Alféo einen reichgekleideten, phantastisch aufgepuckten Kalabresen führte, welcher neben sie auf die Bretter sprang.

„Alféo . . .“ stammelte sie.

„Ruhe!“ ermahnte der Duca lachend. „Kommen Sie, Mademoiselle! So — jetzt steht Ihr gut! . . . Signor Romano, wollen Sie ihre linke Hand fassen? Die Rechte legt sie mit der Lilie darüber hin.“

Das war aber eine fürchterliche Ueberraschung, welche dieser tückische Duca sich ausgedacht hatte.

„Alféo,“ begann Romano. Aber es war zu spät, der Vorhang rollte auf und die Gesellschaft hatte, als Einleitung der kommenden Bilder, einen „Prolog ohne Worte“ vor sich. Die Bühne und die grünen natürlichen Kulissen waren bunt beleuchtet und mit Fahnen und Blumenguirlanden geschmückt. Auf einem niedrigen Postamente, wie ein Denkmal im Waldesdunkel, standen der junge Römer und die Tochter Frankreichs unbeweglich, vom zwingenden Muß des Augenblicks gleichsam erstarrt. Sie hielt den Kopf ein wenig gesenkt, ein Goldreiß umschloß das lange, lockige Haar, welches über das blaue Gewand herabfiel. Romano's Schönheit, sonst durch seinen Ernst und seine Nichtachtung derselben in den Hintergrund gedrängt, trat in der reichen, malerischen Tracht, gehoben durch die Aufregung des Augenblicks, in frappanter Weise hervor. Er hatte eben alles vergessen — alles, was hindernd zwischen ihnen stand — seine Armut, seine Herkunft, seine Verbannung! Er fühlte nichts, als daß er diese zitternde,

kleine Hand halte, daß sie eben zusammengehörten, und der Augenblick enthielt eine Ewigkeit heißen Glückes, wie sich in einem Wassertropfen Himmel und Erde abspiegeln kann.

Der Vorhang sank herab, Aglaé hob zitternd den Blick zu ihm empor, und ihr Schreck über des Duca Tücke, ihr Leid und ihre Qualen, alles verwandelte sich in einem Augenblick. So strahlend hatten diese Augen noch nie auf ihr geruht, so glücklich hatte sie dies Gesicht noch nie gesehen.

In diesem Moment hätten sie, wären sie weniger träumerisch gewesen, des Duca schmunzelndes Gesicht zwischen den Blättern der geschorenen Hecke erblicken können. — Romano sprang vom Postament, Aglaé folgte ihm und beide gingen zwischen den Kulissen hindurch ins Freie, unbekümmert um den Fortgang des Spieles. Die Verzauberung des Augenblicks war noch nicht von ihnen gewichen, der Bann noch nicht gebrochen. Wie ein Träumender blieb er mit ihr an dem Springbrunnen stehen, dessen perlende Wassergarben im Mondlicht glitzerten, ergriff ihre Hände und blickte sie flehend an.

Ihr aber war zu Mute, als habe sie plötzlich den Schlüssel, die Möglichkeit in Händen, ihn glücklich zu sehen, den schwermutsvollen Ernst von seiner Stirn zu bannen, sein Lächeln froh zu machen.

„O, wenn ich Sie immer so stolz, so glücklich vor mir sehen könnte, Lionardo!“

„Es ist Ihr Werk. O, ziehen Sie Ihre Hand nicht fort!“ bat er leidenschaftlich. „Mein Engel — mein Engel, habe Mitleid mit einem Vermessenen!“

Über ihr liebliches, unschuldiges Kiudergesicht floß

glühender Purpur, als sie die Hand, die sie ihm entzogen hatte, sanft auf seine heiße Stirn legte und den Kopf an seine Schulter lehnte, als suche sie bei ihm Halt und Ruhe.

Er aber kam im selben Augenblick zur Besinnung, sah wieder die Kluft, die zwischen ihnen lag, und wich zurück. Ohne sich zu besinnen, wandte er sich ab und war verschwunden, ehe sie ihn zurückrufen konnte.

— — — — —
„Marquis,“ sagte Romano am selben Abend, „schicken Sie mich fort. Meine Kraft ist zu Ende, sie brach heute zusammen. Ich habe redlich gekämpft und ich hoffe, Eustace de Verme wird mich nie anklagen, daß ich absichtlich den Frieden seiner Braut gestört hätte. Ich wußte nicht, was ich sprach. Lassen Sie mich noch in dieser Nacht abreisen!“

Der Marquis seufzte tief auf. — Wie er ihn liebte, diesen tapferen, ehrlichen Burtschen! „Reisen Sie,“ sagte er endlich, „aber nicht ohne Eustace!“

LII.

Auf einem niedrigen Ruhelager, den Kopf mit Kissen gestützt, eine leichte Decke über die Füße gebreitet, lag Aglaé de Montenay und schaute Stunde für Stunde, Tag für Tag geduldig wartend durch die Säulenreihe herab auf die Gärten, auf die Teiche, auf die sprudelnden Fontänen. Die Vögel zwitscherten und sangen, ein leiser Wind fächelte im Laube der Platanen, — still, ruhig, in unverrückbarer Schönheit breitete sich die Gotteswelt vor ihr aus, der Ernte entgegenreisend.

Heiße Thränen sind an diesem Lager vergossen, inbrünstige Gebete gen Himmel geschickt worden, — aber wer konnte das Wort aussprechen, welches den Bann brechen würde?

Seit jener Nacht, da sie Romano zum letztenmal sah (denn er und Eustace reisten am nächsten Morgen ab), war die weiße Lilie von Frankreich geknickt und welkte langsam, langsam mit den Wiesenblumen dahin, um eingesammelt zu werden in die himmlischen Scheuern ihres göttlichen Meisters!

Einige sagten, sie habe sich an jenem Abend eine Erkältung zugezogen, andere meinten, die Aufregung und die Unruhe dieser Festtage wäre für dies überzarte, nervöse Kind zuviel gewesen. Jeden Abend kehrte ein heimtückisches Fieber zurück, Tag und Nacht quälte sie ein kurzer, trockner Husten. Sie war immer still, freundlich und ergeben und dankbar für jede Erleichterung, aber die kindliche Fröhlichkeit war verschwunden und auch ihr Lächeln war traurig.

Glena Nvarra hatte die de Vermes begleitet und war liebevoll wie eine Tochter. Sie jagte und hoffte mit den armen Eltern, welche ratlos dastanden. Sie saß stundenlang neben Aglaé, hielt die kleine, fiebernde Hand in der ihren und hörte auf das müde Geplauder.

Eines Tages, als Aglaé allein auf der Veranda war, rollte in der Ferne ein Wagen, dann kamen knirschende Schritte über den Kies, eine große Gestalt tauchte hinter den Jasminsträuchern auf . . . es war der Duca della Rocca. Er kam zu ihr, erfaßte ihre Hände und sagte gutmütig:

„*Pauvre ange!* Sagen Sie mir, daß Sie Don Ercole nicht zürnen! Ich war es, der Sie veranlaßte, an jenem Abend zu spielen.“

Aglaé errötete und ihre Lippen zuckten.

„O, Duca, das war es nicht!“

„Was dann?“ frug er zärtlich. Und seltsam, seine Zärtlichkeit, die noch aus der Zeit stammte, da er sie auf seinen Armen durch die Straßen Roms trug und bei sich dachte: Kleine Heldin!, war so frei von jeder unangenehmen Beimischung, daß Aglaé's Zartgefühl nicht verletzt wurde. „Was dann?“ frug er. „*Pelite*, denken Sie sich, ich sei Ihr Confessenr! — Wollen Sie das nicht? Soll ich in einer grauen Kapuze wiederkommen? — Nun, wenn nicht, so will ich für Sie sprechen. Da ist jemand, an den la *Fauvette* denkt, Tag und Nacht. Ist's nicht so? — Solche Gedanken können das Herz krank machen. Wenn er hier wäre, er würde seine Hand auf diese heiße Stirn legen und sie wäre gesund. Er ist ein kühner Bursche, aber das gefällt mir von ihm. Was wir wünschen und hoffen, kann nicht hoch genug sein.“

Er hatte genug gesehen. Das arme Kind war wie mit Purpur übergossen.

„Mademoiselle Aglaé,“ sagte er sich erhebend, „es ist mein Schicksal, die Menschen zu quälen, die mir am teuersten sind; aber Wundärzte müssen manchmal grausam sein!“

Und er ging gedankenvoll nach dem Park herab, wobei er unterwegs einen Gärtnerburschen frug:

„Ging nicht die Fürstin Nvarra dorthin?“

„Ganz recht, — nach dem Pavillon!“

Als er näher kam, sah er sie lesend den Weg heraufkommen. Ihr dunkelgrünes Kleid glitt langsam nach, die prächtige Gestalt hob sich wie ein Bild vom hellen Laube ab. Jetzt blieb sie stehen.

„Nun, Fürstin, wollen Sie mir nicht einmal den formellen Handkuß gestatten?“ frug er, sich tief verneigend.

„Ich habe Sie seit vierzehn Tagen nicht gesehen!“

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie gemessen.

„Vrr ... siehe Pagina fünf im neuesten Komplimentierbuch. Gut memoriert. Geliebtes Kind, mit solch einem Empfang wäre kaum Ihr Friseur zufrieden sein.“

„Sie müssen zufrieden sein. Es war nicht unfreundlich gemeint.“

„Par example! — Ich möchte wissen, was Sie thun werden, wenn die Zeit der Abrechnung kommt, denn Ihr Schuldbuch wächst ungebührlich an! Aber ich will mich zufrieden geben. Erzählen Sie mir ein wenig von der Krankheit dieses armen Lämmchen. Schade — jammerschade um das Kind! — Fröhlich wie eine Lerche, schön wie eine

Blume, zierlich wie eine Gazelle — dem Tode überliefert wegen thörichter Standesvorurteile!"

"Sie thuu dem Marquis sehr Unrecht!"

"Ich thue niemand Unrecht, die Thatfachen reden für sich."

"Weder der Marquis noch seine Gemahlin ahnen, daß Aglaé so sehr krank ist."

"Fürstin Alvarra," sagte er schnell ohne Übergang, "darf ich Ihnen einen guten Rat geben? Fliehen Sie nicht weiter vor mir. Sie sehen, es ist nutzlos. Ich verspreche Ihnen dagegen, daß Sie mit mir zufrieden sein sollen. Ich werde Sie nicht belästigen. Vielleicht gewöhnen Sie sich am Ende doch noch an mich. Vielleicht werde ich Ihnen mit der Zeit so vertraut, wie ein altes Hausmöbel, welches man nicht bemerkt, bis es einmal fehlt; ein alter Sessel, den man seit der Kindheit kennt als einen zuverlässigen Freund, mit dem man in ungeduldigen Augenblicken zankt: Bei Seite, du alter Narr! Du bist mir im Wege! — Sehen Sie, Fürstin, wenn Sie erst so mit mir reden werden, dann habe ich Ihre grundlose Furcht besiegt!" .

Nach diesen Worten beschleunigte er seinen Schritt und ging dem Marquis entgegen. Elena ging in den Park zurück.

"Sie treffen uns in sehr trauriger Stimmung, lieber Duca," sagte der Marquis sorgenvoll.

"So hörte ich! Ich kam, um mich davon zu überzeugen, ob die arme Kleine wirklich so krank sei, wie man sagt. Sollte es kein Mittel geben, durch welches man sie ihrer Melancholie entreißen und mithin der Gesundheit zurückgeben könnte? — O ja, es gibt eins, lieber Marquis. Weshalb ist Romano nicht hier?"

Der Marquis erbleichte.

„Unmöglich, Duca, das sehen Sie doch ein, daß es unmöglich ist!“

„Weshalb?“

„Es würde sie und ihn nur unglücklich machen. Was sollte daraus werden?“

„Eine Heirat!“ sagte der Duca lakonisch.

„Lieber Freund, scherzen Sie nicht. Erstens ist es unser Wunsch, daß Aglaë unsern Neffen heiratet, den sie sehr zärtlich liebt. Sollen wir das sichere Glück dieser beiden jungen Deutschen durch eine vielleicht vorübergehende Schwärmerei vernichten? — Und dann, ich gestehe es offen, daß ich noch zum ancien Regime gehöre. Würden Sie Ihre Tochter einem kalabresischen Hirtensohn geben?“

„Was veranlaßte das deutsche Kaiserhaus, seine Tochter einem korrischen Advokatensohn zur Ehe zu geben?“

Der Marquis schwieg.

„Weil er“, fuhr der ehemalige Offizier der „großen Armee“ fort, „sich emporgeschwungen hatte zu einer Höhe, vor welcher die Fürsten Europas zitternd im Staube lagen. Ich will keine Vergleiche ziehen, aber warten wir ab, was das Leben aus Diouardo Romano machen wird.“

Diese Unterhaltung wurde späterhin nicht wieder aufgenommen. Der Duca blieb in Chateau La Verme. Er war der angenehmste Hausfreund, den man sich denken konnte. In seiner Trägheit lag seine Anspruchslosigkeit. Er konnte den halben Tag in einer Hängematte liegen, die ihm ein spanischer Freund aus Brasilien mitbrachte und die überall zwischen zwei Bäumen hing, wo er sich aufhielt. Er rauchte dann, sah gen Himmel, sumnte eine

Melodie und schien die Personifikation des Wohlbehagens zu sein. Mit Fürstin Elena sprach er fast nie, nur das Nötige, um nicht unhöflich zu scheinen. Zu Mittag aß und trank er mächtig, diktierte dem Koch Rezepte für ausländischen Delikatessen, konnte über ein Frisasse eine halbe Stunde lang disputieren und war reich an Beschreibungen lukullischer Gastmähler, die er mitgemacht hatte. Er spielte mit dem Marquis Schach, er plauderte mit der Marquise und leistete Aglaé Gesellschaft. Es lag etwas Rührendes in der zärtlichen Fürsorge dieses großen Mannes, und Aglaé war sehr geneigt, ihn für den „alten Vater“ zu halten, der summend an ihrem Füßchen hinstrich.

Es gibt solche große, orangefarbene Tiere mit glänzendem Fell und mächtigen Taten. Sie pflegen im Sonnenschein die Pfoten unterzuschlagen, behaglich mit den Augen zu blinzeln und wohlwollend zu schnurren. Ihr Fell zuckt vor Behaglichkeit. Raht sich jemand und streichelt sie, so dehnen sie sich und reiben den Kopf dankbar gegen die liebkosende Hand.

Es sind herzensgute Geschöpfe.

Nachts aber werden diese herzensguten Geschöpfe lebendig. Sie springen auf, prüfen die elastischen Muskeln und werden schlank und wachsam. Ihre Augen leuchten wie grüne Sonnen und ihre Pfoten sind mit Dolschen bewaffnet.

Es war gegen elf Uhr abends, als Duca della Rocca, im Fenster des Pavillons sitzend, auf jemand wartete.

Er gab sich ein Rendezvous mit der Kammerfrau der Fürstin Albarra!

Er hörte ihre Schritte vom Schlosse her kommen, ehe

noch der Windhund neben ihm die Ohren spitzte. Die Schritte wurden langsamer, langsamer, — endlich erschien eine graue Gestalt unter dem mit Eaisblatt bewachsenen Fenster. Der Duca hustete und die Person trat in den Pavillon. Sie sah die dunklen Umrisse der breitschultrigen Gestalt im offenen Fenster sitzen, scharf abgegrenzt gegen den Himmel.

„Seid Ihr es, Frau Camilla?“

„Ich bin es,“ sagte die blasser, kummervolle Frau, „was wünschen Eure herzogliche Gnaden von mir?“

„Eigentlich nichts. Ich bin ein alter, neugieriger Kauz, Frau Camilla, und eine Frage beschäftigt mich, seit ich Sie gesehen habe. Sind Sie schon lange im Dienst der Fürstin?“

Camilla, welche nicht anders glaubte, als daß sie nur das Mittel sein sollte, um seine Neugierde in Bezug auf die junge Fürstin zu befriedigen, antwortete ohne Zögern, aber in gemessenem Ton:

„Ziemlich lange.“

„Sie ist eine gütige Herrin.“

„O ja, Altezza.“

„Wart Ihr je verheiratet?“

Die Frage wurde nachlässig hingeworfen, der Duca schlug sich Feuer und pfiß eine Arietta. Camilla schwieg.

„Nun? Ich frug nur, weil dieser herrenlose Knabe, der sich Romano nennt, Euch außerordentlich ähnlich sieht.“

Die Frau fuhr auf. Wie ein Gespenst wich sie zurück, ihr Kleid flatterte durch die Dunkelheit.

„Mir?! — Mir?!“ rief sie entfliehend, und es war dem Duca, als höre er das Lachen einer Wahnsinnigen in einiger Entfernung aufkreischen.

„Ich hatte recht,“ sagte er, „morgen werde ich alles wissen!“

Was er morgen auch erfahren mochte, er schwieg, er aß und trank und entlockte Mademoiselle Aglae's blassem Gesichtchen manches Lächeln, aber niemand erfuhr etwas über seine nächtlichen Abenteuer im Park. Niemand ahnte, daß dieselbe Frau, die am Tage mit der Gleichgültigkeit und Ruhe eines Automaten ihrem Dienst oblag, sich nachts wie eine Verzweifelte zu den Füßen ihres kaltblütigen Entlarvers wand.

Die Tage gingen hin. Heiße Blut brütete über dem Chateau und Aglae senkte den Kopf wie eine verschmachtende Blume. Ihre Kräfte schwanden täglich mehr, und in dem Grade verschlimmerte sich der Husten. Abends glühten ihre Wangen und glänzten ihre Augen — dann war sie schön wie ein Engel. Das Fieber verlieh ihr eine trügerische Stärke, von der am nächsten Morgen nichts übrig war.

„Würde sie gesund werden, wenn er hier wäre?“ Das war die Frage, welche sich der Marquis täglich vorlegte. Aber sie war so ruhig, so ergeben; sie bat um nichts, sie verlangte nach nichts! — Ach, die Mutter kannte ihr Kind besser, sie verstand diesen Blick, der einen Vorwurf enthielt, von dem die Seele nichts ahnte.

„Madame,“ sagte der Hausarzt eines Tages, „Mademoiselle ist außerordentlich zart, sie hat nicht mehr Stärke zuzusetzen, als ein Vögelchen. Hüten wir uns doch, ihre körperliche Krankheit durch einen Kummer zu erhöhen. Sagen Sie mir offen, ob es nicht unglückliche Liebe ist, die dem Leiden zu Grunde liegt?“

„Ich fürchte es,“ sagte die Marquise traurig, „aber

was sollen wir thun? Eine Heirat wäre kaum möglich. Er ist ein blutarmer, junger Mann, ein Ausländer, ein Verbannter, — ein Komödiantensohn! — Ja, sehen Sie mich nicht erstaunt an," unterbrach sich die Marquise erröthend, „trotz alledem war es möglich, ach, nur zu möglich, daß die Tochter des Marquis de Verme ihn liebgewann, und ich darf nicht sagen, daß sie sich durch diese Liebe erniedrigt hat, denn er ist edel, wahrhaftig und voll reinem Feuer, voll Stolz und Mut . . . aber . . ."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Bringen Sie ihn her," sagte er, „wenn Sie Ihre Tochter zu retten wünschen!"

LIII.

Und so sanken denn die langgehegten Luftschlösser zusammen, — Uglacé, ihr Liebling, wird niemals in ruhiger Zufriedenheit als Eustace de Verme's Gattin hier weiterleben, froh, sorglos, im Schutz eines braven Mannes, der sich nichts Schöneres denken kann, als einen Ritt durch die Ebenen der Picardie, der sie aber mit Treue lieben und hegen wird.

Sie soll statt dessen das Los jenes Heimatlosen teilen, der das Leben wie einen Kampf aufnimmt, den eine hohe, ideale Idee beherrscht und mit fortträgt durch Hunger und Not, durch Gefahr und Spott. Adrienne's Herz zitterte

bei diesem Gedanken! — Und doch, was sollte man thun? Ihre Angst war seit dem Ausspruch des Arztes so gestiegen, daß sie an nichts denken konnte, als an die Erfüllung seines Rates.

Der Marquis dachte noch weiter. Er schrieb viele Briefe, welche ein Kurier nach Paris brachte, und er bekam lange Antworten, die er mit nervöser Ungeduld durchlas.

Einmal lief auch ein Brief an den Duca auf diesem Wege mit ein.

„Haben Sie schlimme Nachrichten?“ frug Aglaë schüchtern vom Divan her, nachdem sie das Gesicht ihres alten Freundes eine Zeitlang beobachtet hatte.

„Ja,“ sagte er kurz, „das heißt, nichts was Sie erschrecken könnte. Sie kennen die betreffende Person gar nicht . . . aber ich werde gezwungen sein, abzureisen.“

In Aglaë's Augen stiegen Thränen.

„Ich werde Sie vermissen, Duca, ich habe Sie so liebgewonnen. Sie sind so gut gegen mich, und dann — ohne Sie hätte ich — wäre ich — hätte ich an jenem Abend kein Bild gestellt!“

Und ihre Thränen fielen jetzt still und reichlich, während er die schwächliche, kleine Hand in der seinen hielt.

„Aber ich will nicht klagen,“ sagte sie endlich erschöpft, „ich darf ja an ihn denken, und ich denke mir, daß ich ihn einst im Paradiese wiedersehen werde, und daß wir beide vor Gottes Thron anbeten werden.“

Eine heiße Thräne fiel auf ihre Hand, — aber zu gleicher Zeit erhob sich auch der gute Duca und verließ hastig das Zimmer.

Als er über die glänzende Rotunde ging, begegnete ihm sein Diener.

„Packe meine Sachen, Gennaro, und besorge Kurierpferde für morgen früh, wir werden abreisen,“ sagte sein Herr. Dann ging er und suchte den Marquis auf.

Ihre Beratungen dauerten bis zum Abend, darauf eilte der Marquis zu seiner Gemahlin und seiner Tochter, und della Rocca stieg langsam die breite Treppe zum Vestibül herab.

Durch gläserne Wände blickte man rechts in eine grüne Palmenwildnis. Die Glaswände dieser exotischen Treibhäuser waren im Sommer gewöhnlich aufgeschoben, nur an Regentagen wie heute, wurden sie geschlossen, und dann liebte es Elena, hier allein mit einem Buch oder nur ihren Gedanken zu lustwaudeln. Sie spürte an solchen naßkalten Tagen das Frösteln, das den Römer im Norden leicht überfällt, und die feuchtwarme Luft, in der sich diese großblättrige Pflanzenwelt entfaltete, that ihr wohl. Sie glaubte im Garten des Palazzo Avarra zu sein, in welchem sie so manchen Abend, ruhig sinnend, von Glück und Weh gleich unangefochten, umherzuwandern pflegte!

Einige an der Decke hängende weiße Lampen beleuchteten diese brasilianische und afrikanische Blütenpracht. Über ihrem Haupte schwebte ein grün-durchsichtiger Himmel phantastischer Schlinggewächse. Zu ihren Füßen krochen wunderlich-groteske Gebilde, mit purpurroten Blumen bedeckt. Um die schlanken Schaft der Palmen rankten sich pfefferartige Pflanzen mit glänzenden, brandroten Schoten.

Heute Abend sah Elena wenig davon, während sie ruhelos auf und nieder ging. Der Regen trommelte an

die Glaswände, ein verschlafener Rafadu freischte zornig und Eleua's Gedanken waren in Aufruhr.

Er will fort. Weshalb will er fort? Hat er das Spiel nun satt und geht er anderem Zeitvertreib nach? Und was hat er eigentlich mit seiner seltsamen Werbung bezweckt, was mit seinem Benehmen, welches anzog, während es verwundete?

Er sitzt eben jetzt wahrscheinlich oben und spielt mit dem Marquis die abendliche Schachpartie, oder die beiden und der Hausarzt sind in eine Partie Whist vertieft und des Duca's rollendes Lachen mischt sich in das monotone Ankündigen der Honneurs. Er gewinnt und ist gut gelaunt. Er verliert und ist noch besser gelaunt. Ihm ist alles gleich. Sonnenschein oder Regen, Glück oder Unglück — er nimmt das eine hin, wie das andere. Das ganze Leben — was ist es ihm? Ein langes Diner, eine Spielpartie. Gebt ihm nur ein Publikum für seine brasilianischen Jagdgeschichten, die um so merkwürdiger sind, als er nie da war, dazu einen Pokal mit Burgunder, so ist er zufrieden. Während sich die andern noch um das, was er behauptete, streiten, zieht er sich schon in seine Rauchwolken zurück und lacht die aus, die das Leben so ernst nehmen! Denn Vaterland, Religion, Wissenschaft — alle diese Dinge sind keinen Schuß Pulver wert. Laßt mich heute gut leben, denn morgen könnte ich tot sein, und das wäre fatal!

Wirklich, Elena, ist er ein solcher Mensch? Wenn er es wäre — ein gedankenloser Schlemmer, wie hätte er jemals vermocht, Dir das Herz klopfen zu machen, daß es zu springen drohte? Wie aber vor allem war er im

stande, Dir diese Furcht und einen Schrecken, wie vor etwas Uebernatürlichem, einzulösen?

Und jetzt — die Thüre nach dem Vestibül klinkt, es kommen knirschende Schritte näher und er steht vor ihr. Die Arme über der Brust verschränkt, betrachtete er sie eine Zeitlang schweigend, während sie sich bückte und eine umgestürzte Calla aufrichtete. In ihrer Verwirrung verlor sie so viel von ihrer königlichen Unnahbarkeit. Das lockige, braune Haar fiel über die Stirn und die erglühenden Wangen, während sie die Blume aufrichtete und an den Stab band.

„Fürstin Elena, wollen Sie Ihre nützliche Beschäftigung nicht auf einen Augenblick unterbrechen, um einem fahrenden Ritter Lebewohl zu wünschen? — Wenn Sie morgen früh ihre Augen öffnen, bin ich schon auf dem Wege nach Italien.“

Sie richtete sich auf, strich das Haar zurück und sagte: „So hörte ich.“

„Ihnen geschieht hiermit natürlich eine große Freude!“ sagte er lächelnd.

Sie ließ die gefalteten Hände herabsinken und stand ruhig vor ihm. Der erste Schreck war überwunden.

„Weshalb sollte ich mich freuen, namentlich wenn ich höre, daß die Ursache Ihrer Reise eine unangenehme ist?“

„Nein, nur eine traurige. Donna Mercedes, die Herrin der Roccana, ist sehr krank!“

„Eine Verwandte von Ihnen?“

Der Gefragte fuhr leicht zusammen.

„O Himmel, nein!“ sagte er dann leichtthin, „nur eine — was soll ich jetzt sagen, Fürstin, damit Sie nichts

Schlimmes von mir denken? Doch, was sage ich! Es kommt wenig darauf an, was Sie von mir denken, aber in Donna Mercedes bitte ich Sie, meine Schwester zu sehen.“

„Aber Sie haben keine Schwester.“

„Nein, leider nicht! Ich half mir durch eine Illusion und nahm mir eine Schwester.“

Sie sah ihn an, ernst und fragend. In dem Blick dieser unschuldigen Augen lag so viel herber Tadel, daß ein anderer vielleicht in Verwirrung geraten wäre. Der Duca hielt den Vorwurf aus.

„Fürstin, ich wünsche, daß Sie von dieser Frau das Beste denken, denn sie ist eine Unglückliche und rein wie ein Engel. Ich will von ihrer Liebe und Selbstverleugnung nichts weiter sagen, — genug, sie folgte mir aus Spanien auf die Roccana, und ich schwor ihr, daß sie dort eine Heimat finden solle. Ihr Unglück ist mir heilig, ihre Hingebung das Teuerste, was ich besitze. Sie würde jede Stunde willig für mich sterben.“

„Sie liebt Sie also!“ sagte Elena.

„Mit der rührenden Treue einer Sklavin, die nichts fordert, nichts verlangt und mit einem Blick zufrieden ist.“

„Weshalb haben Sie sie nicht geheiratet?“ frug Elena und richtete sich höher auf. „Mir scheint, Sie sind undankbar, Duca!“

„Kein Wort weiter!“ unterbrach er sie mit gerötetem Antlitz. „Dieser Ausspruch ist eine Beleidigung der Donna!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Er ging ein paarmal auf und nieder, seine Aufregung bekämpfend, und Elena sah mit Staunen, daß er wirklich aufgeregter war.

„O, wenn Sie mir vertrauen könnten!“ sagte er bit- tend, „dann würden Sie einst Ihr Haupt an die Brust dieser Frau lehnen, und dieselbe würde Ihnen sagen: Folge ihm zum Altar! — Denn, Fürstin, es wird ein Tag kommen, an welchem ich, ausgerüstet mit dem Segen ihres Großvaters, diese Bitte an Sie richten werde. Gewöhnen Sie sich im voraus an den Gedanken.“

Sie hob die Hände in wortlosem Stauen und ließ sie wieder sinken.

„Niemals, niemals!“ murmelte sie. „Sie kennen meinen Großvater nicht.“

„Ich sollte ihn kennen!“ versetzte er. „Nun wohl — und dennoch! — Wollen Sie mir jetzt eine glückliche Reise wünschen? — Werfen Sie auf einen Augenblick die Maske ab, — diese starre Gleichgültigkeit ist nicht Ihre Wahrheit!“

„O, mein Gott, nein!“ rief sie mit einem plötzlichen Aufklappen ihrer gewohnten Offenherzigkeit.

„Elena, lieben Sie mich? Wollen Sie meine Ge- mahlin werden?“

„Lieber sterben!“

„Weshalb beantworten Sie nicht beide Fragen? — Nun, ich will Sie nicht ängstigen. Sie werden auch durch- aus nicht sterben, sondern dereinst auf der Roccana herrschen wie eine Königin, so wahr ich hier stehe!“

Und bei seinem stolzen, siegreichen Lächeln schimmerten die blendenden Zähne unter dem langen, jeder Mode hohnsprechenden Schnurrbart. Er hielt ihre Hand in der seinen, und sie fühlte, daß er eben in dieser dämonischen Sicherheit unfehlbar war. An die Spitze einer Armee

gestellt, würde er sie im Sturm zum Siege führen, — in einen Kerker geworfen, würde er mit der Kraft eines Simson seine Ketten sprengen und die Gitter zerbrechen!

Es war eine der Wandlungen, über welche sich alle, die ihn kannten, manchmal gewundert hatten. Als wünsche er es selbst nicht, sich ihr in dieser neuen Gestalt zu zeigen, ging er nach kurzem Gruß, wie ein Fremder fort und ließ sie in sprachloser Verwirrung zurück.

Wird sie dies Rätsel je lösen?

LIV.

Wenn Paris eine lustige Stadt ist, so bemerkten Romano und sein junger Schutzbefohlener wenig davon. Sie bewohnten zwei Zimmer des Hotel de Verme, aus welchen man in den Garten sah, und verbrachten ihre Zeit mit Studien. Romano's Einfluß bewahrte Eustace davor, das unordentliche Leben anderer Studenten zu teilen, und seine Erfahrung schützte den harmlosen Landjunker davor, in alle die Schlingen zu fallen, die dem dereinstigen Erben gelegt wurden, — und in diesen dunklen Tagen der bittersten Seelenkämpfe war der Gedanke, daß er sich um ihretwillen diese Pflicht auferlegte, für Romano der einzige Lichtblick! Wenn Eustace de Verme nach beendeter Studienzeit würdig sein wird, der Gatte dieses reinen, liebevollen Kindes zu sein, dann hat sie den Dank dafür Romano zu zollen!

Wenn daher die grünen Spieltische in den eleganten, parfümierten und illuminierten Salons lockten, wenn das Theater alle seine Reize entfaltete, wenn die Augen lächelnder Sirenen ihn herbeiwinkten, so hielt eine feste Hand den Unbesonnenen immer zurück, und die Stimme seines Freundes bat: Überlege erst! — Und Eustace, *en bon garçon*, kam immer noch rechtzeitig zur Vernunft. Weit schwieriger war es, seine Sehnsucht nach Landluft, nach den grünen Hügeln der Normandie, nach den Fuchshöfen und seiner Meute zu beschwichtigen. Er nannte die Pariser „Affen“ und wütete gegen den Zwang der Straßentoilette.

Sie hatten in der ganzen Zeit nur zweimal Briefe aus Chateau de Verme erhalten, darin der Marquis seinem Neffen mit bewunderungswürdiger Genauigkeit Bericht erstattete über jeden Hund und jedes Pferd. Es war in dem Briefe auch bemerkt, Aglaé sei „ein wenig leidend“. Aus leichtbegreiflichen Gründen enthielt sich der Marquis einer ausführlicheren Mitteilung.

Eustace verbrachte den Abend öfter in befreundeten Familien, denen der Marquis seinen Neffen empfohlen hatte. Das waren die einzigen Stunden, die Romano für sich hatte, Stunden, in denen er die Feder nahm und die Gegenwart vergaß. In dieser Zeit war er wieder daheim in Rom in seinem Dachstübchen, er hörte die Glocken der Laterankirche läuten, er sah die Menge vorüberziehen und er sprach zu ihnen. Er hielt seinen Brüdern eine feurige Verteidigungsrede, und wußte doch selbst kaum, daß er nur schrieb.

Eines Abends wurde er bei dieser Arbeit aufgeschreckt. Die Thüre öffnete sich ohne Ceremonie und der Duca

della Rocca trat ein. Romano sprang auf, er fühlte, daß er blutrot wurde.

„Buona sera!“ redete ihn der joviale Mann heiter an und warf sich in einen Fauteuil, der mit dem Rücken nach dem Fenster stand. „Eustace de Verme hier? Nicht? Um so besser, da ich besonders zu Ihnen wollte. Nun, wie geht es? Mager geworden, Poveretto! — Nun, dem wollen wir abhelfen. Ich komme mit einer Tasche voll guter Neuigkeiten! Aber so setzen Sie sich doch!“

Romano hatte die Hand auf die Lehne seines Stuhles gelegt, ihm schwindelte, aber er setzte sich nicht.

„Der Duca kommt aus Chateau de Verme?“ sagte er endlich.

„Natürlich!“ versetzte der unergründliche Mann und nahm seine goldne Tabatière hervor, öffnete sie, betrachtete kopfschüttelnd den Inhalt und klappte sie wieder zu. Dann drehte er die Dose zwischen seinen Fingern, daß die Brillanten blaues Feuer sprühten.

„Der Marquis läßt Sie grüßen, und, um es kurz zu machen, lieber junger Mann (denn ich taue schlecht zum diplomatischen Gesandten!), er hat sich die Sache überlegt. Sie waren sehr weise. Hätten Sie gebettelt . . . nun, nun! Sehen Sie mich aber nicht so verzweifelt wütend an! — Ich weiß natürlich alles, also wundern Sie sich nicht! — Hätten Sie gebettelt, so hätte man Sie auf Nimmerwiederkehr ans Ende der Welt geschickt. Es ist aber von unbeschreiblicher Wirkung, kehrt man den Leuten stolz den Rücken. Natürlich nur bei solchen Gelegenheiten. Im übrigen möchte ich Ihnen diese Politik nicht gerade anempfehlen. Nun denn! Der Marquis und

die Marquise haben sich die Sache überlegt, Mademoiselle Aglaé ließ ihr niedliches Köpfchen hängen — kurz, lieber Junge, Sie können nichts Besseres thun, als sofort Ihr Bündel zu schnüren und hinzureisen. Alles übrige wird sich finden!"

Romano stand wie versteinert. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, er schien den Duca gar nicht mehr zu sehen.

"Aber ich bin noch nicht zu Ende," fuhr der Duca händereibend fort. "Die de Vermes thun nichts halb! — Der Marquis, Ihren Stolz kennend, hat sich für Sie um eine Anstellung beworben, eine brillante Anstellung im Ministerium, und dieselbe ist Ihnen sogleich zugesichert worden. Es ist eine Staffel der großen Treppe, durch welche Sie zu alle Thüren Eingang erhalten können. — Allerdings mit" — er neigte sich etwas vor und deutete, mit dem Finger drohend, auf das nasse Manuscript — "ei, ei, lieber Junge! Mit solchen Auseinandersetzungen müssen Sie freilich unter dem Regiment eines Richelieu ein wenig vorsichtig sein. Oder — darf ich den Titel lesen?"

Romano rührte sich nicht, er hörte nichts. Der Duca las den Titel, blätterte im Hefte und legte es dann lächelnd zurück.

"Lieber Romano, Sie sind ein Tollkühner! Durch Ihr erstes Werk haben Sie sich die Pfaffen und unsere Vormünder, die Deutschen, zu Feinden gemacht, — durch dieses laden Sie sich die Dolche der Brigantesca und der Camorra auf den Hals! Nehmen Sie Vernunft an, amio. Sie können die Welt nicht verbessern, daher überlassen Sie

dieselbe ihrem Schicksal und wenden Sie sich dem Lose zu, das Ihnen die Götter in den Schoß werfen! — Sie bekommen eine vielversprechende Anstellung, ein schönes Haus in der Rue St. Honoré, einen Engel zur Lebensgefährtin, ein ideales Elternhaus und sind vermöge Ihres Charakters und Ihrer Talente binnen drei Jahren ein aufsteigender Stern an Frankreichs Himmel!"

Der Duca erhob sich und verließ, ohne mehr viel Worte zu machen, das Zimmer. Einen versiegelten Brief des Marquis an Eustace ließ er auf dem Tische liegen. Die beiden sahen ihn nicht mehr, da er in derselben Stunde weiterreiste.

Romano stand noch immer da wie ein Nachtwandler, ihn blendete ein erschreckend helles Licht. Wahrlich, ein Glück, so groß, so unsaßbar, daß er es kaum zu glauben wagte, fiel ihm da vor die Füße!

Und sie liebte ihn!

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer Seligkeit, wie er sie noch nie gekannt, betäubte jede andere Empfindung, machte ihn unzurechnungsfähig, bis Eustace kam und den Brief seines Onkels öffnete. Er warf ihn mitten im Lesen wieder hin.

„Romano,“ rief er aufspringend, „wir reisen morgen nach Hause! Wir! Hörst Du mich denn? Nach Hause!“

Und in seinem knabenhaften Ungestüm drohte er den Freund zu erdrosseln.

„Ha! Ob mich Euklid noch kennt? Ob meine Falken ausgewachsen sind? Ob — doch was steht hier?“

Er laß, und seine inmultuarische Freude legte sich ein wenig.

„Mein armer Junge,“ schrieb der Marquis, „Du weißt, daß wir den lebhaften Wunsch hatten, Dich einst unsern Sohn zu nennen, allein das Lebensglück unserer Tochter geht uns über alles, und sie hat eine so große Neigung für Lionardo Romano gefaßt, daß wir für ihr Leben zittern müßten, vernichteten wir ihre Hoffnungen.“

Eustace zerknitterte diesen Brief in seiner Tasche und ging zorngerötet, trotzig und mit Thränen in den Augen umher. Romano beobachtete ihn schweigend. Schließlich fielen Eustace doch wieder die Fuchsjagden, seine Flinten und Pferde ein, und er schien sich zu beruhigen.

So kam die Mitternacht heran und die beiden jungen Leute gingen in ihre Schlafzimmer. Eustace tobte eine Zeitlang wie ein angeschossener Eber in seinem Gemache umher, dann wurde es still, ganz still, — und als sich Romano, der sich unausgekleidet auf sein Lager geworfen, beunruhigt erhob, hörte er durch die Wand die tiefen, regelmäßigen Atemzüge seines Nebenbuhlers.

Er lehnte sich zurück und schloß die brennenden Augen. Er hörte wie aus weiter Ferne die Uhr schlagen und das brandende Getöse der Riesenstadt, — und doch war ihm, als läge er tief, tief unter der Erde in einem totenstillen Grabe und vernähme nur das ächzende Flüstern der Geisterstimmen!

Aus dem Dunkel tauchte eine hehre, feurige Gestalt auf und frug vorwurfsvoll: „Willst Du mir untreu werden?“ — „Nein!“ schrie es in seiner Seele auf. „Ich habe Dich glühend geliebt und ich werde Dich immer lieben, Du Traum meiner Knabenjahre, Du Ideal meiner hoffenden

Seele!" — „Ich bin noch mehr!" sagte die hohe Gestalt, gleich einem zürnenden Engel. „Ich bin Deine Aufgabe, ich bin Dein gottgewolltes Leben! Harre und warte, bis ich Dich rufe! Dann kehre zurück zu Deinem Vaterland und Deiner Kirche, arm und frei, so wird Dich Gott mit Kraft ausstatten und Dir vergönnen, in Seinem Dienst zu siegen oder zu sterben!"

Und er fühlte, wie sein ganzes Wesen auflebte, ihm war, als flösse Feuer durch seine Adern, und er richtete sich auf: „Ich komme!" rief er, und die Vision zerrann. Statt dessen tauchte die Erinnerung an sonnige Parklichtungen, an lichtblauen Himmel, an zwei glänzende, süßberedte Mädchenaugen auf. Er sah in seine Zukunft hinein... er fühlte eine kleine Hand liebevoll durch sein Haar gleiten und er breitete leidenschaftlich die Arme aus. Rings um ihn her lag Glück, Wohllieben, Reichtum. Ein sorgenfreies Leben breitete sich wie ein Frühlingstag vor ihm aus, und er stand mitten drin, mit tausend Rosenketten der Liebe, durch Familienrücksichten, Gelöbniße und fremde Wünsche hineingebunden für immer, im Glück gefangen, ein Alltagsmensch unter Alltagsmenschen! Er hatte an nichts mehr zu denken, als an seine — Karriere! — Und Aglaë sagte leise: „Sie könnte aber doch giftig gewesen sein!" — Sie hat Recht — sie hat Recht! Gift ist alles, was unsere Seele berauscht, unser Auge umflort, daß wir den rechten Weg nicht mehr sehen... erst Schwindel — dann ewige Reue! — „Nie soll sich ein Weib zwischen mich und meine Mission drängen!"

Hier ist sie. Mit ihrer Hand nimmt er ein neues, für ihn „präpariertes" Leben an, welches verlockend winkt.

Er verkauft sich an ein fremdes Land und wählt sich Behaglichkeit und Genüge, statt Arbeit und Entbehrung!

Eine spöttische Geisterstimme schien hier hohnzulachen. Es war sicherlich Mléo's Stimme, welche leise rief: „Don Quixote!“

O, daß er recht hätte! O, daß ich auf ihn hören dürfte! Die Versuchung war fast übermächtig, und er würde ihr unterlegen sein, sähe sein Geist nicht mit ahnendem Blick eine Zeit voraus, da eine furchtbare Reue ihn erfassen wird — eine Reue, wie sie Esau einst empfand! — eine Stunde, da der Funke in seiner Seele zur Flamme werden wird und Paris zum Kerker!

Was aber dann?

— — — — —

„Lieber Romano,“ sagte Eustace am folgenden Morgen, „gestern Abend hätte ich große Lust gehabt, Dich totzuschlagen, aber heute hat sich mein Zorn gelegt. Im Grunde bist Du nicht schuld hieran, und wenn Du ihr besser gefällst als ich“ — hier traten dem guten Burschen die Thränen in die Augen — „so ist das begreiflich. Ich fürchte, in mich wird sich nie ein Mädchen verlieben! — Aber auf alle Fälle — wir reisen heute noch nach Chateau La Verme!“

„Reise hin,“ versetzte Romano, ohne von seinem Buche aufzublicken, „ich werde Dich nicht begleiten.“

Und so reiste Eustace wirklich ab, und Romano blieb allein.

Es vergingen zwei Wochen, ohne daß er von La Verme eine Nachricht erhielt. Es kamen Stunden, da er sich zu Boden warf und bitterlich weinte wie ein Kind. Andere,

in denen er seine Sachen packte und fortstürmen wollte. Wieder andere, in denen er blaß und verstört durch die Straßen eilte, bis ihn mitleidige Vorübergehende anhielten und ihn fragten, ob er ins Hospital gebracht zu werden wünsche.

Eines Tage brachte ihm die Post einen Brief, den langersehnten Brief von Eustace! Derselbe war ausführlich, und Romano erfuhr durch ihn, daß Aglaë sehr krank sei. Trauer und Klagen über ihren Zustand wechselten ab mit Mitteilungen über das Befinden seiner Falken und Lieblingspferde. Am Schluß des Briefes stand:

„Aglaë wünscht Dich ‚noch einmal‘ zu sehen. Sie hat ihre Eltern um die Erlaubnis gebeten, da sie nicht ahnt, daß Dir dieselbe schon erteilt worden ist. Komme gewiß, sie hat Dir eine Mitteilung zu machen.“

LV.

„Mamma mia,“ frug Aglaé, den Kopf an ihre Mutter lehnend, „sehe ich sehr krank aus? — Oh, ich wünsche, keinen traurigen Eindruck auf ihn zu machen!“

„Mein Liebling, Du siehst nicht krank aus,“ versetzte die Marquise mit mühsam zurückgehaltenen Thränen, „Deine Augen glänzen und Deine Wangen glühen.“

„Aber ich bin so müde, so müde! Ich höre die Bäume um den Pavillon rauschen, und ich sehe die Blumen und Grashalme nicken — es ist so einschläfernd. Glaubst Du, daß er heute kommt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Gott hat es mir ja versprochen,“ flüsterte sie sich selber tröstend zu, und dann legte sie den Kopf geduldig zurück.

Das goldne Haar fiel in weichen Ringeln auf die Schultern, auf dem weißen Kleide lagen einzelne Blumen. Sie nahm bald diese, bald jene in die Hand und legte sie kühlend an die Lippen.

„Werden sie im Paradiese auch blühen?“ frug sie sich mit matter Verwunderung, „aber wenn sie dort blühen, so welken sie auch, und ist das denkbar?“

Die Marquise saß blaß und still daneben. Jedes Wort der Tochter traf das blutende Mutterherz, das sich nicht ergeben, das Fürchterliche nicht glauben wollte.

Da klangen Schritte unter dem Fenster des Pavillons. Aglaé fuhr auf.

„Sekt kommt er,“ sagte sie, „oh, Mama, täusche mich nicht! Halte ihn nicht zurück — ich muß ihn sehen.“

„Sei ruhig, mein Engel, Du sollst ihn sehen!“

In die offene Bogenthüre, im vollen Schein der Abendsonne trat jemand, der Reisedust lag noch auf seinen Kleidern, er hielt den Kalabreserhut in der Hand, die schwarzen Locken hingen schwer in die Stirn und beschatteten die Augen — er war so blaß, so verändert, so eingefallen, daß die Marquise Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen.

Uglae erkannte ihn wieder, und sein Aussehen erfüllte sie mit bitter-süßer Seligkeit. Sie richtete sich auf und hielt ihm die Hand entgegen, und er stürzte herbei, fiel vor ihr nieder und drückte diese heißersehnte Hand an sein Herz, an seine Stirn, an seine Lippen und dann, die ganze Welt vergessend, richtete er sich plötzlich auf und schloß sie in die Arme!

Keiner sprach ein Wort. Von Zeit zu Zeit richtete sie das Gesicht ein wenig empor, von ihren Wimpern fielen Thränen, aber ein Ausdruck himmlischen Glückes verklärte ihre Züge — es war, als suche sie den Himmel, um Gott zu danken.

„Lionardo,“ sagte sie endlich bittend. Er gab sie langsam frei, sein Blick war verwirrt und fieberhaft.

„Lionardo, setze Dich hierher, neben meinen Divan auf diesen niedrigen Sessel. — Ich habe Dir soviel zu sagen und meine Zeit ist kurz.“

Ein Schauer überlief ihn.

„Niemand hatte mir gesagt, daß Du krank seist.“

„Nun, das war auch besser so. Armer Lionardo, wir haben beide viel gelitten.“

Und seine Träume verwirklichten sich. Ihre Hand glitt lieblosend durch sein Haar, während sie sich in träumerischer Wonne zurücklehnte. Es genügte ihnen, daß sie neben einander saßen, daß ihre Hände sich gefaßt hielten, daß sie dieselbe Luft atmeten.

„Aber Du bist nicht krank!“ fuhr er plötzlich wie in jähem Schreck auf, „sag es nicht. — Du bist schöner — schöner denn je, wie eine Sonne.“

„Wenn sie untergeht,“ erwiderte sie mit einem wehmütigen Lächeln. „Was schadet es, Lionardo! — Fürchtest Du den Tod?“

„Für mich? Nein! — Aber —“

„Nein aber, — Glaubst Du, daß unsere Seelen sich nicht wiederfinden werden? — Oh, mein Geliebter — wenn Dein Leben einer Palme wert war, ich werde sie Dir entgegenbringen.“

Seine Stimme versagte bei der Antwort.

Wie ein Ertrinkender die Arme nach der Wasserrose ausstreckt, so zog er sie an sich, überschüttete sie mit Küssen, mit Thränen, mit Liebkosungen, er flehte, er bat, er beschwor sie, bei ihm zu bleiben, als ob sie — armes Kind! — etwas hieran ändern könnte.

„Aglæ, ich trage Dich durchs Leben. Dich soll kein Stein verwunden, kein langer Weg ermüden . . . geh mit mir, wohin ich gehe. Sei mein Schutzengel, mein Trost.“

„Du würdest zu viel an mich denken!“ sagte sie traurig, „Gottes Wille geschehe.“

Seine junge Seele, sein Herz voll Jugendkraft, voll brennender Wünsche erhoben sich hiergegen. Das heiße, sicilianische Blut, welches, wenn in Aufruhr versetzt, wie

geschmolzenes Metall durch die Adern strömt, machte sich geltend.

„Ich lasse Dich nicht fort,“ rief er, sich vor ihr auf die Kniee werfend, „meine Liebe wird Dich gefangen nehmen, Dich zurückhalten — sie ist stärker als der Tod.“

Die Marquise erhob sich und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ruhe!“ bat sie warnend, „Aglæ hat für heute genug der Aufregung. Bringen wir sie zurück ins Haus. Und Sie, Lionardo, müssen sich in Zukunft sehr mäßigen, soll Ihre Nähe für Aglæ eine Erholung sein.“

„Mama!“ bat sie, beide Hände erhebend, „laß ihn, wie er ist. Mich erschreckt er nicht.“

Sie erhob sich, legte ihren Arm in den Romano's und er führte sie dem Schlosse zu. Sie schien sehr schwach und atemlos zu sein. Einmal lehnte sie den Kopf an seine Schulter und hustete, indem sie die Hand auf die Brust legte: „oh, es brennt!“ sagte sie, nach Luft ringend.

Er hob sie in seine Arme — ach! sie war jetzt kaum schwerer, als zu der Zeit, da Don Ercole sie nachts die Strada di Ripetta hinabtrug — und stieg mit ihr die Stufen hinan, die er, ein Fremder, vor wenig Monaten zuerst betrat.

Der Marquis und sein Neffe hatten Fürstin Elena nach Onbris gebracht, von wo aus letztere in einigen Tagen mit den Cariellis eine Reise in die Schweiz antreten wollte. Dieser Abend gehörte den beiden daher allein. Aglæ war auf das Sopha gelegt worden, auf welchem sie ihre Zeit im Zimmer verbrachte. An Lionardo gelehnt, den Arm um seinen Hals gelegt, saß sie schweigend da und

streichelte seine Hand. Sie konnte heute nicht mehr viel sprechen, aber sie war sehr glücklich.

Plötzlich frug er sie:

„Und welche Mitteilung wolltest Du mir machen?“

„Pst!“ flüsterte sie mit geschlossenen Augen, „das später. Jetzt — o Lionardo, laß mich ein wenig egoistisch sein! Jetzt gehöre mir allein — laß nichts, nichts zwischen uns treten! Oh, mein Gott, es ist eine so kurze Zeit — ich höre schon jeden Abend, die Flügel der Todesengel in meinem Zimmer rauschen — aber sie holen mich nicht! Sie sind nur seine Vorboten — er selbst, mein Erlöser, wird kommen, und das wird ein seliger Augenblick sein! Er wird mich mitnehmen, und ich werde ihn sehen, in welchem ich Euch Alle liebe! Armer Lionardo — vor Dir liegt noch das Leben, so hart und mühevoll! Ich weiß es! Aber Du wirst siegen — und auch dereinst, in der Ewigkeit, werde ich zu Dir aufblicken können, denn Du hast mehr gearbeitet und bist mehr versucht worden, als ich!“

Er wandte sich in bitterem Schmerz ab.

„Gib mir eine Deiner Locken!“ fuhr sie lächelnd fort, „nur eine von diesen schwarzseidenen weichen Locken! Du hast deren ja so viele! Du bist schön, Lionardo . . . sieh, wie thöricht ich bin! Aber ich kann nicht anders! Gott muß mir ein wenig Thorheit zu gute halten! Ich bin so stolz auf Dich — ich liebe Alles an Dir . . . Dein Lächeln, das immer traurig ist, Deine Augen, die immer sprechen, auch wenn Du schweigst — diese stolzen Lippen, die nie — o, das fühle ich! — eine Lüge besetzte — und dies Haar, welches so seiden ist und dabei Funken sprüht!“

Sie nahm die dunkle Locke aus seiner Hand und verbarg sie in ihrem weißen Mulltuche.

„Sie ist an meinem Herzen — ich will sie mit mir ins Grab nehmen. Ich will etwas von Dir da unten haben, in der dunklen Erde!“

„O, Aglaé!“ rief er verzweifelt, „sprich nicht so. — Liebe mich nicht. — Ich bin daran nicht gewöhnt, — es tötet mich.“

„Du bist daran nicht gewöhnt? — Armer Lionardo,“ sagte sie traurig.

Abends spät, als Aglaé, von der alten Madeleine behütet, zum erstenmal seit lange ruhig schlief, und Romano mit der Marquise in deren Zimmer saß, ihr Alles beichtend, Alles anvertrauend, was ihn bewegt hatte, kehrten der Marquis und Eustace zurück. Es kam zu keinerlei Auseinandersetzungen — kein Mensch konnte jetzt an die Zukunft denken! — Man lebte von Stunde zu Stunde. Eine jede war ein Gottesgeschenk.

Und wie die Sonne im Herbst die sterbende Natur verklärt, daß es scheint, als stünde die Erde in einem neuen Frühlinge, mit diesen silbern verschleierten Wiesen und diesen gelbrot flammenden Bäumen — so vermag wohl die Liebe das entgleitende Leben aufzuhalten und mit trügerischer Gesundheit zu schmücken. Aglaé befand sich während der folgenden Tage frei von Schmerzen, frei von dem sie quälenden Husten, so leicht „wie im Himmel.“ Freilich ermüdete sie das Sprechen und Gehen, und sie lag am liebsten still, träumerisch, in das Bewußtsein verloren, daß der Geliebte neben ihr saß. Ihre kleine Hand wurde nicht müde, sein Haupt zu streicheln, mit seinem

Haar zu spielen, ihn mit Blumen zu schmücken. — Und er kämpfte seinen Schmerz, seinen Hader mit Gott nieder und versuchte um ihretwillen, sich dem höheren Willen gehorsam zu beugen. Sie ließ sich fast unaufhörlich aus seinem Leben erzählen, am liebsten aus der Zeit, als in dem einsamen Hirtenknaben zu Fiordimonte die großen, begeisterten Gedanken keimten, die jetzt sein Leben erfüllten. Und wer konnte es ihm, dem Elternlosen, nachfühlen, wie ihm diese Liebe neu und beglückend war, die da strebte, Alles, jeden Gedanken und jede Erinnerung zu teilen. — Zu fühlen, daß er glücklich machte, indem er glücklich war, hatte etwas überwältigendes. Er hatte bisher nur sein Vaterland, und seine Hingabe an dasselbe war ein ewiges Geben ohne Wiedergabe, und wenn Wiedergabe, dann bestand dieselbe nur in Verkennung.

„Wenn ich Gott sehen werde,“ sagte sie ihm eines Tages, „werde ich ihm von Dir erzählen,“ und über den Gedanken selber lächelnd, fügte sie hinzu: „und kein Heiliger könnte ein besserer Fürsprecher sein, als ich es sein werde.“

„Es wird nötig sein,“ versetzte er, fast schluchzend, „o, mein Engel! daß ich Deiner würdiger wäre.“

Am selben Tage kamen auf Aglaes Wunsch alle Leute aus dem Dorf und den Farmen der Umgegend, welche sie noch einmal zu sehen wünschten, und deren waren viele. Sie lag auf ihrem Ruhebetto im Pavillon, blühende Blumen in Vasen und Schalen standen neben ihr, und mit heiliger Scheu, mit Thränen des Kummers trat einer nach dem andern herzu. Sie reichte ihnen allen die Hand, sie lächelte und sprach mit leiser aber deutlicher Stimme

zu jedem einige Worte. Der Marquis, die Marquise und Eustace standen im Fenster, unfähig ihren Schmerz zu be-
meistern. Romano stand unbeweglich am Kopfende des
Lagers.

Es kamen mehr — weit mehr, als sie erwartet hatte,
aber sie mochte niemand fortschicken. Sie erhob bittend
die Hand, wenn der Marquis die Leute zurückwies.

„Sie haben mich alle so lieb gehabt, und ich sie. Ich
kenne sie alle. Lasse sie.“

Als der Letzte dagewesen war, lehnte sie den Kopf
ermüdet zurück. Da glitt ihr Blick, matt umherirrend, auf
Eustace, sie hielt ihm die Hand hin, er fiel laut weinend,
fassungslos vor ihr nieder.

„Aglæ, weshalb thust Du dies? Es ist wie Sterben
— und Du wirst ja gesund. — Du wirst alle Tage kräf-
tiger.“

„Mein guter Eustace. Das ist, weil ich so glücklich
bin. Vielleicht habe ich auch noch eine kleine Zeit —
vielleicht nicht. Du wirst mich nicht vergessen . . . Eustace,
Du bist jetzt Alles, was meinen Eltern bleibt. Denke da-
ran. Liebe sie so, daß sie im Sohne finden, was die
Tochter ihnen nicht mehr sein kann.“

Er sprang auf und verließ den Pavillon — draußen
warf er sich ins Gras nieder und verbarg das Gesicht
mit den Händen.

„Grüßt alle meine Freunde, vergesse es nicht,“ fuhr
Aglæ nach einer Weile fort, „besonders den guten Duca.
Und Du, Lionardo, bringe Elena meinen Gruß, wenn Du
sie wiedersehst.“

„Wenn,“ wiederholte er.

„Ja,“ rief Aglaé mit plötzlich erwachender Lebendigkeit, „Du wirst sie wiedersehen!“

Ihre Augen strahlten, sie erfaßte seine Hand und er kniete neben ihr nieder.

„Jetzt will ich es Dir sagen, Geliebter,“ flüsterte sie atemlos, „habe ich Dir nicht schon einmal gesagt, daß wir alles können, wenn wir lieben? — Mit meiner Liebe zu Dir wuchs meine Beredsamkeit. Er wollte erst nicht — er — der Kardinal . . . aber dann, als ich nicht nachließ — der gute Mann, — da versprach er. — Ich dachte, es sei, um mich zu beschwichtigen . . . aber nein — er reiste ab — und — sein Brief — Lionardo, wie bin ich müde — Du wirst Rom —“

Ihre Stimme, zuletzt kaum hörbar, verlor sich, ihr müder Kopf sank auf seinen schützenden Arm, sie fühlte es, daß sie ihm eben das Höchste geschenkt hatte; was ihm die Erde noch bieten konnte, und wenn sie ein Engel war, den Gott der Herr auf die Erde sandte, um seine Befehle auszuführen, so hatte sie ihre Aufgabe erfüllt.

„Sie schläft,“ sagte die Marquise, indem sie sich über sie neigte.

Sie schlief wirklich, ruhig atmend, mit dem Ausdruck seliger Zufriedenheit, aber während er ihren Schlummer bewachte und die Minuten zählte, bis ihn wieder ein Lächeln begrüße, führte der Engel des Todes, sanft zögernd die junge Seele von dannen, ohne daß er und sie es wußten.

Armer Lionardo. Wann werden Dich diese rosigen Lippen wieder küssen?

LVI.

Die Cariellis hatten mit ihrer Richte eine Reise durch die Alpen gemacht, und Elena hatte mit Begeisterung die Schönheiten dieser großartigen Natur genossen. Sie hatten die Schweiz und Tirol durchreist und sich überall aufgehalten, wo es ihnen am besten gefiel.

Dort wo sich die deutschen Bergriesen des Tirolerlandes rauh und trozig vorschieben in die fruchtbare Ebene, wo aus dem smaragdgrünen Moos die braunen Baumstämme gleich Säulen emporsteigen und wilde Ströme durch tiefe Thäler rauschen — da blieben sie aber eines Tages wider Willen mit zerbrochenen Rädern liegen — denn Graf Carielli hatte, die Gebirgswege nicht bedenkend, einen kleinen Umweg machen lassen. Die Bevölkerung des Ortes, halb Tiroler halb Italiener, drängte sich um die Kutsche, parlamentirte mit dem Kutscher, half den Damen aussteigen, schob und rückte am Wagen, prügelte die Pferde und erwies sich eben so gutwillig wie schädlich.

„Was sollen wir thnn?“ — frng der Graf kopfschüttelnd, „hier wird doch keine Ostria in der Nähe sein.“

Einer der Leute sagte ihm etwas, das er nicht verstand, und lief eilend davon. Elena war auf einen gefällten Tannenstamm gestiegen und blickte sich bewundernd um. Die Gegend war prachtvoll. Es lag eine unbändige, trozige Wildheit in ihren schroffen Formen. Ein friedlicher, dunkelblauer Himmel spannte sich über Bergspitzen, deren Wände fast senkrecht herabfielen. Schäumendes Wasser sprudelte überall in verschwenderischer Fülle thalabwärts.

Hoch oben am Fels, wie das Nest der Seeschwalbe, hing ein rothbrauner Bau, dessen Thürme und Zinnen sich scharf gegen den Himmel abhoben.

Sie winkte einen der Bauerburschen heran und deutete mit einer fragenden Bewegung aufwärts. Der Bursche lachte, nickte und sagte mit fast patriotischem Stolz:

„La Roccana!“

Wäre ein Blitz vor ihren Füßen eingeschlagen, sie hätte nicht erschrockener sein können. Ihre Kniee zitterten, sie stieg herab und ging den Übrigen nach. Diese Neugierde weiter zu verbreiten, kam ihr nicht bei, aber andre handelten für sie, und zwei Stunden später rollte eine große, von vier schönen, schwarzbraunen Maultieren gezogene Kutsche vor das Wirtshaus. Die Tiere schüttelten munter die Köpfe, daß ihr mit Schellen besäeter blauer Netzschmuck klingelte, ein Diener sprang vom Bock und sagte grüßend: Der Duca habe vernommen, daß fremde, vornehme Reisende im Thal verunglückt wären, und er ließe fragen, ob er ihnen zur Weiterreise Wagen und Pferde anbieten dürfe, oder ob sie seine Gastfreundschaft annehmen wollten?

Die höchlich überraschten Cariellis erfuhren hierdurch, auf wessen Gebiet sie sich befanden, und beschloßen sogleich, sich auf der Roccana vom Schrecken zu erholen. Ihre Dienerschaft zurücklassend, stiegen sie in die Kutsche. Es blieb Fürstin Elena nichts übrig, als zu folgen.

„Ein stolzer Bau!“ sagte Graf Carielli, als er bei einer Biegung des Weges aus dem Wagenfenster blickend, die hohen Mauern und Thürme auf dem Felsen gewahr wurde, „und eines jener wenigen alten Besitztümer die

seit Jahrhunderten in derselben Familie blieben. Sieh doch hinauf, Elena, es ist ein schöner Anblick. Wie ein Grenzwächter an der Landesmark steht das alte Kastell da oben.“

„Ich fürchte, Du bist krank, liebes Kind,“ sagte die Gräfin besorgt, „hast Du Dich so sehr über den Unfall erschreckt?“

„Nein, nein! — Bitte, erzählen Sie weiter, mein Onkel. — Sind diese — della Rocca nicht eigentlich Deutsche?“

„Ursprünglich ja. Große Körperkraft, athletischer Wuchs, pflegmatische Gutmütigkeit und das, die Familie charakterisirende Rothhaar vererbten sich von Generation zu Generation. Blicke jetzt in diese Schlucht herab — welch eine Vegetation — welch ein Wuchs der Bäume! Eine verschwenderische Natur vereinigt hier die Üppigkeit der tropischen Pflanzenwelt mit der Kraft und Frische nordischer Tannenwälder.“

Wohl eine Stunde lang arbeiteten sich die vier Maultiere mit der Geduld, wie sie ihnen eigen ist, bergan. Endlich rollte der Wagen durch ein altes Thor in den engen Burghof. Große Hunde sprangen bellend von den Stufen der Freitreppe. Die Hausthür öffnete sich, und der Schlossherr selbst trat seinen Gästen mit ritterlicher Artigkeit entgegen, — den Blick der Freude auf seinem martialischen Gesicht konnte Elena nie vergessen.

„Sie?“ rief er — „Sie? — Dieser Tag soll auf der Roccaua noch nach hundert Jahren gefeiert werden!“

Und er führte sie hinauf, in einen braungetäfelten, altertümlichen Saal, voll Rüstungen und Waffen und tiefen erkerartigen Bogensfenstern. Hier aber trat ihnen eine bleiche, in tiefes Schwarz gekleidete Frau entgegen, mit

der sicheren Haltung der gebietenden Schloßfrau und dem Antlitz einer leidenden Heiligen.

„Sennora di Castiglione“, sagte der Duca — „sehen Sie wohl? — Eine hilfsreiche Hand findet verschwenderische Belohnung. — Die verunglückten Reisenden, denen wir den Wagen schickten, sind meine römischen Freunde, die Ciarilli's und dies —“ er trat einen Schritt vor — „ist Fürstin Ubarra!“

Begrüßungen wurden gewechselt.

„Die Fürstin sieht sehr blaß aus,“ sagte die Sennora mitleidig — „sicherlich ist sie übermüdet.“

„Sicherlich!“ sagte der Duca so vergnügt, als sei dies eine sehr angenehme Sache. „Führen Sie sie in ein Gastzimmer, ich bitte.“

Er nahm, während er so sprach, der alten Gräfin den Mantel ab, den Hut — aber seine Blicke ruhten auf Elena.

„Donna Mercedes, ich bitte Sie, führen Sie die Fürstin in das schönste Gastzimmer und sorgen Sie dafür, daß sie jede Erfrischung und Bequemlichkeit erhält, die ihr wohlthun könnte. Sie wissen das besser als ich. Verehrte Gräfin, darf ich auch Sie in Ihre Gemächer führen?“

Elena folgte mechanisch der vorausgehenden dunklen Frau. Mehr als einmal verdunkelte sich ihr Blick und sie griff tastend nach einem Halt. Endlich trat sie über eine Schwelle und hörte, daß sich die Thür schloß. Sie setzte sich, verbarg das Gesicht in den Händen und blieb so regungslos sitzen, bis sich eine leichte Hand auf ihre Schulter legte und eine sanfte Stimme sagte:

„Mein armes Kind!“

Die Spanierin neigte ihr zartes Antlitz über sie —

ein Gesicht, von dem man nur schwer sagen konnte, ob Kummer es frühzeitig gealtert hatte, oder ob eine zarte Schönheit den Sieg über das Alter davontrug. Sicherlich war sie älter als der Duca — vielleicht fünf, sechs Jahr? — Vielleicht auch mehr? — Aber sicherlich war sie noch vor zehn Jahren schön gewesen, wie eine Blume.

„Mein armes Kind — was bekümmert Sie so sehr?“ wiederholte sie und zog die Widerstrebende sanft in ihre Arme, einen Fuß auf den lockigen Scheitel drückend.

„Wie Sie zittern! — Haben Sie keine Angst! — Er folgt uns nicht, und wenn er es thäte, so brauchten Sie ihn doch nicht zu fürchten. Er ist gut — o, er ist sehr gut!“

Sie strich ihr mit der Hand über die Wange, und Elena konnte nicht anders, sie mußte diese Hand an ihre Lippen ziehen.

Sie liebte diese Frau bereits.

Sie hatte seit ihren Kinderjahren keine Mutter gehabt, keine Mutter, die ihr Kind ans Herz nimmt und es ohne viel Worte begreift. Sennora di Castiglione schien das zu können.

Die unangenehme Empfindung, welche sich bisher für sie mit dem Namen Donna Mercedes verband, wich in der Gegenwart derselben zurück. Es wäre vielleicht natürlicher gewesen, wenn sich dies reine, edle Mädchen von einer Frau abgewandt hätte, über deren Leben ein so seltsames Dämmerlicht schwebte? — Doch grade den Reinen leitet ein untrüglicher Instinkt.

„Er hat mich gebeten, für ihn zu sprechen“ fuhr die Sennora nach einer Pause in traurigem Ton fort. „Was soll ich sagen? — Was mich betrifft, so bin ich ihm durch

unendliche — Dankbarkeit verbunden und denke nie daran, ob er Fehler hat, oder nicht! — Aber Ihnen, mein armes Kind, wage ich nicht zu sagen: Da ist kein Schatten in seiner Vergangenheit! — Was ich Ihnen aber mit Zuversicht sage, ist dies: Er würde Sie auf Händen tragen! — Er liebt Sie mit der ganzen Kraft eines starken Herzens, und wenn Sie sich in dem Augenblick, da sein Zorn in Flammen schlägt, mit dem Mut der Liebe an sein Herz flüchten, so ist er entwaffnet!"

Ein Zittern durchlief die Gestalt der jungen Fürstin.

"Ich fürchte ihn!" murmelte sie, ihr Gesicht an der Brust ihrer mütterlichen Freundin verbergend — „und dann — es ist sinnlos, dies alles zu erwägen. Niemals, niemals wird mein Großvater —"

"Er glaubt das Mittel gefunden zu haben, um die Zustimmung desselben zu erlangen" sagte Donna Mercedes beschwichtigend, „nicht das ist es, um was er sich Sorge macht. Nur Ihren Widerstand fürchtet er, Ihre Furcht möchte er besiegen! — Wenn er mit Ihnen spricht, — und er wird es thun, es ist unvermeidlich, o, dann hüten Sie sich vor heftigem Widerspruch, und seien Sie nicht ängstlich. Beides verträgt er nicht, und das Letzte verdient er nicht!"

"Ich weiß nicht was ich denken, was ich sagen soll! — Es macht mir das Herz schwer, daß ich hier so allein bin. Wo sind meine Verwandten?"

"Sorgen Sie sich nicht um dieselben. Versuchen Sie zu schlafen, ich werde Sie wecken, wenn es Mittagszeit ist."

Mit diesen Worten erhob sich die Dame und verließ das Zimmer.

Wenn Elena auch nicht schlafen konnte, so that doch die Ruhe ihrem Kopfe wohl, und die frische, leichte Bergluft schwebte wohlthätig kühlend durchs Fenster.

Sie war wirklich im stande, Dank der Pflege ihrer selbstverlängnenden Wirtin, zum Diner in den Eßsaal zu kommen.

Es war ein kleiner, gewölbter Raum, dessen Wände kostbares französisches Porzellan, dessen runde Tafel das alte Familiensilber schmückte. Wein und Essen waren, wie zu erwarten, vorzüglich, und die Cariellis wohl geneigt, allem Gerechtfertigten widerfahren zu lassen. Der Duca erschien wahrhaft blendend in seiner Hausherrnwürde. Auf einen Wink seines Auges flogen die Diener herbei oder verließen geräuschlos das Zimmer. Jedem Wunsch seiner Gäste kam er zuvor, während er sich scheinbar um nichts kümmerte, in seinem mächtigen Armstuhl zurückgelehnt saß, schnurrige Jagdgeschichten erzählte und dazu mit seiner tiefen Stimme lachte, daß die Fenster klirrten. — Graf Carielli sprach dem feurigen Weine tapfer zu, die Gräfin beobachtete mit steigendem Wohlgefallen ihren ritterlichen Gastgeber und nahm sich vor, daß, wenn er jemals in Elena Nvarra das Ebenbild Margheritas wiederfinden sollte, dieser schöne und gutmütige Cavalier in ihr eine warme Fürsprecherin beim Fürsten Andrea finden solle.

Elena hätte nicht zu sagen vermocht, wie es kam, aber sie fand sich nach dem Essen plötzlich allein mit ihm in der großen Halle. Stand er mit dem Bösen in Verbindung, daß ihre Tante, der Onkel, die Spanierin plötzlich wie weggezaubert waren und er, sich zu ihr herabneigend, bittend sagte:

„Ich muß Sie sprechen, Fürstin. Meine Freude, als ich Sie heute wiedersah, war so groß, wie Sie in Ihrem Herzen von Marmor wohl nie begreifen werden! Wollen Sie mir jetzt eine halbe Stunde, nur eine halbe Stunde Gehör schenken?“

„Es ist umsonst — aber wie Sie wollen.“

„Dann gehen wir hinaus — ich kann hier nicht atmen, stehen Sie so vor mir, und ich darf nicht den Finger heben um Sie anzurühren! Kommen Sie!“

Er öffnete eine Thüre, welche direkt in die Gärten führte. Sie folgte ihm schweigend, und er geleitete sie die Stufen einer sonnigen Terrasse hinauf.

„Endlich!“ sagte er tiefaufatmend, „endlich! — Ich danke Ihnen, daß Sie mir folgten! — Die Statisten habe ich Alle entfernt. Wir sind allein auf der Bühne, und die ganze Menschheit ist für uns eben nur eine Menge seelenloser Marionetten! Nur die Bergspitzen jenseits des Abgrundes, der weiße Strom in der Tiefe und die Adler über uns, — Alles meine alten Freunde! — sind Zeugen dieser Zusammenkunft! — Und nun, Elena, vergessen auch Sie auf einen Augenblick all Ihre eingebilddete Angst, und sehen Sie mich furchtlos an!“

Sie trat an den Rand der Terrasse und blickte unruhig in die Tiefe herab — in ein dunkles, vom Wasser durchschäumtes Felsenthal. Es war etwas Gigantisches, Schreckenvolles um die Romantik der Rocca.

„Kind, Kind!“ sagte er überredend, „man beginnt eine Unterredung nicht damit, daß man sich fortwendet! Bin ich Ihnen wirklich so unangenehm?“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Unangenehm nicht, aber —“

„— fürchterlich wie ein Menschenfresser. Sie erwarten, eines Tages schön frifassirt, in einer gelben Sauce auf meiner Tafel servirt zu werden! — Und trotz alledem, wenn ich jetzt ernstlich bäte? — Wie? — Sie würden mir doch endlich die Wahrheit sagen.“

Sie pflückte einen Zweig und warf ein Blatt nach dem andern über den Rand der Terrasse, dabei preßte sie die Lippen fest auf einander.

„Kommen Sie!“ sagte er gutmütig, „legen Sie Ihre Hand auf meinen Arm — so! — Nun gehen Sie mit mir einmal den Weg hinab und wieder hinauf und endigen Sie diesen qualvollen Zustand! — Oder soll ich den Anfang machen? — Muß ich wirklich, wie ein errötender Schäferknabe stammeln, was wir beide längst wissen: Ich liebe Dich?“

Er beugte sich zu ihr herab und lächelte:

„Nun? — So sagen Sie doch wenigstens: ich liebe Sie nicht! — Das wäre besser, als dies Schweigen, und hätte die Wirkung, daß ich Sie augenblicklich verlassen würde!“

„O Sie quälen mich!“ murmelte sie — „o wie Sie mich quälen!“

„Armer Engel, das ist mein Fluch. Ich quäle alle, die ich behüten möchte.“

Sein Ton veranlaßte sie, augenblicklich die Worte zu bereuen. Durch Thränen lächelnd, sah sie zu ihm auf:

„Ich bin sehr thöricht. Ich weiß es. Mein Grauen ist grundlos — aber es ist stärker als ich.“

„Es würde verschwinden, wenn Sie den Mut faßten,

sich an meinem Herzen auszuweinen! Ich kann Ihnen versichern, daß Sie einsehen würden, es mit einem armen Narren zu thun zu haben, aus dem Sie machen können was Sie wollen."

"Mein Großvater" . . .

"Lassen Sie den alten Mann in Frieden! — Seine Bestimmung ist es, dereinst unsere Hände zusammenzufügen. Aber vorher möchte ich mich doch vergewissern, daß ich in diesem Fall nicht bloß die Rolle eines Sklavenhändlers spiele! — Ich will ein volles Herz und eine freudige Liebe!"

"Beides" sagte sie ruhig, "wird dereinst dem Gatten gehören, dem Fürst Nvarra mich zuführt."

Er knirschte mit den Zähnen.

"So — sagen wir also, derselbe hieße . . . wen nenne ich gleich? Sagen wir Baccio Carielli!"

Sie schwieg.

"Nun? Würde er Ihr ganzes Herz besitzen?"

"Ich würde — gehorchen."

"Ja — und ihn verwünschen! — O, Lüge! Lüge! — Kind, ich bitte Sie, treiben Sie es nicht zum Äußersten mit mir. Spielen Sie nicht mit meiner Liebe. Wenn in meinem Alter eine große Leidenschaft uns überwältigt, so ist das eine ernsthaftere Sache als eine Studentenliebe! — Und ich bitte Sie, vergiften Sie ein Gefühl nicht, welches vielleicht das Beste an mir ist! Machen wir doch der Qual ein Ende. Ich leide wie ein Gepeinigter der Hölle und Sie sind auf dem besten Wege, mir Gesellschaft zu leisten! — Beugen Sie jetzt Ihren Stolz und sagen Sie mir — ob Sie mich lieben."

„Es ist nicht Stolz — es ist Furcht . . .“

„Furcht oder Stolz . . . gleichviel!“ unterbrach er sie, und sein Gesicht verdunkelte sich, wie der Himmel vor dem nahenden Sturm, „ich will eine kurze Antwort auf eine kurze Frage. Lieben Sie mich?“

Er stand vor ihr, drohend und finster wie der Kriegsgott. Der Zähzorn trieb eine rote Flamme über seine Stirn, jede Muskel des mächtigen Körpers schien vor Aufregung zu zittern.

Eine seltsame Ruhe kam über sie, ihr Blick glitt in die Tiefe des Abgrundes, von dem nur ein Schritt sie trennte, dann erhob sie ihn zu dem Manne, den die Hefigkeit sinnlos machte.

„Ich fürchte den Tod nicht,“ sagte sie mit einem ruhigen, stolzen Lächeln.

Welche Erinnerung weckte dies Lächeln, dies schöne, furchtlose Antlitz voll Todesverachtung bei ihm? — Er erblaßte jäh, seine Hand sank herab — er fuhr auf und blickte sich wild um, als tauche ein Gespenst neben ihm auf.

„Nein — Ihr fürchtet mich alle nicht,“ sagte er plötzlich in bitterem Ton . . . „es ist umsonst . . . die ganze Welt könnte ich unterjochen — nur Euch Abarra nicht . . . Dich nicht — und ihn nicht . . . und —“

Er brach plötzlich ab, als kehre ihm jetzt erst das Bewußtsein wieder — strich sich hastig mit der Hand über die Stirn, lachte kurz auf und sagte dann, sich zum Gehen ansetzend:

„Verzeihen Sie, Fürstin Elena! — Sie kennen jetzt mein Leiden. Auch ich habe meine Achillesferse, und ich darf es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie fortan nichts

mehr mit einem geirnkranlen Mann zu thun haben wollen."

"Sie sind nur heftig," sagte sie ruhig.

"Meinen Sie? — Es gibt Momente, da eine Legion roter Teufel vor meinen Augen einen höllischen Reigen aufführt und ich mein halbes Leben hingeben würde um einen Tropfen kühlenden Balsams auf dies brennende Hirn."

"So sehr leiden Sie im Augenblick des Jähzornes?"

"Ja," versetzte der große, joviale, „ewig lachende“ Jupiter lakonisch.

Schweigend ging sie neben ihm den von Myrthen und Pomeranzenbäumen gebildeten Gang hinab.

"Zürnen Sie mir nicht," sagte sie endlich leise, während ihr das Blut bis in die Stirne stieg, „ich war kindisch und thöricht, und ich habe Sie gereizt. Sie haben über mich geherrscht, seit ich Sie zum erstenmal sah — Sie haben die Macht, mich unglücklich zu machen und mit Freude zu erfüllen. Ich zittere vor Ihnen und weine doch, wenn Sie scheiden. — Sie haben die volle Wahrheit verlangt, dies ist sie."

"Ich danke Ihnen," sagte er ruhig, „früher oder später wird der Tag kommen, da all diese widerstreitenden Empfindungen Erlösung finden werden."

Er führte sie zum Schlosse zurück, ohne mehr zu sagen. Am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise fort.

LVII.

„Sie haben Ihr Wort gebrochen, Prinz Alfeo!“

„Finden Sie? Ich bin nicht der Ansicht. Sie kamen in die Stadt, in der ich mich eben befand. Ist das meine Schuld?“

Sie lachte ein wenig ärgerlich.

„Und was, in aller Welt, haben Sie, Prinz Abarra, in einem kleinen, obskuren französischen Städtchen zu suchen?“

„Ich bin auf Reisen.“

„Ah so!“ — „Veronica, jetzt spotten Sie über mich!“

„Nein, ich wundere mich nur, daß die hohen Herren so ungestraft aus der Schule laufen dürfen.“

„Sie werden mich schon strafen, wenn sie mich fangen.“

Diese Unterhaltung fand an der Wirtstafel der Anberge statt, woselbst die Mitglieder der Thalia sich zu einem festlichen Souper zusammengefunden hatten.

„Wo haben Sie sich die ganze Zeit herumgetrieben?“ frug Verona neugierig und ohne jeglichen Respekt vor seiner prinzlichen Würde.

„Überall. Die Reise in der Postkutsche ist unendlich profaisch, deshalb zog ich es vor, zu Fuß zu gehen oder mir einen Wagen zu mieten. So habe ich Frankreich vom Norden bis zum Süden durchwandert, — ein schauerhaft von der Kultur belebtes Land. Aber immerhin —“

„Wer bezahlt denn Ihre Reisen?“ frug sie rasch.
„Ihr Großvater?“

„Er wird sie einmal bezahlen!“ versetzte er lebenswürdig. „Denn sehen Sie, Signorina, ich, der unwürdigste Sproß, genieße den Segen des Kredits, den meine Vor-

fahren seit hundert Jahren aufspeicherten. Sie glauben es schwerlich, was mein Name wert ist."

"Ich bin froh, daß Sie nicht zu meiner Truppe gehören, Sie würden uns alle ruinieren."

"Im Gegenteil," versetzte er rasch, „mein Tenor ist es, der Ihrer Truppe noch fehlt."

Berona seufzte.

"Wahr!" sagte sie. „Signor Armado ist ein guter Schauspieler, aber als Sänger nicht zu brauchen. Ich habe solche Kämpfe mit dem Direttore deswegen."

"Trotzdem merkt man dem Tempel einen gewissen Aufschwung an."

"Darüber können Sie jetzt noch nicht urteilen!"

"Doch! Sogar Bernoni ist respektabler angezogen."

Berona warf einen Blick nach der Thür, in welcher die eingefallene Gestalt des Bettelträgers lehnte, die Hände in den Taschen, den alten Hut im Nacken.

"Er säuft aber unverbesserlich," sagte sie, „und taugt zu nichts mehr, als die Bettel auszutragen. Dagegen hat der Direttore an den beiden Demoisellen Thérèse und Engrèce gute Kräfte erworben. Sehen Sie, die Damen, zwischen denen Tosco sitzt. Hübsche Mädchen und nicht schlecht geschult."

"Sie reden so vernünftig, als wären Sie die Großmutter dieser beiden Mädchen!"

"Bah," versetzte sie lachend, „das ist nur, wenn mir meine Sorgen einfallen."

"Das ist es! Weshalb machen Sie sich Sorgen? Sie sind zu jung, zu hübsch dazu, Berona!"

"Still!" rief sie unmutig.

Tosco füllte sein Glas mit perlendem Champagner und kam damit zu Alféo.

„Auf Ihr Wohlsein, Prinz ... und gute Kameradschaft!“

„Nein!“ rief Verona lachend und versuchte das Zusammenstoßen zu verhindern. „Ihr macht ihn seiner Pflicht abwendig ... was hat er hier zu suchen? Er soll nach Rom zu seinen Studien zurückkehren!“

„Der Thaliatempel soll leben!“ rief Alféo dagegen und verneigte sich vor Barano, welcher ihn mit seinen kleinen Augen anblinzelte.

„Wir danken ergebenst, Prinz! — Werden Sie uns heute Abend die Ehre geben?“

Alféo verlangte natürlich nichts Besseres. Das Umher-schlendern mit den Händen in den Taschen war ihm zur zweiten Natur geworden, und so fand er sich auch in dem improvisierten Theater ein, lehnte die meiste Zeit an einem hölzernen Pfeiler und sah mit Behagen auf die Bühne. Es wurde eine kleine Oper gegeben, welche komponiert zu haben, er Tosco in Verdacht hatte. Verona sang wie eine Lerche und erntete stürmischen Beifall. Er suchte sie nach dem ersten Akt auf und sagte bewundernd:

„Weshalb gehen Sie nicht an ein großes Theater, Verona? Sie könnten Glück machen mit Ihrer Stimme.“

„Weshalb blieb ich nicht bei Madame Decroix?“ frug sie dagegen. „Der Tempel ist mein Vaterhaus, und wenn ich jemals eine große Sängerin werde, so soll der Tempel dadurch steigen.“

„Und werden Sie mich wie einen ungezogenen Knaben immer vor der Thüre stehen lassen?“

Sie lachte, daß alle ihre weißen Zähne glänzten,

dann schüttelte sie ihre Locken wieder zurecht, gab ihrem roten Samtbarret eine feste Stellung und sprang heraus.

Prinz Alféo gähnte gewaltig, er warf sich auf das Kopshaarsopha, verschränkte die Arme über der Brust und seufzte. Er betrachtete die mit geflickten Teppichen unzureichend verhangenen Bretterwände dieses „Salons“, die Diele, auf welcher Blumen, Schleifen, zerknitterte Mullsephen und Goldflitter umherlagen, und er fing an, in seiner Weise zu philosophieren. Alféo war in letzter Zeit ein großer Denker geworden, er hatte sich das, was er „die Philosophie der Landstraße“ nannte, angeeignet.

„Wo wird sich ein Fisch am wohlsten fühlen? Im Wasser, vermute ich, das heißt in seinem Lebensselement. Kann man nun annehmen, daß er, wenn er sich wohl fühlt, in seinem Lebensselement ist? — Sicherlich. — Nun nenne mir die Naturkraft, Freund Alféo, die Dich aus dem Palazzo Alvarra hierher in dieses Zimmer getrieben hat. Die Liebe? — Nein, es ist nicht nur die Liebe. Es ist das Bedürfnis nach der Luft, in welcher Deine Lungen am leichtesten atmen, und diese Luft heißt Freiheit und Wechsel! — Du befandest Dich zu Rom leidlich wohl, denn Du warst es nicht anders gewöhnt. Du nahmst die Hohlheit, die Falschheit der sogenannten guten Gesellschaft für bare Münze. Hier erst erkennst Du, was Du entbehrt hast! Es fehlt Dir hier nur noch eins, und das ist sie. Aber was soll ich anstellen, um sie zu gewinnen? Das ist die Frage! — Da ist dieser Wandron — den der Geier holen soll! — im Hintergrunde mit seinen väterlichen Ermahnungen, die der kleinen Heze ein Evangelium sind. Ob —“

Er hielt plötzlich inne, richtete sich ein wenig auf, strich sein helles Haar zurück und begann zu lachen.

„Ob — ob . . . die Idee ist allerdings unerhört, aber wir wollen sehen, was sie dazu für ein Gesicht macht!“

Er stand auf, drängte sich durch die schwägenden Schauspieler und wartete hier, bis der Beifallsturm das Fallen des Vorhangs verkündete. Gleich darauf kam Verona an Tosco's Arm, lachend und schwägend hinter die Kulissen. Bernoni, den Arm voll Blumensträußen, folgte ihr. Als Tosco den Prinzen erblickte, überließ er ihm den Arm seiner Dame.

„Haben Sie geschlafen?“ frug sie, indem sie ihn mit ihrem Federfächer auf die Schulter schlug.

„Ich? Im Gegenteil, ich habe einen großen Gedanken gehabt.“

„Sie dürfen mir denselben nicht vorenthalten,“ lachte sie, „Tosco macht daraus sogleich eine Oper!“

„Meinen Sie? Hm! — Verona, gehen wir ans Ende dieses Korridors, dort steht niemand im Wege.“

„Rasch, rasch, Prinz! — Ich muß augenblicklich wieder auf die Bühne.“

„Ja doch! — Wollen Sie mich heiraten, Verona?“

Die Frage kam ihr so überraschend, daß sie einen kleinen Seitensprung machte.

„Wie Sie mich erschreckten! — Ich Sie heiraten? Das wäre die größte Thorheit meines Lebens!“

„Weshalb?“

„Das nenne ich eine thörichte Frage! Deshalb, weil bald ein Zeitpunkt kommen wird, wo Sie uns langweilig finden und nach Rom zurückkehren werden — und dann

habe ich das Nachsehen. Sie werden wieder mit Comtessen liebäugeln, Sie werden in prächtigen Wagen den Corso herabfahren und — Ihre Studien beenden. Dann aber fängt erst das Leben für Sie an."

"Was solch eine kleine Zunge schwagen kann! — Von alledem, Geliebte, werde ich nichts thun, denn von dem Moment an, wo ich Sie heirate, wird meine ehrenwerte Familie nichts mehr von mir wissen wollen. Ich werde ausgestoßen, meiner Titel beraubt und nehme nichts ins neue Leben mit, als meine Schulden."

"Ist das wahr?"

"Ich möchte wissen, weshalb die Leute mir nie glauben! Fragen Sie meinen Großvater, ob es wahr ist."

"Ohimé! — Sie sind ein wunderlicher Kauz, Prinz Alféo!" rief das junge Mädchen und betrachtete ihn, die rote Kappe schief auf dem Kopf, die Hände auf die Hüften gestemmt, mit aufrichtigem Erstaunen. „Nicht, weil Sie an uns Gefallen finden. Ich vermute, es gehört unter Euch zum guten Ton . . . oder wie soll ich sagen? Euch mit uns die Zeit zu vertreiben. Ihr seid auch alle viel zu blasiert, um Euch zu verlieben, und Leidenschaft zu zeigen, gehört zum schlechten Ton."

"Verona!"

"Bah! Unterbrechen Sie mich nicht. Hierin also, finde ich, sind Sie Ihren Standesgenossen gleich. Aber in einem unterscheiden Sie sich. Was jenen Zeitvertreib ist, das ist für Sie Lebenszweck. All Ihr Sinnen und Denken ist darauf gerichtet, Ihre Pflichten zu umgehen. Sie scheuen die Arbeit, das Studium, den Zwang, und dabei legen Sie sich Entbehrungen auf, die kein Mensch von Ihnen

fordert, um unser Leben zu teilen. Es klingelt — ich muß fort! . . .“

„Nein,“ rief er, ihre Hand erfassend, „erst will ich hören, was Sie mir zu sagen haben! Ich opfere Ihnen meine Staatslaufbahn, möglicherweise meinen Titel, ich vermache Ihnen meinen Tenor zum freien Eigentum. Dafür —“

„Sie träumen! Sie träumen! — Lassen Sie mich gehen, oder ich komme zu spät. Es verlangt mich nicht danach, den Zorn Ihrer erlauchten Familie auf mich zu laden und Sie zum namenlosen Bettler zu machen. Lassen Sie meine Hand los!“

„Nun, ich hätte es mir denken können,“ versetzte er kühl; „Ihnen wird wenig daran liegen, einen Bettler zu heiraten. So poetisch sind heutzutage die Mädchen nicht, Ihr am wenigsten!“

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Das war grausam, Prinz!“ murmelte sie, nach ihrem Taschentuch suchend. „Nun wohl, über mich und mein Schicksal hat der Maestro zu bestimmen. Gehen Sie zu ihm und sehen Sie zu, was er zu dieser großen Thorheit sagen wird! — Es . . . klingelt . . .!“

LVIII.

„Wo bleibt er?“ frug Fürst Andrea zornig grollend, während er in der Bibliothek auf und nieder ging. Die Gestalt des fast neunzigjährigen Greises war noch nicht gebeugt, sein strenger Ausdruck noch nicht gemildert. „Weshalb schreibt er nicht? Weshalb kehrt er nicht zurück? — Er darf es ja.“

Elena, seit drei Tagen von der Reise heimgekehrt, saß im Fenster und stiftete. Sie sah blaß aus.

„Ich meinte, er würde Frankreich lieber heute als morgen den Rücken kehren . . . und weder schreibt er ein Wort freudiger Dankbarkeit, noch kehrt er zurück.“

Elena versetzte verwirrt:

„Ich denke — einmal wird er wohl wiederkehren — ich fürchte . . .“

Fürst Andrea fixierte sie scharf.

„Was hast Du?“ frug er streng. Eine Purpurglut stieg in ihre Wangen.

„Nichts — nichts“ . . . murmelte sie, „ich fürchte nur, sie wünschen ihn in Frankreich zu behalten.“

„Sie! Wer? — Es sähe ihm sehr wenig ähnlich, ließe er sich durch einige gute Freunde beschwägen.“

Thränen fielen auf ihre Arbeit, und sie bückte sich tief, um ihm dieselben zu verbergen. Aber er sah Alles: ihre Thränen, ihr Erröten. Er kannte das nun schon. Wenn je seit ihrer Rückkehr Romano's Name erwähnt wurde, schlug Elena die Augen nieder und geriet in Verwirrung. Für den Fürsten gab es natürlich nur eine Er-

Klärung dieser Erscheinung: Sie liebte ihn. Er mußte zugeben, daß er selber den Grund hierzu legte, indem er den jungen Mann ins Haus nahm und begünstigte. Was sollte nun aber werden? — Das war eine beunruhigende Frage.

Der eigentliche Grund jedoch war ein gar anderer. Elena konnte sich nicht entschließen, ihrem Großvater mitzuteilen, was sie in la Verme mit angesehen hatte — das langsame Hinsiechen eines armen jungen Herzens — und die Entschlüsse der Eltern, ihr Kind um jeden Preis zu retten. Als sie abreiste, war eben Alles „arrangiert“ — Romano wurde jeden Augenblick erwartet. Die Braut, eine sichere Zukunft, Ehren und Reichthum erwarteten ihn, er war ein Mitglied der Familie geworden, mit welcher ihn Liebe, Dankbarkeit und Pflicht für immer verband. Wie? Und er sollte dies Alles verlassen und heimkehren, ein armer Dichter, ein verspotteter Apostel?

Ein ahnungsvolles Bangen sagte ihr, daß die Kunde dieser Vorgänge für den Greis eine niederschmetternde Nachricht sein würde. Andeutungen, die er im verflossenen Winter gemacht hatte, hatten ihr nur zu deutlich gezeigt, daß die Wünsche seines scheidenden Lebensstages sich im Schicksale dieses Jünglings konzentrierten, daß er gerne dies Schicksal in seine eigene Hand genommen hätte und über die Herkunft Romano's seine eigenen Vermutungen hatte. Sollte sie nun mit einem Wort seine Pläne vernichten? Das konnte sie nicht. Lügen konnte sie auch nicht — und so mußte sie den Blick senken. Schon das Schweigen erschien ihrer wahren Natur wie eine Lüge, und dies Bewußtsein war ihr so unbehaglich, daß Romano's Name

genügte, um die verräterischen Blutwellen bis in die Schläfen zu treiben. Aber sie wußte nicht, wie sehr er dies bemerkte und wie er es deutete.

Es war jetzt noch stiller, als sonst im Palazzo, oder erschien es ihr nur so?

Ein Tag ging hin, wie der andere. Sie las, sie schrieb, sie studierte. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung, aber nach dem Sommerleben in Chateau la Verme erschien ihr das Haus kalt und dunkel, und die Monotonie lastete schwer auf ihr. Von Ettore hörte sie lange nichts. Er studierte, reiste und schien sich ein wenig gekräftigt zu haben. Die Sorge um ihn, den knabenhaften Liebling, gehörte bei ihr zu den chronischen Leiden, an deren Schmerzen uns lange Gewohnheit so gewöhnt, daß wir uns ihrer erst bewußt werden, wenn sie momentan verschwinden. Aus La Verme erhielt sie gar keine Nachrichten, obgleich die Marquise versprochen hatte, ihr solche zu geben. Wahrscheinlich stand Alles gut und Aglaé erholte sich im Sonnenschein der Brautliebe. „Sie haben mich in ihrem Glücke vergessen!“ dachte sie traurig. Hatte nicht auch noch ein Anderer sie vergessen? — Aber das war ja gut so!

Sie saß in ihrem Zimmer und frug zum hundertsten Mal das von einem Streifen Abendlicht vergoldete Portrait Margherita's: „und Du hast ihn wirklich geliebt, ohne Bittern, ohne Angst, furchtlos wie ein Kind den Freund liebt? Hat Dir sein Blick nie Angst verursacht? Ich kann es nicht glauben.“

Das Bild gab keine Antwort. Die Blumen in den Händen welkten nie, und das Lächeln erstarb nie auf Margherita's Lippen . . . weder hier im Bilde, noch dort

oben, wo das arme Opfer Ruhe und Seligkeit gefunden hatte. Elena, ihre Erbin, suchte vergebens bei ihr Trost und Aufklärung.

Eines Tages saß sie in der Bibliothek und wartete auf die Heimkehr ihres Großvaters, welcher seinen täglichen Spaziergang unternommen hatte. Fürst Andrea liebte es nicht, wenn sie ihn begleitete. Sein Gang war fest und seine Haltung aufrecht, und er bedurfte keiner stützenden Hand.

Elena saß allein und zeichnete, den Kopf in die Hand gestützt, Figuren auf ein Blatt, ohne zu wissen, was sie that, als ein leises Klopfen an der Thüre sie auffahren machte. Wer konnte das sein? Wen ließ die Dienerschaft ohne Anmeldung bis zu ihr vordringen? Eine abergläubische Angst erfaßte sie und hielt sie regungslos gebannt. Es klopfte noch einmal — zum drittenmal — und da niemand antwortete oder wehrte, wurde die Thüre geöffnet. Die junge Fürstin, den Fuß schon fluchtbereit, wandte sich plötzlich zur Thüre, ein frohes Erkennen spiegelte sich auf ihrem Gesicht, ihrem Impulse folgend, hielt sie dem Eintretenden beide Hände entgegen und rief . . . sie wußte erst später weshalb, aber sie konnte nicht anders, — rief: Vionardo! — Dann aber kam eine große Betrübnis über sie — um seinen Arm legte sich der Trauerflor, und sein Gesicht war farblos wie Marmor, tiefe dunkle Ringe unter den Augen, ein Blick, der um Schonung bat, zeigten nur zu deutlich, daß Schmerzen, wie sie zum Glück das Leben nur einmal bringen kann, ihn niedergebeugt hatten.

Ein Mitleid, wie sie es noch nie empfunden, eine

Zärtlichkeit, wie sie bisher nur für Ettore gefühlt, erfüllten ihre Seele. Sie erfaßte seine Hand und ihre Thränen fielen auf dieselbe.

„Oh Lionardo!“ flüsterte sie, „weshalb bringt Ihnen das Leben nur Schwere?“

Er beugte sich über ihre Hand.

„Damit ich gegen solche Güte nicht undankbar werde,“ versetzte er, nach Fassung ringend. „Fürstin in dieser langen, langen Zeit, da ich reiste und nie ankam, und mein unausgüteter Geist an fürchterlichen Schrecknissen vorüberfloh, dachte ich doch in lichten Augenblicken an Ihre Sympathie, an Ihr Antlitz, wie an ein Licht in der Nacht.“

„Ich danke Ihnen!“ versetzte sie einfach.

Sie führte ihn zum Fensterplatz, sie veranlaßte ihn, sich zu setzen, und frug unter heißen Thränen:

„Sie kamen also zu spät?“

Er schauderte.

„Fürstin, ich kann hiervon nicht sprechen. Erlassen Sie es mir. Ich will Ihnen berichten, was „nachher“ — mit mir wurde.“

„Nein, nein!“ sagte sie schnell, „Sie sind krank, ich sehe es. Sie sollen an nichts denken, als daß Sie zu Hause sind. Zu Hause, Romano, wenn Sie im Palazzo Nvarra Ihre Heimat sehen wollen. Mein Großvater hat Sie mit Schmerzen erwartet.“

„Ich wäre gekommen,“ versetzte er, „durch Glück und Unglück, Armut und Reichtum hätte michs zurückgetrieben, sowie mir die Heimat offen stand. — Ich habe an ihrem Grabe gewacht — Nacht um Nacht, habe die brennende Stirn an der Erde gefühlt und ihren Namen gerufen —

ich habe geweint und gefleht, bis sie kam, so weiß wie immer, und sich an mich schmiegte und mich ansah, traurig und vorwurfsvoll. Eines Nachts sagte sie mir unter Thränen und Küssen: Was thust Du hier? — Kehre nach Rom zurück! — denke nicht, daß Du mich verlierst. Es ist nur mein Körper, der hier bleibt und zu Asche wird, meine Seele begleitet Dich, wo Du auch seiest! — Kehre nun in Dein Vaterland zurück."

Er hielt inne und hielt sich die Hand vor die Stirn, dann fuhr er fort:

"Mich selbst erfaßte eine mächtige Sehnsucht. Hier hoffte ich Ruhe und Frieden zu finden. Da sie mich nicht fortlassen wollten, reisste ich, halb krank, wie ich schon war, und halb von Sinnen obendrein, eines Nachts heimlich ab. Ich sagte ihrem Grabe nicht lebewohl, sie ging ja mit mir! — Von dieser Reise weiß ich wenig. Ich hatte Nachts das Fieber und war am Tage betäubt und schwindlich. Zulezt blieb ich in einem Wirtshause liegen. Ich hörte meine Muttersprache reden, ich wußte, daß ich auf italienischer Erde sei, aber ich hatte keine Kraft, mich hie-rüber zu freuen. Da mich die Wirtsleute nicht behalten mochten, schafften sie mich in ein nahe-s Kloster — und hier genas ich langsam, langsam von einer Todkrankheit, nachdem die Ärzte schon alle Hoffnung aufgegeben hatten. Fürstin, nehme ich Ihre Geduld zu sehr in Anspruch?"

"Nein!" rief sie lebhaft, „erzählen Sie weiter. Ich muß Alles wissen!"

"Diese Krankheit war Gottes größte Wohlthat — sie hat mich erneuert. Ich erhielt meinen Verstand wieder und die Kraft, meinen Schmerz zu tragen und zu erfassen.

Die Mönche waren überaus freundlich gegen mich, und du ich in meinen Fieberreden ununterbrochen nach Padre Dratio verlangte, so hatten sie, da sie ihn kannten, nach ihm geschickt. Und er kam, der selbstverläugnende Mann, ohne sich zu besinnen, einen weiten, weiten Weg — und seine Worte haben mich gerettet.“

„Was hat er Ihnen gesagt?“ frug sie zögernd.

„Es war nicht viel,“ versetzte er lächelnd.

„Ich erzählte ihm meine Erfahrungen, ich sagte ihm alles, was mein Leben bestimmt und leitet. Er ist anders, als die andern seines Standes. Er hat meine Zukunftsbilder nicht verdammt und er hat mich keinen Reher genannt, aber er seufzte ein wenig. „Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, mein Sohn, so wird Dir alles Übrige zufallen!“ — das, Fürstin, war alles, was er mir sagte. Ich will es thun, Fürstin. Mein ferneres Leben gehöre dem Dienste Gottes. Ich will nichts sein, als wozu Er mich berufen hat, der geringste Seiner Diener.“

Da entstand eine lange Pause. Elena wagte nicht laut zu sagen, was sie dachte — eine bange Ahnung erfaßte sie.

„Er sagte, ich sollte es thun. Ich sei dazu berufen, und Gott, der mir die Liebe für Seine Sache gegeben, würde mir auch die Kraft zur Arbeit geben.“

„Das heißt, Sie wollen Priester werden?“

„Ja.“

„Man wird Sie nicht zulassen. Man nimmt Sie sicherlich nicht! . . .“ sagte sie, als wollte sie sich selbst beschwichtigen.

„Wenn es Gottes Wille ist, so kann Er mir die Möglichkeit heute noch in den Weg legen, und wenn es Sein Wille ist, so wird Er es auch thun. Fürstin, o, sehen Sie nicht so bestürzt aus. Ich gehe einen Weg — weiß ich, wohin er führt? — Ich habe ihn nicht gewählt, seit meinen Knabenjahren folge ich einer höheren Gewalt. Will Gott mich als Werkzeug in Seinen Dienst nehmen, so thue Er es.“

„Giouardo! Mein Großvater hoffte — wir Alle hofften . . .“ sie stockte befangen. „Weshalb sondern Sie sich so stolz von uns? Weshalb wollen Sie dem alten Mann nicht die Freude gönnen? — Weshalb wollen Sie nicht unser Bruder sein?“

„Ihr — Bruder?“ — er erhob sich in heftiger Bewegung. „Fürstin, wie kann dies jemals sein! — Was bin ich? — Nichts.“

„Ihm sind Sie unentbehrlich! — O, Romano, wenn ich Ihnen ein Versprechen abringen könnte, daß Sie, so lange er lebt, nicht Priester werden. Er ist sehr unglücklich. Ettore wird nie gesund und Alféo . . . wissen Sie, daß Vandron neulich hier war, um meinem Großvater mitzuteilen, Alféo stehe im Begriff, eine junge Schauspielerin zu heiraten.“

„Verona Trevelli?“

„Ich glaube, so heißt sie. Mein Großvater sagte kein Wort. Vandron war sehr beunruhigt. Er bat ihn, seinem Enkel die Heirat zu untersagen. „Weshalb?“ frug der Fürst, „mein Enkel weiß genau, was er in solchem Fall zu erwarten hat, aber er glaubt stets, ich ließe mir Alles bieten.“

Nun, er mag eine Lehre empfangen — aus der er sich nur fürchte ich, wenig macht, denn wer den Namen Avarra durch die schmutzigsten Gassen und über die Bretter der Bänkefängerbuden schleift, dem wird es keinen großen Kummer bereiten, fällt der Name einmal ganz von ihm ab! — Sehen Sie, Romano, so steht es. Ich sage Ihnen dies offen und unumwunden. Er versteht es nicht, zu zeigen, was er fühlt — aber gingen Sie zum zweitenmal von uns, es würde ihn tief schmerzen.“

„Fürstin,“ versetzte er mit erstickter Stimme, „für mich wird es doch nie eine Heimstätte des Glücks und der Ruhe geben. Gott hat mich wohl nicht ohne Grund elternlos und arm in die Welt gestellt. Ich soll mein Herz an nichts hängen.“

In diesem Augenblick ward die Thüre langsam geöffnet. Fürst Andrea stand auf der Schwelle — auch über sein hartes Gesicht flog ein Ausdruck freudiger Überraschung, als er das Paar im Fenster erblickte.

LIX.

Als Elena am nächsten Morgen erwachte, sagte sie sich mit Zufriedenheit: Er ist gekommen! — Während Camilla mit zitternden Händen das dunkelbraune Haar zum antiken Knoten verflocht und die Locken um Stirn und Schläfen ordnete, wunderte sich die junge Gebieterin darüber, daß es möglich sei, eine Doppelliebe im Herzen zu tragen. Sie konnte es nicht leugnen — sie liebte ihn, ohne Leidenschaft, ohne Herzklopfen, aber mit einer Wärme, einer Tiefe, deren sie sich mit Schreck und Staunen bewußt ward.

Nächte sich die Liebe so an einem Mädchenherzen, welches bisher ungerührt und stolz allen den Rücken fehrte?

Nachdem sie die Chokolade getrunken hatte, ging sie nach den Gemächern des Fürsten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Er blickte sie streng an.

„Elena,“ sagte er, „was ich auch in Zukunft aus ihm zu machen gedenke . . . so wünsche ich doch, daß Du Dich nicht Gefühlen hingibst und vergißt, daß Du die Fürstin Avarra bist.“

Sie neigte das Haupt und schwieg.

„Liebst Du ihn?“ frug der Greis nach einer Pause schonungslos.

Sie schlug die Augen auf und sagte ihm ohne Umschweife, ohne zu erröten, aber mit einem schweren Seufzer: „Ich liebe ihn sehr!“

Für das Ohr des Fürsten waren die feinen Nüancen des Tonfalls nicht vorhanden, und daß diese vier Worte weniger besagten, als in dreien gesagt werden konnte, beachtete er nicht. Die Stirn in Falten gelegt, ging er mit langsamen Schritten im Zimmer umher, welches seine Enkelin verlassen hatte.

Romano verbrachte diesen ersten Tag damit, daß er wie ein Träumender durch die Straßen seiner Stadt wanderte. Er trank sich satt an der Heimatluft und ließ sie durch seine Locken streichen, — sie trat wieder in ihre alten Rechte, denn ihre Rivalin, jene weiße, feine Mädchenhand lag still und starr unter Rosenblättern!

Konnten ihn die Mauern Roms, die tausend heimatischen Stimmen der märchenhaften, duftreichen Campagna hierüber trösten? Nein! Das konnte nur Gott allein! — Inmitten seiner schmerzlichen Aufregung wurde er sich bewußt, daß ihm jemand folgte, von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, schattenhaft und behende durch das Menschengetümel schlüpfend. Er sah sich öfters um, aber er konnte nicht sagen, wer von allen denen, die den langsam Dahinschlendernden einholten, sein Verfolger war. Schon glaubte er sich getäuscht zu haben, als in einer engen, stillen Gasse, wo aus glaslosen Fenstern Lumpen und Wäsche hingen und schmutzige, braune Kinder sich in der Gasse um Drangenschalen rausten, eine Stimme hinter ihm wisperte:

„Signor! — Signor Il Romano!“

Er drehte sich schnell um, — es war nur ein Lazzaroni, der vor ihm stand, schwarzbraun, verschmizt lächelnd, die zerfetzte Weinbekleidung mit alten Tuchstreifen umwunden, mit einem zerlöchernten Mantel um die Schultern,

— einer jener verwahrlosten Müßiggänger, die ewig zu schlafen scheinen und doch alles sehen, alles hören, immer handeln.

„Was wünscht Ihr von mir?“

Der Mann lächelte, fuhr mit den Fingern in der Luft umher und sagte endlich:

„Darf ich dem Signor etwas sagen?“

„So sprich!“

„Hier nicht . . . aber ich weiß eine alte Basilika in der Nähe, da kann uns niemand hören.“

„Mein Freund, ich bin kein Ausländer und trage auch kein Geld bei mir, also spart Euch die Mühe, mich berauben zu wollen.“

„Habe ich Euch nicht beim Namen genannt?“ fragte der Mann vorwurfsvoll.

„Nun — und woher kennt Ihr mich?“

„Kann sich der Signor des schwarzen Ricco beim Signor Barano erinnern? — Ein armer Bursche, zu schnell gewachsen, schwach und ungeschickt? — Sie schlugen ihn alle und ließen ihn hungern, und sie sperrten ihn ein, wenn er widerspenstig war, und wer ihn sah, der gab ihm einen Fußtritt. Er konnte nichts und lernte nichts und war zu nichts nütze, als die Wassereimer umzuwerfen. Er war ein Kind des Tempels und so mit aufgewachsen, man wußte nicht recht woher und wie! Niemand wollte sagen: Er ist mein! — Nun, Signor,“ fuhr der Lazzaroni mit immer lebhafteren Gesticulationen fort, während beide in einen stillen, epheubewachsenen Thorweg traten, „dieser herrenlose Hund war ich. Ich war nicht dumm, aber ich war so viel geprügelt worden, bis sich alles um mich im

Kreife drehte. Die Kinder warfen mit Steinen nach mir, und die hübsche, kleine Veronina drehte mir Nasen, und um mein Essen raufte ich mich mit den Hunden. Da kamt Ihr zu uns, Signor, und — nun, ich will nur das eine sagen: Ihr habt mich nie geschlagen, Ihr habt mich nie verhöhnt, Ihr habt mich nie fortgejagt."

"Armer Mann," sagte Romano, "das war wenig genug. Ich kann mich jetzt auf Euch besinnen."

"Auch darauf, wie oft Ihr mir Euer Essen brachtet?"

"Das wird nicht oft gewesen sein, denn ich weiß es nicht mehr."

"Nun, ich weiß es aber noch. Und ich weiß noch mehr. Wie mich böse Buben einst in die Cisterne zu werfen drohten, und ich glaube, sie hätten es gethan, wäret Ihr nicht dazu gekommen. Dann ein andres Mal, als mich der Scheiß geschlagen hatte und die Fliegen die Wunde fraßen, weil niemand sich um mich kümmerte, da brachtet Ihr mir Öl und Leinwand zum Verbinden."

"Macht kein solches Aufheben um Kleinigkeiten, sondern sagt mir, was Ihr mir zu sagen habt."

"Ah — sì!" versetzte der Mascalzone lächelnd. "Was ich Euch zu sagen habe? — Nur, daß mir dies alles wieder einfiel, als ich neulich Euren Namen nennen hörte — und ich dachte — per cielo! — ich schwor mir, ich wollte Euch auffuchen und warnen!"

"Wovor?"

"Verlaßt Rom, Signor, verlaßt es! Hier ist kein Boden für Euch. Sie hassen Euch alle, jetzt aber die Leute am meisten, die in geheimen Schlupflöchern zusammenkommen, die ihre Beratungen und ihre Druckereien und

ihre Falschmünzereien haben, — die fürchterliche Schwüre thun und denen es das Leben kostet, wenn sie solchen Schwur brechen, — die sich Zeichen einbrennen und Handgriffe haben, an denen sie sich erkennen . . . gegen alle diese Leute sollen Sie ein Buch geschrieben haben.“

„Woher wissen sie dies? Das Manuscript liegt noch ungedruckt da.“

Der Zerlumppte lächelte wieder und zuckte die Achseln.

„Woher sie um das Buch wissen? Herr, sie wissen alles! Diese Leute können Euch nicht verbannen . . . aber sie können Euch töten. Hört auf mich! Der Knabe, der einst mit dem armen Ricco sein Essen teilte, der ihn gegen seine Feinde verteidigte und seine Wunden wusch, soll nicht jammervoll durch den Dolch eines gemieteten Bravo fallen, so lange Riccardo, der Büffelhirt, da ist, um ihn zu warnen.“

„Ich danke Euch, mein guter Mann, — aber unser Leben steht überall in Gottes Hand und niemand kann seiner Todesstunde entgehen.“

„Weshalb wollt Ihr Rom nicht verlassen? Was habt Ihr hier?“ frug der Lazaroni beunruhigt, indem er ihn zweifelnd und bittend, wie ein Hund den Herrn, ansah. „Überall sonst könnt Ihr in Frieden leben, sie würden Euch nicht verfolgen, wenn sie Euch nicht fürchteten, aber sie erwarten Großes von Euch in Zukunft!“

„Was ich hier habe? — Großer Gott . . . Feinde, Haß und Armut . . . und doch ist meine Liebe stärker als das alles. Ich bleibe!“

Riccardo stöhnte, kehrte dann um und verschwand im Schatten wie ein Wiesel. Solche Leute brauchen nie zu

fragen: Wo sehe ich Dich wieder? Wo wohnst Du? Wann treffen wir uns? — Sie wissen das alles!

Romano kehrte in den Gasthof zurück. Als er die Reisetasche öffnete, um seine Bücher herauszunehmen, war das Manuscript seines Buches verschwunden! — Er wird gezwungen sein, das Ganze noch einmal zu schreiben. — Hatte Riccardo es in wohlmeinender Absicht vernichtet? Hatten die Häupter der Geheimverbindungen es konfisziert? Genug, das war der Willkomm seiner Vaterstadt!

LX.

Man hätte fast meinen sollen, daß das Jahr zurückgelaufen sei und Alles, was zwischen heute und dem letzten Federstrich in der halbvollendeten Familienchronik lag, nur ein Traum gewesen war! — Da schien die Morgen Sonne wieder schüchtern durch die zackigen Fenstergläser der alten Bibliothek und Romano saß am runden Tisch vor dem uralten Tintenfaß, tauchte die lange Gänsefeder in die schwarze Tiefe und schrieb langsam und bedachtsam Zeile um Zeile in den großen Folianten.

Für wen? frug er sich oft dabei mit stiller Bewunderung. Wenn Alfeo ausgestoßen und Ettore seinem Herzübel erlegen sein wird und Elena's Jugend in einem Kloster hinwelkt, (denn welcher Bewerber wird je Gnade

vor Fürst Andrea's Augen finden?) für wen wird es dann noch von Interesse sein, die Geschichte des Hauses Avarra bis in die Zeiten der Kreuzzüge zu verfolgen?

Die tiefe Stille im Zimmer wurde plötzlich durch ein verworrenes, aus dem Treppenhause herüberflingendes Geräusch unterbrochen. Romano, in seiner Arbeit gestört, horchte auf. Ein lärmender, unverständlicher Streit erhob sich und verhallte, ehe Romano sich über dies ungewohnte Intermezzo des grabesstillen Hauses ausgewundert hatte — aber eine unruhige Bewegung schien im Hause fortzuwibrieren. Romano setzte schon wieder die Feder an, als die Thüre aufstog und Fürstin Elena atemlos, mit marmorblassem Antlitz hereinstürzte.

„Romano“ . . . rief sie.

„Im Gotteswillen — was ist geschehen! — der Fürst — ?“ —

Er war aufgesprungen. Sie machte eine verneinende Kopfbewegung, endlich wich die Lähmung.

„Kommen Sie! Gleich!“ rief sie angstvoll „oder ich weiß nicht was geschieht!“

Ohne zu ahnen, um was es sich handelte, folgte er ihr, die mit der Schnelligkeit eines flüchtigen Wildes voraneilte. Er sah, daß sie den Weg mit allem, was sie in der Hand gehalten, bestreut hatte — Wollfäden, Seiden, Nadeln, Musterkarten erschienen und verschwanden unter seinen Füßen, während er ihr folgte bis zur Thüre des goldnen Saales. Hier blieb sie einen Augenblick stehen und preßte die Hand vor die Stirn. Er sah, daß ihre Lippen sich bewegten, dann machte sie das Zeichen des Kreuzes und trat ein. Romano folgte ihr.

Mitten im Saale stand der alte Fürst — sein Antlitz war vor Zorn wie versteinert. Vor ihm aber, mit der ganzen unverschämten Kaltblütigkeit seines pflegmatischen Naturells, in glänzender Kavalierskleidung, den Federhut in der Hand, stand der Duca della Rocca . . . der Mann, dem Fürst Andrea einst das Haus verboten hatte!

„Romano!“ rief der Fürst mit lauter Stimme, „wollen Sie diesen Herrn gefälligst die Treppe herab begleiten?“

„Va, va, Carino mio!“ sagte der Duca lächelnd und klopfte dem jungen Manne auf die Schulter, „das hat noch Zeit! — Es ist wahr, ich habe wohl zwei — oder waren es drei? — Bediente totschlagen müssen, ehe ich bis hierher vordrang . . . aber es wird mir alles vergeben werden!“

„Altezza,“ sagte Romano rasch, „Sie bemerken wohl, daß der Fürst“ —

„Ich bemerke nichts. Das sagen Sie sich nachher zum Trost! — Ich mußte diese Festung stürmen, koste es was es wolle. Ich habe die Lakaien, die mich wie bellende Hunde umringten, zuerst sanft abgewehrt, dann warf ich sie alle die Treppe herab . . . was blieb mir übrig? — Und nun zur Sache.“ — Der Fürst stellte sich in's Fenster, ihm den Rücken kehrend. Elena eilte neben ihn.

„Großvater!“ bat sie, — „vielleicht kann er sein Eindringen rechtfertigen!“

„Schweige!“

„Nun wohl,“ sagte der Duca plötzlich mit ernster Stimme, „ich kann es und ich will es. Darf ich anfangen?“

Niemand antwortete ihm. Er lächelte gutmütig.

„Umsonst thue ich es freilich nicht!“ — sagte er nach

einer Pause, „und die Belohnung, die ich fordere, erscheint mir selber kühn — aber ich weiß auch, daß Fürst Andrea nicht anders als großartig lohnen kann! — Ich werde Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, und nach derselben hoffe ich, schenkt die Fürstin mir den Verlobungsring, den sie an der Hand trägt!“

Seine Worte hatten die gewünschte Wirkung, daß der Greis im Fenster sich jäh umwandte und ihn wie einen Wahnsinnigen ansah. Ohne eine Sekunde Zeit zu verlieren, die Arme über der Brust verschränkt, begann der Duca:

„Bitte, sehen Sie nicht mich an, sondern diesen jungen Mann hier! — Von ihm, nicht von mir ist die Rede. — Ich möchte wohl wissen, ob schon irgend jemand den Mut hatte, auszusprechen, was manchem auffiel: — daß er das Gesicht der Alvarra hat . . .“

Er hielt ein wenig inne. Fürst Andrea hatte seinen Zorn, seine Entrüstung vergessen — er horchte auf, wie ein Schlachtroß beim bekannten Signal. Er war nicht überrascht — er mußte es längst gesehen haben — vielleicht fand er auch schon eine Erklärung? Romano selber aber war blaß geworden, bis auf die Lippen.

„Unmöglich . . .“ murmelte er, „meine Eltern — Duca! nennen Sie dieselben nicht in einem Atem mit diesem Hause.“

„Ihre Mutter hieß Camilla Canzoni oder Birboni und war eine Campagnahirten-Tochter. Ihr Vater hieß Vernoni und war — nichts. Ein Lump — ein Spion.“

Romano's Augen funkelten auf.

„Duca!“ rief er.

„Wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu fordern, bis ich fertig bin? — Nachher stehe ich mit jeder Waffe zur Verfügung! — Also weiter! — Fürstin, was fehlt Ihnen?“

Sie stand noch neben ihrem Großvater.

„Camilla Canzoni nennt sich meine Kammerfrau . . .“
stammelte sie erbleichend.

„Ja, und von ihr habe ich einen Teil meiner Geschichte. Dieselbe wäre in drei Worten gesagt . . . soll ich?“

„Halt!“ rief Fürst Andrea, „ich wünsche nicht, daß meine Enkelin Zuhörerin Ihrer „Enthüllungen“ sei. Was Sie mir sagen wollen, weiß ich schon. Romano stammt aus dem Kloster zu Giordimonte.“

„Um Vergebung . . . Lionardo der Römer stammt aus dem Palazzo Nvarra. Unterbrechen Sie mich nicht. Hören Sie. — Camilla, das Weib des Musikers, hatte einen Sohn. Sie hatte vorher Zwillinge gehabt, dieselben waren verschmachtet. Nun, dieser Knabe, auf der Straße geboren, lief Gefahr, daselbe Schicksal zu teilen, denn Vernoni strebte danach, Rom zu verlassen und nach Neapel zu wandern. Es war im Winter, zu Anfang des Jahres 1801. Hier im Palazzo lag die junge Fürstin schwer krank seit der Geburt ihres Erstgeborenen. Camilla kam als Amme in dies Haus — und in einer unbewachten Stunde verkaufte sie dem Teufel ihre Seele, um für den Preis ihr Kind in Gold zu betten! . . . Es war — und so soll, sagen uns die Pfaffen, des Bösen Gabe immer sein! — Scheingold und Dunst . . . aber das geht meiner Geschichte nichts an. Was ich eben erzählt habe, will ich jetzt in vier Worten wiederholen: sie vertauschte die

Anaben. — Als Fürstin Ottavio Alvarra nach Wochen vom Tode erstanden, ihr Kind zum erstenmal ans Herz drückte, stand sicherlich Lucifer hohnlachend hinter der Gardine!"

Keiner antwortete — keiner rührte sich. Die Gruppe im hohen Fensterbogen gleich erstarrten Steinbildern. Elena's Lippen waren halb geöffnet, ihre Hände halb erhoben, als habe der Schreck sie gelähmt.

"Ich erzähle kein Märchen," jhr der Duca ruhig fort, „freilich habe ich keinen andern Zeugen, als diese Frau — aber ich sollte meinen, ihr ganzes Leben legte Zeugnis genug ab. Von dem Augenblick an, wo das Naturgeßetz der Mutterliebe sie aus der sicilianischen Waldschenke zurücktrieb in dies Haus, ist ihr Leben ein stetes Zittern gewesen — eine Tantalusqual, deren Marter kaum auszudenken ist. Trotz ihres Verbrechens, empfehle ich sie Ihrer Barmherzigkeit, denn das Maß ihrer Strafen ist voll, jetzt, da sie eingesehen, daß ihre That umsonst gewesen, daß er, dem sie Ehren und Pracht erkaufen wollte, wieder zurückgefunken ist in die Sphäre, aus der er stammte, untergegangen im großen Strom der Menschheit . . . so wie dieser hier emporgestiegen ist zu der Höhe, auf welcher junge Adler sich heimisch fühlen! — Ja, mein Freund . . . bald mein Bruder," fuhr der Duca fort, indem er die Hand des Betäubten erfaßte, „sagte Dir nie eine innere Überzeugung, daß der Glaube an Deine ehrlose Herkunft eine Beleidigung Deiner ganzen Natur sei, denn Deine Natur wußte nichts davon? — Hat es Dich nicht mit hundert Ketten hineingezogen in dies Haus, aus dem der andere fröstelnd entfloß? — Und wollt Ihr noch mehr Be-
weise?

Bei der Truppe des Barano befindet sich ein Subjekt, Enrico Vernoni genannt, ein elendes, altes Geschöpf, schlatternd, lallend, — aber immer fidel und immer voll großartiger Entwürfe . . . Camilla's Gatte. Wir wollen ihm den Ehrentitel lassen! Er kann nichts bezeugen, nichts gestehen, denn er weiß von nichts. Camilla machte ihn nie zum Mitwisser ihres Verbrechens. Aber er selbst ist Zeugnis genug! — Er ist vom Scheitel bis zur Sohle Alféo's — Ruine! Auch er muß einst ein Mann von fast weiblicher Schönheit gewesen sein . . . sie hat dem Leben zu wenig trogen können! — Und nun, Fürst" — er trat vor diesen hin — „wiederhole ich meine Bitte um die Belohnung. — Der Mann, der die Fürstin Elena Avarra davor bewahrt hat, einstmal mit ihrem Bruder vor den Altar zu treten, ist wohl wert, selbst an ihre Seite zu treten. Er bittet darum.“

Fürst Andrea fuhr auf — er sah sich nach Elena um . . . das Frauenherz bedarf nicht so vieler Beweise. Elena lag in den Armen ihres Bruders, der schwere Konflikt ihres Herzens löste sich in der reinsten, süßesten Empfindung der Geschwisterliebe. „Ich fühlte es!“ flüsterte sie mit begeisterter Freude, „ich habe Dich vom ersten Augenblick an geliebt, wie ich bisher nur Ettore liebte.“

Mit einem Schritt war Fürst Andrea neben ihnen, sein Gesicht drückte namenloses Entsetzen aus. Rauh trennte er die Geschwister.

„Fort, Unglückliche! . . .“ rief er.

In diesem Augenblick stand Duca della Rocca wirklich wie ein rettender Engel da, in welche Lage er sich so

gerne hinein versetzte! — Ohne sich zu besinnen, führte ihm Fürst Andrea die Enkelin zu.

„Retten Sie sie!“ sagte er.

Fürstin Elena wich zurück.

„Großvater!“ stammelte sie, in Todesangst die Hände erhebend.

„Still! — doch nein, rede! — Was hast Du gegen diesen Mann einzuwenden?“

„Nichts!“ sagte sie zitternd.

„Dann gehorche mir! — Siehst Du nicht ein, daß Dir nur dieser Weg übrig bleibt?“

„Fürst Andrea,“ sagte der Duca ernst, „zweifeln Sie nicht daran, daß es mir gelingen wird, das Herz Ihrer Enkelin zu gewinnen und ihre Furcht zu besiegen.“

„Es sei Ihre Aufgabe!“ versetzte der Greis, — und dann, wie von einer Centnerlast befreit, wandte er sich von ihnen fort, konzentrierte sich sein ganzes Denken auf einen Punkt. Eine Bewegung, wie er sie noch nie gezeigt, durchzitterte seine mächtige Gestalt. Die Stimme der Natur, stärker als alle Beweise, rief ihm zu: Es ist die Wahrheit! Ein Vorhang schien von allem zu fallen, was bisher rätselhaft war.

„Lionardo Il Romano,“ sagte er langsam mit zitternder Stimme, „komme zu mir. Ich erkenne Dich als Enkel an!“ — — —

Ein Waterhaus und ein Waterherz . . . wahrlich, Lionardo, wirfst Du Dir immer noch einbilden, zum verfolgten Propheten bestimmt zu sein? — Von den Seidenpolstern der Paläste, beim Kerzenschimmer nächtlicher Festmahl-

unter den stolzen Namensträgern hat Christus seine Apostel nicht gewählt! — — — —

Zur selben Stunde lag in einem Zimmer des Erdgeschosses eine blasse, verhärmte Frau auf den Knien und rang verzweifelt die Hände: „Umsonst!“ murmelte sie, „umsonst! Mein Leben und meine Seeligkeit verkaufte ich für Dich — mein Dasein war ein stetes Zittern um Deinetwillen, Alfeo — und was ich Dir durch meine Sünde erkaufte — Rang, Reichtum und Glanz . . . Du hast es nie als Glück empfunden!“

LXI.

„Viva la Duchessa!“

„Viva il Duca!“

Der mittelalterliche Schloßhof der Roccana war von der festlich gepuhten Menge des Landvolks angefüllt. Ein Triumpfbogen, mit Kränzen umwunden, mit Fahnen besteckt, erhob sich vor der Einfahrt. Rechts und links stiegen gleich Mastbäumen schlanke Edeltannen auf, denen man nur den grünen, mit roten Schleifen dekorierten Wipfelschmuck übrig ließ und die weißglänzenden geschälten Stämme mit Guirlanden umschlang. Hoch vom grauen Turme wehte die Fahne des Hauses.

Durch die jubelnde Volksmenge fuhr langsam die mit vier schnaubenden Rappen bespannte, mächtige Karosse,

welche das neuvermählte herzogliche Paar auf die Roccana brachte. Die Säume der feurigen Hengste waren reich mit Silber verziert, von ihren Köpfen nickten milchweiße Federbüsche.

In die Polster des Wagens aber lehnte sich der Duca zurück und sein Löwenantlitz trug den Ausdruck stolzer Ruhe und Freude. Ein mit Scharlach gefütterter Mantel fiel von seinen breiten Schultern und immer wieder hob er dankend die Hand zum Gruß. Ihm zur Seite saß die Duchessa. Mit Bewunderung, ja mit Begeisterung blickten die Bewohner der Roccana in dies Antlitz — schön und gütig wie ein Frühlingstag. Er hatte ihnen die rechte Herrin gebracht!

Der Duca wußte es, wie gern das Volk es sieht, tritt ein vornehmer Mann bei festlicher Gelegenheit mit gebührender Pracht auf, um so mehr, wenn derselbe ein freigebiger Gebieter ist, und della Rocca's Freigebigkeit war sprüchwörtlich geworden.

„Hier sind wir!“ sagte er, als der Wagen hielt. Der Schlag wurde geöffnet, er hob seine junge Frau herab und sprach dann von der Treppe aus:

„Ich danke Euch, daß Ihr alle gekommen seid, die Duchessa zu begrüßen! Sie wird fortan in Eurer Mitte leben, und ich weiß, daß die geringste Eurer Hütten ihr ebenso gern eine Heimat sein wird, wie mein Schloß!“

Unter donnerndem Zuruf schwenkte das Volk die Hüte. Das Schloßpersonal hatte sich im Halbkreise aufgestellt. Der Duca winkte dem Kellermeister.

„Laßt Tische und Bänke aufschlagen, Berthold, und bewirtet sie mit Wein. Ich gebe das größte Faß preis!“

Dann aber öffnete sich der jungen Frau die Thüre ihrer künftigen Heimat.

Es ist in jedem Fall etwas Erwartungsvolles um das Betreten solcher Schwelle. Mischt sich nicht auch oft Bangen in die Erwartung? — Diese Mauern werden fortan unser Schaffen und Denken umschließen, wohl bis an den Tod. Was sind es für Geister, welche der neuen Herrin im alten Hause begegnen? Was steht ihr hier in diesen Räumen bevor? — Es gleicht solcher Eintritt dem Öffnen eines sehr alten Buches, in welchem ein längst zu Staub und Asche gewordenes Geschlecht in schwer zu entziffernden Hieroglyphen Kunde von seinem Leben gab!

Und ist kein feindlicher Schatten da, welcher, halbvergessen, beim Einströmen des sonnigen Glücks aus dunkler Ecke aufflattert und ächzt: Was willst Du hier? Es ist mein Reich!?

Am Arm ihres Gemahls durchwanderte Elena alle die stummen Gemächer. Es war ein altertümlicher Bau, dessen Romantik über die Unbequemlichkeiten tröstete. Elena stellte stumme, bange Fragen an die dunklen Ahnenbilder, an die wunderlichen, grotesken Schnitzereien der Decken, an die großen und kleinen Fenster. Sie blickte von sechs-eckigen Erfern tief, tief herab in die pittoresken Felsenthäler, auf dunkle Nadelwälder, anzuschauen wie ein samtnes Moosteppich, aus dem die Dächer kleiner Hütten wie silbergrau blinkende Steinchen aufklimmten. Eine großartige Einsamkeit beherrschte diese Welt. Da drüben hoben die Bergriesen ihre sonnendurchglühten, rosenfarbenen Gipfel gen Himmel. Dort schwebten die großen Adler wie winzige Fliegen im Kreise. Der Hitzschlag eines Holzhackers

Klang wie das Bicken des Holzwurms hinauf, wie der Takt zum unaufhörlichen Rauschen des wilden Stroms, der seine silbernen Arme in schäumendem Übermut um die Grundfelsen der Roccana legte!

„Und ich bin wirklich hier?!“ sagte sie, tiefaufatmend.

„Ja, Geliebte, — hielten Sie mich für einen Phrasendreschler?“

„Es erschien so unglaublich!“

„Elena, auf der Roccana wachsen nur Männer auf, die da wissen, was sie wollen.“

„Das glaube ich! Es ist schön hier oben, heute erst würdige ich dies. Die Seele spannt sich weiter aus. Hier in dieser Felsenwildnis, unter Adlern und Gemsen, diesen herrischen Strom stets vor Augen, als ein Exempel zur Nachahmung, mußten Sie freilich werden, was Sie geworden sind — ein Mann, der rücksichtslos seinen Willen durchsetzt, und müßte er eine Welt unterjochen.“

Er schloß seine Hand und öffnete sie wieder, als wollte er die Spannkraft der Muskeln prüfen.

„Wie, Königin meines Herzens, so genau wollen Sie mich schon kennen?“ frug er, nahm ihren Kopf in beide Hände, beugte sich herab und küßte sie auf die Augen.

„Und doch, Elena, bin ich ein lammfrommer, alter Dachs, mit dem sich's friedlich leben läßt!“

„Das ist's, was ich bezweifle!“ sagte sie erglühend.

„Das kommt daher,“ versetzte er gutgelaunt, „weil Sie in mir immer noch den Duca sehen, den grausamen Feind, der Sie wie ein Dämon verfolgte, bis er Ihnen diese kleine goldne Fessel anlegte. — Elena, drückt sie sehr?“

Sie verbarg das Gesicht an seiner Brust und flüsterte: „Nein!“

„So stellen Sie mir jetzt ein gutes Zeugnis aus, Geliebte! — Habe ich mich nicht wie ein gehorsames Hündchen allen Ihren Wünschen gefügt? Habe ich mich nicht während der kurzen Brautzeit . . . und dank der Grille des alten Herrn war sie wirklich kurz! . . . aufgeführt wie ein Automat, da ich weiß, daß Zärtlichkeiten im Palazzo Nvarra nicht Sitte sind? Und nach dem großen Verhaftungsakt, da der wackere Bischof mir meine schöne Gefangene zu lebenslänglicher Festungshaft überantwortete, da habe ich nicht roh triumphiert, sondern mich benommen wie eine tröstende Mutter.“

„Sie waren sehr gut,“ sagte Elena dankbar.

„Nun also, — legen Sie einmal Ihre Arme um meinen Hals und sagen Sie: Und ich liebe Dich doch, Du närrischer Rauz! — Wie? Sie wollen nicht? Nun, ich habe Geduld. Das habe ich bewiesen.“

Elena machte sich sanft aus seiner Umarmung los. Dann stand sie vor ihm und legte ihre Hand in die seine. Ihre Wangen glühten wie Purpur und ihre Augen glänzten.

„Ercole,“ sagte sie, und die hoheitsvolle Würde der Frau siegte über die mädchenhafte Schüchternheit, „Du hast Recht. Vergib mir. Aber wenn ich nicht verstehe, meiner Liebe spielend und tändelnd Ausdruck zu geben, so werde ich es vielleicht in trüben Zeiten, die niemand erspart bleiben, desto besser verstehen, Dir zu beweisen, daß ich fortan mein Leben als mit in das Deine hineingehend ansehe.“

Sein Gesicht wurde bei ihren Worten blässer und blässer.

„Auch dann, wenn die Welt gegen mich aufstände und rief: Hochverräter!?“

Sie schauderte, aber sie sagte mit fester Stimme:

„Auch dann. Immer!“

„Ich habe mich nicht in Dir getäuscht! So wie Dein Bruder, so bist auch Du!“

„Mein Bruder,“ wiederholte sie, „mein Bruder! — Ercole, waren wir alle mit Blindheit geschlagen, daß wir es nicht sahen?“

„Dein Großvater hat nie daran gezweifelt, daß er ein Verwandter von Euch sei. Deshalb wollte er auch dies wilde Reis auf den alten Stammbaum pflanzen und hätte fast . . . Elena, hast Du nicht manchmal daran gedacht, was ich Dir damals sagte, als ich Dich kennen lernte?“

„Daß Du die unsichtbaren Flügel eines Schutzengels trägest? Ich habe oft daran gedacht. — Wußtest Du es schon damals?“

„Gewiß, aber ich hatte keine Beweise.“

„Armer Alféo! Arme Camilla!“

„Weshalb? Sie ist tot und er ist glücklich dort, wo er nun einmal hingehört. Lionardo wird seine Schulden bezahlen und ihn emporzuziehen suchen, bis er eingesehen haben wird, daß dies vergeblich ist, und in wenigen Jahren wird er verschollen sein — untergetaucht im großen Strome der Menschheit, in die dunkle Tiefe, der er entstammt. — Aber das sind trübe Betrachtungen. Hier oben auf der Rocca herrscht Glück und Licht, und vor Dir liegt ein neues Leben.“

„Das Licht blendet mich noch, Ercole. In meines Großvaters Hause war alles still und dunkel. Dafür war es dort freilich auch —“

„Was? — Sprich, sprich!“

„Ruhiger.“

Hierüber lachte della Rocca — sein gewohntes, joviales Jupiterlachen, welches wie rollender Donner durch den Saal lief.

„Es wird Dir schon ruhig genug vorkommen, Carina mia, sowie Du Dich daran gewöhnt haben wirst, diesen fürchterlichen Schnauzbart in so bedenklicher Nähe zu sehen.“

Aber seine Worte und seine Küsse konnten sie nicht täuschen. Sie fühlte es — Ruhe ist ihr an der Seite dieses Mannes nicht beschieden.

„Und jetzt“, sagte er plötzlich, „zu Donna Mercedes!“ Elena blickte betroffen auf.

„Ich hatte sie ganz vergessen!“

„Elena, das darfst Du nicht wieder thun,“ versetzte er bittend; „es liegt in Deiner Hand, den Lebensabend dieser Frau zum Paradiese oder zur Hölle zu machen. Um meinetwillen thue das erstere, und Du wirst in ihr eine Mutter finden.“

„Du kannst auf mich rechnen.“

Schweigend gingen beide einen langen Gang herab. Am Ende desselben blieb der Duca stehen.

„Nun?“ sagte er — „ich warte die ganze Zeit auf die Frage: wer ist sie? — was will sie hier? — was ist sie Dir? . . . Du bist groß, Elena!“

Sie lächelte.

„Meinst Du wirklich? — Ercole Du mußt an Frauen=

Charakteren schlechte Studien gemacht haben, daß Du ein sehr natürliches Zartgefühl „groß“ nennst.“

Er zerbiß sich seinen Schnurrbart, wühlte in seinem Haar und sagte endlich:

„Ich will Dir etwas sehr Merkwürdiges sagen — etwas, das im Widerspruch steht mit meinem ganzen Leben: ich habe an Frauencharakteren noch gar keine Erfahrungen gemacht!“

„Hast Du Margherita vergessen?“ frug sie vorwurfsvoll.

Er öffnete die Lippen, schloß sie wieder mit einer Art verzweifelter Energie und klopfte dann an die Thüre, vor welcher sie standen.

Die Sennora die Castiglione bewohnte eine Reihe Gemächer, welche im Gegensatz zu dem übrigen Schloß mit fast auffälligem Luxus eingerichtet waren. Ein kühles Dämmerlicht herrschte hier. Der Fußboden war fein getäfelt, die Fenster hoch; von blauseidenen Vorhängen halb verhüllt.

„Es sind die einstigen Gemächer meiner Mutter, der Duchessa“, sagte della Rocca nachlässig, „die Donna hat sie immer bewohnt und ich ließ es dabei, denn — dieser Flügel liegt weit von meinen Wohnräumen, und Dich will ich haben, wo ich bin!“

In diesem Augenblick trat ihnen die zarte Gestalt der Spanierin entgegen. Ein Mantilla aus feinsten Spitzen gewoben, beschattete ihre bleiche Stirn und fiel über ihre Schultern herab. Ihre Lippen zitterten vor Bewegung, ihre großen dunklen Augen waren mit Thränen gefüllt. Sie umarmte die junge Duchessa, streichelte ihre Wangen, fügte sie und flüsterte leidenschaftlich:

„Liebe ihn mit voller Kraft Deines Herzens, sei sein Glück — und Donna Mercedes wird nicht aufhören, Dich zu segnen! — Gott stärke Dich und vergebe uns Allen!“

„Sennora!“ sagte die leise, warnende Stimme des Duca.

In Elena's reine Seele zog noch immer kein Verdacht. Mit der Liebe einer Tochter küßte sie die Hand dieser Frau.

„Ercole hat mir gesagt, daß Sie unglücklich sind und viel Leid erfahren haben — ich will versuchen, o von ganzem Herzen gern! — Ihnen das Leben süß und leicht zu machen, wenn ich kann!“

„Habe ich Ihnen zuviel gesagt?“ frug der Duca mit strahlendem Antlitz, „Mercedes, so ist sie! Nun zweifeln Sie nicht länger daran, daß ich der glücklichste Mann unter der Sonne bin!“

Eine kurze Zeit später saß Elena wieder am kerzen-ge schmückten runden Eßtisch — jetzt als Herrin. Auch die Donna nahm Theil am Souper. Der Duca behandelte sie ehrerbietig und mit zarter Rücksicht. Er führte sie nach dem Essen in ihre Gemächer und kam langsam wieder zurück.

„Hörst Du den Tumult im Hofe, Elena? — Komm, tritt mit mir auf diesen Altan!“

Er nahm einen gefüllten Pokal vom Tische und öffnete die Glasthüre, daß sie klirrte.

„Auf Euer Wohl, Ihr Leute!“ rief er hinab in den Hof und leerte den Becher.

Ein jubelndes Viva! klang zurück.

„Sie lieben mich, die Narren!“ sagte er gutgelaunt.

Charakteren schlechte Studien gemacht haben, daß Du ein sehr natürliches Zartgefühl „groß“ nennst.“

Er zerbiß sich seinen Schnurrbart, wühlte in seinem Haar und sagte endlich:

„Ich will Dir etwas sehr Merkwürdiges sagen — etwas, das im Widerspruch steht mit meinem ganzen Leben: ich habe an Frauencharakteren noch gar keine Erfahrungen gemacht!“

„Hast Du Margherita vergessen?“ frug sie vorwurfsvoll.

Er öffnete die Lippen, schloß sie wieder mit einer Art verzweifelter Energie und klopfte dann an die Thüre, vor welcher sie standen.

Die Sennora die Castiglione bewohnte eine Reihe Gemächer, welche im Gegensatz zu dem übrigen Schloß mit fast auffälligem Luxus eingerichtet waren. Ein kühles Dämmerlicht herrschte hier. Der Fußboden war fein getäpelt, die Fenster hoch; von blauseidenen Vorhängen halb verhüllt.

„Es sind die einstigen Gemächer meiner Mutter, der Duchessa“, sagte della Rocca nachlässig, „die Donna hat sie immer bewohnt und ich ließ es dabei, denn — dieser Flügel liegt weit von meinen Wohnräumen, und Dich will ich haben, wo ich bin!“

In diesem Augenblick trat ihnen die zarte Gestalt der Spanierin entgegen. Ein Mantilla aus feinsten Spitzen gewoben, beschattete ihre bleiche Stirn und fiel über ihre Schultern herab. Ihre Lippen zitterten vor Bewegung, ihre großen dunklen Augen waren mit Thränen gefüllt. Sie umarmte die junge Duchessa, streichelte ihre Wangen, küßte sie und flüsterte leidenschaftlich:

„Liebe ihn mit voller Kraft Deines Herzens, sei sein Glück — und Donna Mercedes wird nicht aufhören, Dich zu segnen! — Gott stärke Dich und vergebe uns Allen!“

„Sennora!“ sagte die leise, warnende Stimme des Duca.

In Elena's reine Seele zog noch immer kein Verdacht. Mit der Liebe einer Tochter küßte sie die Hand dieser Frau.

„Ercole hat mir gesagt, daß Sie unglücklich sind und viel Leid erfahren haben — ich will versuchen, o von ganzem Herzen gern! — Ihnen das Leben süß und leicht zu machen, wenn ich kann!“

„Habe ich Ihnen zuviel gesagt?“ frug der Duca mit strahlendem Antlitz, „Mercedes, so ist sie! Nun zweifeln Sie nicht länger daran, daß ich der glücklichste Mann unter der Sonne bin!“

Eine kurze Zeit später saß Elena wieder am kerzen-
geschmückten runden Eßtisch — jetzt als Herrin. Auch die
Douna nahm Theil am Souper. Der Duca behandelte
sie ehreverbietig und mit zarter Rücksicht. Er führte sie
nach dem Essen in ihre Gemächer und kam langsam wieder
zurück.

„Hörst Du den Tumult im Hofe, Elena? — Komm,
tritt mit mir auf diesen Altan!“

Er nahm einen gefüllten Pokal vom Tische und
öffnete die Glasthüre, daß sie klirrte.

„Auf Euer Wohl, Ihr Leute!“ rief er hinab in den
Hof und leerte den Becher.

Ein jubelndes Viva! klang zurück.

„Sie lieben mich, die Narren!“ sagte er gutgelaunt.

Elena stand neben ihm, sie legte die Hand an seine Schulter und lehnte die heiße Schläfe daran. Über den Hof da unten, über die zackigen Zinnen und spitzen Thürmchen glitt ihr Blick in die purpurglühenden Abendwolken.

„Oh, es ist schön hier!“ sagte sie zu sich selber — „und ich bin bei ihm, und er ist gut und liebt mich. Was bange ich?“

Ach, es war so überwältigend, sich zu sagen, daß dieser Mann, vor dem ihre Gedanken bisher immer auf der Flucht waren, dessen Bild sie zu verbannen strebte, nun plötzlich ihr Herr sei! Sie durfte ihn nicht nur lieben, sie mußte sogar für ihn leben! — Allmählich wird sie sich hieran gewöhnen. Sie begann damit, daß sie sich in den Stunden, da er mit der Büchse ins Gebirge wanderte oder unten in der großen Halle seine Waffen putzte, das Schloß zur Heimat machte. Nicht lange, und mit jedem Stück dieses altväterischen Hausrates hielt sie schon ein Zwiegespräch. Zu jedem Bilde sagte sie: Blicke mich nun nicht mehr so fremd an! — Jeden dieser großen, uralten Schlüssel nahm sie, wie einen Verwalter in ihren Dienst. Sie lernte seine Eigentümlichkeiten kennen, sie drang in sein Reich!

Das Haus war voll winkeliger Gänge, unmotivierter Treppchen. Einige Zimmer waren dreieckig, andre sechseckig. Man stieg beständig Stufen hinauf oder hinunter. Überall wehte jene beklommene Luft, die so häufig in unbewohnten Räumen zu finden ist.

Elena erfuhr von der stattlichen Schaffnerin, daß bisher die Donna die Oberaufsicht über die Silberkammer,

die Weinwandtruhen, in der That über das ganze Schloß gehabt hatte.

Auch in den Wohngemächern hatte Elena sich schon häuslich eingerichtet. Das große, mit Jagdtrophäen geschmückte Arbeitszimmer des Duca, wo Nero, der Neufundländer auf einem Löwenfell schlief, war nur durch eine Portiäre von ihrem Zimmer getrennt, in welchem sie alle ihre Lieblingsdichter und viele Bücher, die sie sich gewünscht hatte, vorgefunden. Hier hatte sie schon jedes Schiebsfach aufgezogen, jede Thüre geöffnet.

Bei solchem Thun wurde sie von einer sonderbaren Phantasie beherrscht. Sie hangte davor, den Fuß auf die unbekannte Schwelle zu setzen, denn sie war immer darauf gefaßt, einem gespenstigen Schatten zu begegnen.

Immer mehr befestigte sich ihre Überzeugung, daß die Roccana ihre Geheimnisse habe. Ein Etwas im Wesen ihres Gemahls rief den Gedanken stets wieder wach! — Weit davon entfernt, die Rätsel lösen zu wollen, möchte sie ihnen bange aus dem Wege gehen.

Denn ein dunkler Fleck in der Vergangenheit ihres Geliebten, würde auch ihr ganzes Leben verdunkeln!

Als sie im Schlosse heimisch geworden, dehnte sie ihre Wirksamkeit aus. Sie schloß Freundschaft mit den Armen, die in kleinen Hütten zerstreut, ringsum auf den Bergen wohnten. Auf der Roccana selbst, so weit der Arm des Gebieters reichte, gab es keine Armen. Der Duca überschüttete sie mit Wohlthaten, sie brauchten nur eine Bitte auszusprechen. „Herr“ sagte ihm einst ein alter Holzknecht besorgt, „behaltet Ihr auch etwas übrig?“

„Werdet Ihr mich verhungern lassen, wenn ich nichts

mehr habe?“ frug er dagegen. Die Antwort stand dem Mann in Thränenschrift auf dem wetterbraunen Gesicht!

Und so, in stillem Walten in Haus und Dorf, in Krankenstuben und am eigenen Herd fügte sich das Leben in eine fast alltäglich friedliche Form. Reichen die feinen Fäden täglichen Schaffens über die Schwelle des Hauses hinab in das Leben unserer geringern Mitmenschen, so ist der Tag bald ausgefüllt. Bei alledem vergaß sie Donna Mercedes nie wieder. Des Morgens war ihr erster Gang zu ihr. Stundenlang saßen die beiden Frauen arbeitend, lesend, sprechend in der schattigen Vorbeerlaube des Gartens, und die junge Duchessa frug sich selbst oft verwundert, weshalb sie diese Frau so sehr lieben mußte — unwiderstehlich, fast gegen ihren Willen . . . so wie sie ihn geliebt, vom ersten Augenblick an!

Des Abends saß der Duca gern in der altertümlichen Halle, an einem langen Eichentisch, der mitten in dem gewölbten Raum stand. Eine Lampe hing an Ketten über dem Tisch. Die Geweihe, die Schwerter und Speere an den Wänden sanken in's Dunkel zurück. Nur der mit zerlegten Flinten, Feilen, Bohrern und Hammern bedeckte Tisch und das Haupthaar des herzoglichen Schlossers, immer einem sturmbewegten Meere ähnlich, waren hell beleuchtet. Hier hämmerte, pochte und sägte er, hier klemmte er kleine stählerne Flintenteile in den Schraubstock und verführte einen diabolischen, zischenden, raspelnden Lärm. Dabei piffte er beständig, sah glücklich aus und hatte einen großen Glaspokal voll roten Burgunderwein neben sich stehen!

Wenn er im besten Schaffen war, öffnete sich die

braune Bogenthüre und Elena trat ein. Sie sah ihm eine Weile schweigend zu, dann setzte sie sich auf die Seitenlehne seines großen geschnitzten Stuhles, legte den Arm um seine Schultern und sah lächelnd der Arbeit zu.

„Welche Courage, Elena!“ sagte er lachend „fürchtest Du nicht, ich könnte Dich beißen?“

„Verspote mich nicht, Ercole.“

„O, wie ich Dich gezähmt habe, mein banges Reh! — Noch etliche fünfzig Jahr und das Bild des hundertjährigen Patriarchen, der unter dem Apfelbaum sitzt und seinen Urenkeln Nüsse aufknackt, mein Ideal, wie Du Dich erinnern wirst! — ist zur Wahrheit geworden!“

Ja, — er hat recht, er hat recht! — Sie ist so vertrauensvoll glücklich! — Und doch . . .

Es kamen Augenblicke, wo sie aus ihrer ruhigen Seligkeit aufschreckte und sich sagte: ich täusche mich selbst!

Unter ihren Füßen lag ein Vulkan. Die Blumen, welche über den feurigen Fluten wuchsen, verrieten durch ihre Pracht die treibende Wärme. Es war umsonst, ihr Gefühl für ihn allezeit zu stillem Glücksbewußtsein herabzustimmen. Es blieb immer ein Gemisch von Schreck und Wonne, ein Reflex seiner eigenen zwiespältigen Natur. Mit jedem Tage liebte sie ihn heißer und bangte täglich mehr vor ihm, denn in ihm schienen zwei Seelen von verschiedener Färbung in einen Körper gebannt zu sein. Er war so gutmütig — aber es war die Ruhe des Löwen. Plötzlich, ohne jede Veranlassung überzog tödtliche Blässe sein Gesicht, er ballte die Faust und murmelte Dinge, die Elena an seinem Verstande zweifeln ließen.

Er liebte sie, ohne darum viel Worte zu machen, aber

mit einer eifersüchtigen Wildheit, die manchmal wie das ungebändigte Naturell des gezähmten Raubvogels durchbrach und ihr Furcht einflößte.

Er hatte ihr anfangs, um sie einzugewöhnen, viel Freiheit gelassen, er hatte sich von ihr aussuchen lassen und sie nie gestört, wenn sie allein sein wollte — aber immer mehr und mehr zog er sie in sein Leben, mit jedem Tage wurde ihm ihre Gegenwart unentbehrlicher.

Hat ein Paar nach langen Kämpfen endlich Erlösung durch die Hand des Priesters gefunden, so pflegt der Erzähler abzubrechen, denn das wolkenlose Glück häuslicher Zufriedenheit ist schwer zu beschreiben! Es würde eine verzweiflungsvolle monotone Lektüre abgeben!

Aber für die Herzen dieser beiden brachte der Priestersegen weder Abschluß noch Ruhe. Mit bangem Vorgefühl kommender Schatten frug sie sich oft: Kann denn ein Herz diesen Zustand ruheloser Entzückung ertragen, ohne zu brechen?

LXII.

Über die Roccana war ein stiller Winter und ein prächtiger Frühling hingezogen. Die junge Frau hatte aus den Erkerfenstern tief herabgeblickt auf überschwemmte Wiesen und blauschimmernde, ungestüm fortgerissene Eisschollen, dann auf schroffe Bergabhänge, mit goldgelben Teppichen überzogen. Die Rosen an den Mauern der Schloßhöfe waren mit Blüten besät und sandten süße Düfte zu den Fenstern empor, um welche die Turmschwalbe jubelnd flog. Es war immer sonnig und hell hier oben auf der Roccana, aber im Frühling strömte eine solche Flut reinen Lichtes direkt vom Himmel über Schloß und Felsen, daß das Auge des Adlers dazu gehörte, um es zu tragen.

Elena war in letzter Zeit stiller und träumerischer geworden, aber über dem ganzen Hause lag es wie ein Schimmer freudigen Hoffens und erwartungsvoller Ungeduld. Vom Schloßverwalter bis zum Holzfnecht herab nahmen sie alle Anteil an dem erhofften Ereignis, welches — so schien es selbstverständlich — dem Hause einen Sohn und Erben schenken sollte. Der Duca ging umher, erhobenen Hauptes, vor Freude lachend, sah er die Leute flüstern und nicken. Er konnte jetzt schon Niemandem eine Bitte abschlagen, und Elena mußte oft seiner Verschwendung Einhalt thun, denn wenn es galt, verwaiste Kinder versorgen oder kinderreichen Familien aufzuhelfen, kannte seine Freigebigkeit keine Grenzen mehr.

„O, er ist gut! — er ist gut!“ flüsterte Elena, ihren

Kopf an Donna Mercedes lehrend, „und Sie sind für mich wie die sorgsamste Mutter — mein Glück ist zu groß, es kann so nicht bleiben.“

Die Donna küßte mit bebenden Lippen den lockigen Scheitel und sagte:

„Bitte die Heiligen, daß sie es Dir beschirmen, denn Du verdienst es.“

Eines Tages, als Elena sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, trat der Duca in die stillen, halbdunklen Gemächer der Spanierin. Mit festen elastischen Schritten durchmaß er dieselben, bis er in das kleine Kabinet kam, wo sie sich meist aufhielt. Hier warf er sich in einen Fauteuil, küßte dann der Donna halb ehrfurchtsvoll, halb zärtlich die Hand und sagte:

„Schlechte Nachrichten aus Rom. Fürst Andrea ist sehr krank, so schreibt mir mein Schwager . . . nun der Alte ist nahe den Neunzigern, und er wird friedlich sterben wie Abraham . . . aber wie bringt man es ihr bei, ohne sie zu erschrecken?“

„Ich fürchtete schon, es wäre ihr Bruder, der jüngere, von dem sie mit solcher Zärtlichkeit spricht und der noch keinen gesunden Tag hatte.“

„Armer Knabe! Solche unglückliche Geschöpfe sollte man bei der Geburt umbringen.“

„Ercole, Sie veründigen sich.“

Er streckte sich aus und lachte, daß seine breite Brust sich noch mehr dehnte, und er legte seine kraftvolle Hand auf den Tisch neben die feine, magere Hand der Dame.

„Sehen Sie, welcher Kontrast! Sollte man meinen . . . aber wo gerate ich hin?“

„Wenn Sie in dieser übermütigen Laune sind,“ erwiderte sie traurig, „so zittere ich immer, es ist Frevel.“

„Bah, es ist nicht Frevel!“ sagte er und schlug sich vor die Stirn, „es ist nur das gesättigte Triumphgefühl eines Menschen, der sich sagen kann, Du hast Alles bezwungen. — Alles, — begreifen Sie? — Himmel und Hölle, Länder, Armeen, — um einer Mercedes willen! — Denn that ich es für mich allein?“

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er ehrerbietig, aber mit einem tiefen Seufzer, „ich will täglich soviel Paternoster beten, wie Sie verlangen. Ich will Asche auf mein Haupt streuen und Alles bereuen, was ich verbrochen habe, . . . aber jetzt trüben Sie mein Glück nicht. — Mercedes, ich habe nie gewußt, was Leben heißt.“

Sie betrachtete ihn kummervoll.

„Mercedes, wenn ich Ihnen meinen Sohn in die Arme legen kann, dann wird auch Ihr Herz wieder jung werden.“

„Zu spät,“ sagte sie, — und in diesem Augenblick sah sie alt und matronenhaft aus.

„Ercole, vor Ihnen liegt noch das Leben, und ihre Gedanken beschäftigen sich mit irdischen Wünschen . . . vor mir aber liegt die Ewigkeit, und ich zittere vor dem, was sie uns bringen wird.“

„Ihnen, Sennora?“ rief er auffahrend. „Nun, wenn es so etwas gibt, wie einen Himmel voll pausbackiger Engel (und weshalb sollte es nicht?) und wenn es in diesem Himmel Ehrenplätze gibt, so kommen Sie sicherlich neben Santa Monica, wenn Sie mir erlauben, Augustinus vorzustellen . . . Ihr arger Augustinus, der Ihnen durch

seinen Lebenswandel so viel Kummer bereitet. — Nein, Sennora, dieser Vergleich paßt nicht. Wir müssen einen andern Platz für Sie ausfindig machen."

"Wir sind allzumal Sünder," murmelte die Donna und neigte ihr Haupt über den Rosenkranz, den sie angstvoll erfaßt hatte, „Gott sei uns gnädig."

Seine große Hand strich lieblosend über ihr graues Haar und an ihrer bleichen Wange herab.

"Arme, treue Seele . . . Gott muß Ihnen gnädig sein, wenn er gerecht ist! Und wenn mich die Teufel schmaßend braten, (denn denken Sie nicht, daß ich einen fetten Bissen abgeben kann?) dann werden Sie mit den Engeln Psalmen singen."

"O, Ercole! — Nein! — Lieber mit Dir verdammt, als ohne Dich selig."

Über sein stolzes Gesicht zuckte es hin, als bekämpfe er eine tiefe Rührung. Er betrachtete sie zuerst schweigend, dann drückte er ihre Hand an seine Stirn — sie sollte es nicht sehen, daß seine Augen naß waren.

"Ob Elena auch so denkt?" frug er endlich.

"Das weiß ich nicht," versetzte die seltsame Frau, „aber ich bezweifle es. Sie ist nur Ihre Gattin. Sie kennt nicht, wie ich, jeden Gedanken dieses unbändigen Herzens und jedes Zucken Ihrer Wimpern. Ihre Liebe ist eine andere, — o, eine ganz andere! — Wie oft hat sich eine solche Leidenschaft schon in das Gegenteil verwandelt. Das Band, was uns vereint, Ercole, ist, seit die Erde steht, nicht zerrissen!"

"Wahr!" sagte er. „Ich will keine Vergleiche ziehen. Das Eine gehört in den Himmel, das andere auf die Erde.

Aber daß die Erde soviel Glück enthalten kann . . . Mercedes, weshalb haben Sie mir dies nie gesagt?"

Sie seufzte.

„Woher sollte ich es kennen, Ercole? — Ich habe Ihnen oft gesagt, wie kurz und trügerisch mein Glück war. Und was Sie betrifft, Ercole, möchte nie eine Stunde kommen, da Sie von Ihrer Höhe wieder herabstürzen! — Ihr Glück ist in die Wolken gebaut!"

„Nein, auf mein Herz, Sennora!" Er schlug sich stolz an die Brust, „und dies Herz ist treu und tapfer."

„Aber Sie sind ein Frevler!"

„O, Sennora, sehen Sie mich nicht so kummervoll an, sonst fürchte ich mich, wieder zu Ihnen zu kommen, wenn durch alle meine Adern Leben und Hoffnung braust. Sie nennen es Frevdel! — Ich bin aber jetzt beständig frevelhaft, wann sollte ich also überhaupt wagen, vor Ihnen zu erscheinen?"

„Wenn alles Sie verlassen haben wird, Ercole . . . Weib, Kind, Reichthum, Gott! dann kommen Sie zu mir."

Er richtete sich jäh auf — dann verließ er stumm das Zimmer.

Donna Mercedes aber sank vor dem Kruzifix auf die Kniee und betete — betete — wie eine Verzweifelte.

Duca della Rocca betrat den Flügel der Sennora nicht mehr.

Und der Tag kam, an welchem die Nachricht von der Geburt eines Knaben auf der Roccana wie ein froher Bote die Thäler hinab und hinauf lief. Vom Schlosse wehten Fahnen, ein großes Fest wurde für die Landleute vorbereitet, Wein und Gold flossen in Strömen und des

Zubelnß und Tauchzens war kein Ende. Bald darauf erhielt der junge Erbe in der Taufe die Namen: Ercole Ottavio.

Seltfame Zusammenstellung.

Wieder zogen stillfrohe Herbstwochen vorüber, das Kind gedieh; es war ein schönes, kräftiges Kind mit rofigen, derben Gliedern und einem Engelsgesichtchen, pausbäckig und dunkeläugig. Auf Elenas Wangen glühte der Purpur ihrer einstigen, strahlenden Schönheit. Sie war, so fanden alle, noch lieblicher geworden. Ihr Blick hatte die stolze Herbigkeit verloren.

Donna Mercedes mochte sagen: zu spät! — sie war gleichwohl eine andere seit der Geburt dieses Kindes. Für Elena zärtlich und fürsorgend wie eine Mutter, hatte sie doch dem kleinen Ercole ihr ganzes Herz geschenkt. Wenn sie an der Wiege saß, die Fliegen fortscheuchte und träumerisch auf das Kind blickte, schien sie wieder jung und hoffend zu werden, und ihr Mondscheingeficht überstrahlte ein trügerischer Schimmer der Gesundheit.

Der Duca betrat die Kinderstube fast nie. Das war Weiberterrain. Ihm genügte für jetzt das stolze Bewußtsein, einen Sohn zu haben. — In diesem Bewußtsein stieg er herab in die eingehegte Wiese, wo seine Stuten mit ihren Fohlen weideten. Er legte seine Hand prüfend auf die kurze wollige Mähne des im Mai geborenen mutwilligen Hengstfüllens und sagte: Du sollst ihn einst tragen, wenn er dem Arme der Wärterinnen entwachsen ist.

Mit der Zeit wurde der Duca fürchterlich eifersüchtig auf seinen Sohn, der die Zeit und die Zärtlichkeit der jungen Mutter so ausschließlich in Anspruch nahm. Wahrlich,

in Othello's Lage gebracht, würde della Rocca keinen üblen Othello abgegeben haben.

Aber dem Himmel sei Dank, da war keine Gefahr vorhanden, daß sich ein Drama dieser Art auf der Roccana abspiele. Eher vielleicht die umgekehrte Tragödie?

Eines Tages, als die junge Duchessa in einem runden Turmgemach war, welches die wenigen litterarischen Schätze des Hauses barg (denn die della Rocca waren nie Gelehrte), fand sie hinter einer Reihe alter, verstaubter Bücher ein zusammengequetschtes Stück Leinwand. Sie zog es vor, glättete es und betrachtete staunend das vielfach beschädigte Porträt eines Mädchenkopfes, in welchem sie Zug um Zug die Sennora di Castiglione wiedererkannte. Das Köpfchen, von goldbraunem Haar umflossen, war halb zur Seite gewandt, der Blick nach oben gerichtet. Mit der Rechten hielt sie ein graues, armseliges Tuch um die Schultern zusammen, die in schneeeiger Weiße, fein aber abgerundet durch die Risse schimmerten.

Wie sonderbar!

Ein Jugendbild der Sennora, in der schönen Tracht der Andalusierinnen, in goldnem Rahmen über dem Schreibtisch des Duca hätte sie nicht so beängstigt, wie dies versteckte, vergessene Stückchen Malerleinwand. Denn wenn der Duca aus Mitleid oder Großmut der einstigen Geliebten einen Platz in seinem Hause ließ, so hätte dies auch Elena's Mitleid und Großmut erweckt, — dies aber . . .

Ihr Auge starrte auf die eine Ecke, in welcher, halb ausgekratzt, die Worte standen:

Mia Sposa. fec. E. d. R.

Sie fühlte einen Schwindel, der ihr die lieblichen

Züge des Bildes verschwommen zeigte; aber ohne sich zu besinnen, ohne nachzugrübeln ging sie mit dem Bilde in der Hand direkt herab in die Halle, wo der Duca saß, rauchte und die spielenden Jagdhunde mit seinem sporenbewaffneten Fuß zurückscheuchte.

Er sprang auf und kam ihr entgegen. Sein Gesicht, welches einen unmutigen Ausdruck trug, hellte sich auf.

„Endlich, Geliebte! — Weißt Du, wie sehr Du mich jetzt vernachlässigst?“

Sie legte, ohne ein Wort zu sagen, das Bild in seine Hand, er entrollte die Leinwand, er betrachtete es verwundert, sah sie an, dann wieder das Bild und frug:

„Und was nun?“

„Ist dies nicht Donna Mercedes?“ sagte sie leise.

„Was? — Komm, tritt näher ans Licht! — Diavolo! Wo fandest Du dies Bild?“

„Im braunen Turmzimmer,“ erwiderte sie.

Er nahm es hastig in beide Hände, trat damit ans Fenster, betrachtete es prüfend, las die Worte und blieb versteinert stehen.

„Himmlische Gerechtigkeit!“ murmelte er leise. „Hier bist Du — aber Du kommst zu spät . . . zu spät!“

„Ercole . . .“ flüsterte sie angstvoll und weckte ihn aus seiner Geistesabwesenheit, „o, beruhige mich! Wer hat dies Bild gemalt?“

Er antwortete ihr nichts. Mit gefurchter Stirn und zusammengebißenen Zähnen stand er da.

„Mia Sposa — meine Gattin,“ sagte Elena bange, „und dann . . . Ercole, Du sagtest mir doch, er habe Castiglione geheißen!“

„Er . . . um Gotteswillen, Elena, woran denkst Du? Du meinst, ich hätte dies gemalt.“

„Verzeih, Ercole . . . es ist nur, weil es die Anfangsbuchstaben Deines Namens sind.“

„Wahr!“ sagte er kurz und zuckte die Achseln. „Aber ich will Dir nur eins sagen: ich habe in meinem ganzen Leben kein Bild gemalt . . . oder meinst Du, ich sei ein verkappter Raphael?“

Eine Centnerlast fiel von ihrem Herzen, — diesen Umstand hatte sie nicht bedacht.

„O Ercole, wie thöricht ich bin!“ sagte sie seufzend.

„Ich will Dir vergeben, wenn Du mir versprichst, in Zukunft mehr Vertrauen zu mir zu haben. Unser beider Glück, Elena, hängt davon ab, daß Du mir glaubst, was ich von Dir zu glauben fordere! Die Geheimnisse der Donna Mercedes müssen für Dich ein verschlossenes Buch bleiben. Das sagte ich Dir schon.“

„Ercole, Du beschämst mich. Vergib mir!“

Er schloß sie in die Arme, lachte, strich ihr das Haar aus der Stirn und versiegelte ihre Lippen mit Küssen.

„O Geliebte, welch einen Thoren Du aus mir machst! Ich habe all diese Tage wirklich schon gemeint, Du habest mich vergessen!“

Eine Stunde später ritt er auf seinem wilden Hengst aus dem Hof.

„Die Welt ist mein!“ murmelte er, zu den Fenstern hinaufgrüßend, und hob sich stolz im Sattel. „Sogar die Gewitterwolken beherrsche ich! Ein Wink — und sie haben sich zerstreut!“

LXIII.

„Auch die Gewitterwolken beherrsche ich!“ wiederholte er am Abend, als wenn er an dieser Phrase eine besondere Befriedigung fände.

Er war soeben vom Ritt heimgekehrt und blickte, mit der Gerte an die hohen, besprühten Reiterstiefel schlagend, aus dem Fenster der unteren Halle.

Ein leises Öffnen der mächtigen, eisenbeschlagenen Eichenthüre veranlaßte ihn, sich umzuwenden und „Elena“ zu sagen. Aber es war nicht Elena. Es war die knabenhafte Gestalt eines Jünglings mit sanftem, leidenden Antlitz. Er trug eine dunkle Samtleidung. In seiner breiten Schärpe, deren gefranzte Enden herabhielen, steckte eine silberbeschlagene Pistole, über welche sich die schwächlichen Finger schlossen. Trotz dieser Waffe sah er aus wie ein für eine Männerrolle kostümiertes Mädchen.

Della Rocca blickte ihn überrascht an. „Solche unglückliche Kinder sollte man bei der Geburt umbringen!“

Und der starke, kräftige Mensch, dessen Hand dies schwache Leben mit einem Druck vernichten konnte, fühlte gutmütiges Mitleid.

„Willkommen, Ettore!“ sagte er in jovialem Ton und ging dem Prinzen entgegen.

Aber Ettore wehrte ab. Nach Atem ringend, die eine Hand aufs franke Herz gepreßt, sagte er weich und leise, aber mit unerbittlicher Festigkeit:

„Nicht als Ihr Gast komme ich, Ercole della Rocca“

sondern als Ihr Ankläger. Sie waren es, der meinen Vater Ottavio dell' Uvarra tötete!"

Und aus des Knaben Augen flammte der Zorn und die Willenskraft. Er, dessen ganzer Körper konvulsivisch zitterte, wagte es, sich mit einem della Rocca zu messen.

Es ist etwas Seltsames um den Geist dieser Uvarra!

Tiefes Schweigen folgte seinen Worten. Der Angeklagte hatte die Arme über der Brust verschränkt, sein Gesicht war hohnvoll ruhig. Endlich zuckte er die Achseln.

„So hast Du mich herausgefunden?“

„Ja,“ versetzte Ettore, „den Mörder des Vaters — den Vatten der Tochter ... das ...“

Seine Kraft verließ ihn plötzlich, er brach besinnungslos zusammen und della Rocca's Arme hielten ihn auf.

Was nun? — In dem ungebändigten Herzen des großen Mannes erhob sich die Versuchung, — aber mit der Großmut eines Löwen, der seine Tazze vom Opfer zurückzieht, legte er den Prinzen auf einen Divan und holte dann Elena herbei.

Ihre Freude bei der Nachricht von der Ankunft des Bruders verwandelte sich in Schreck, als sie ihn sah, aber sie wußte sogleich die rechten Mittel anzuwenden. Er wurde in das Turmzimmer geschafft und zum Bewußtsein gebracht; aber er litt große Angst und Elena's Anblick schien dieselbe zu vermehren.

„Etto! Liebling!“ sagte sie, ihm die Hand auf die Stirn legend. „Ich bin es ja! Sage mir doch, wo kommst Du her, und wo warst Du so lange verschollen?“

„Fort, fort!“ rief er heftig. „Frage mich nach nichts, Elena! . . . Ich kann nicht sprechen!“

„Aber ich darf doch bei Dir bleiben? Ich habe auch nach meinem Knaben geschickt. Du mußt ihn sehen, Bruder, das wird Dir wohlthun!“

Er stöhnte und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Herzkrämpfe kehrten wieder, eine bläuliche Farbe überzog sein Gesicht, seine Hände wurden kalt und starr und Elena mußte alles thun, was sie konnte, um seine Leiden zu vermindern. Sie war allein mit ihm, aber sie war das ja gewohnt. Wie viele Nächte hatte sie so gewacht, ohne daß der Todesengel mitleidig die franke Blüte geknickt hatte!

Endlich wurde er ruhiger. Sie hörte von weitem das nahende frohe Tauchzen des jungen Don Erco und stand eilend auf, um zu verhindern, daß Ettore geweckt werde.

Im langen, säulengetragenen Gange stand der Duca. Er hatte der Wärterin den Knaben abgenommen, und der Kleine raufte jubelnd in den Haaren des Vaters . . . aber dessen Stirn war umwölkt. Als Elena erschien, gab er das Kind zurück, und auf den Wink der Duchessa trug Emilia es wieder fort.

„Wie geht es?“ frug der Duca, ihr forschend in die Augen sehend.

Sie seufzte.

„Ich kenne es ja an ihm und sollte mich nicht so sorgen! — Armer Bruder! O, ich wünschte, er gäbe das Reisen auf! Wenn ich mir dünkte, daß er so allein und hilflos unter Fremden zusammenbricht, jeden Augenblick in

Todesgefahr, so bereue ich es, ihm je zu seinem Unternehmen Mut gemacht zu haben."

"Du warst es, Elena? — So hast Du Dir den Dolch geschliffen!"

"Was hast Du, Ercole?"

"Nichts, nichts!"

"Deine Hand ist so kalt wie Eis. . ."

"Das hat nichts zu sagen. Elena, wirst Du zu Deinem Bruder zurückkehren?"

"Ja, augenblicklich."

"Wirst Du die Nacht bei ihm wachen?"

"Ja, Ercole. Ich muß. Er fürchtet sich im Dunkeln."

"Er fürchtet sich? Das ist nicht wahr. Lasse Dich nicht täuschen!" versetzte er ironisch.

"Ich kenne ihn doch! — Gute Nacht, Ercole!"

"Elena," sagte er mit heiserer Stimme, „thue es nicht! Bleibe bei mir. Ich bin es, den hundert Gespenster erschrecken, wenn Du mich verlässest."

Sie lächelte, dann legte sie die Arme um seinen Hals, küßte ihn mit dem Vertrauen eines Kindes — und war gleich darauf im Turmzimmer verschwunden.

Stunde um Stunde verging und Ettore schlief fieberhaft und schwer. Sie hatte ihr Kleid aufgenestelt, ihr Haar in zwei schwere Flechten gewunden und saß geduldig wachend im Lehnstuhl, die blassen Mondlichtstreifen beobachtend, wie sie wuchsen und weiterrückten! — Von Zeit zu Zeit kühlte sie dem Kranken die Lippen, schob die Kissen zurecht und beruhigte ihn.

Plötzlich fiel es ihr ein, daß Donna Mercedes, die selbst oft an Herzkrämpfen litt, ein treffliches Mittel da-

gegen besitzen sollte. Elena stand schnell auf, geräuschlos verließ sie das Zimmer und glitt halb tastend den Gang hinauf. Die Fenster standen alle offen und eine wundervolle, gewürzige Nachtlust strömte durch dieselben ein. Sie konnte es sich nicht versagen, im Vorbeigehen einen Blick in das Kinderzimmer zu werfen. Der Knabe schlief so süß in seiner Wiege. Die junge Mutter kniete neben ihm hin, sie schob den Vorhang beiseite, sodaß das Mondlicht auf die rosigen Armchen und das Gesicht des Kindes fiel, — und ihr heißes Dankgebet stieg zum Himmel auf.

Sie trat auch in das große Schlafzimmer mit seinen Madonnenbildern, dem Betpult, den schwerseidenen Vorhängen, den weichen Teppichen, und bemerkte mit Befremden, daß ihr Gatte noch nicht da war. Dies sah ihm so unähnlich, denn seiner gesunden Natur widerstrebte langes Wachen, dagegen trieb ihn der Hahnenschrei hinaus in die frische Morgenluft.

Elena hatte keine Zeit, sich zu wundern. Sie ging schnell weiter. Sie öffnete leise, leise die erste Thüre, that einen Schritt vorwärts und blieb wie gelähmt stehen.

Die Thüren waren alle offen und das letzte Zimmer hell erleuchtet. Elena erblickte die schwarze Gestalt der Donna Mercedes in einem Armsessel — vor ihr kniete della Rocca. Er hatte ihre Hand ergriffen und neigte seinen Kopf über dieselbe, als müßte sich der mächtige Mann an dieser schwachen Hand festhalten, um nicht zu versinken.

„Mutter! — Der Augenblick ist da, den Du vorher sagtest, und ich komme zu Dir.“

Ein leiser Schreckensruf klang von ihren Lippen.

„Mein Weib verließ mich schon. Wenn ich sie morgen wiedersehe, wird sie mir Lebewohl sagen!“

Donna Mercedes zitterte, sie drückte die gefalteten Hände an die Brust.

„Ich ahnte, daß es kommen würde, früher oder später.“

„Unschuldig sein und schweigen müssen . . .“ fuhr er wild auf, „dem Blick des Abjcheus begegnen und den eignen senken sollen, anstatt stolze Gegenwehr zu üben — nein!“

„Du unschuldig? — O großer Gott, Ercole, wie wagst Du das zu sagen?“

Er sprang auf und versetzte trotzig:

„Ich bin's — in meinen Augen!“

Wie eine Nachtwandlerin wich Elena zurück und flüchtete in das Schlafzimmer. Hier kam eine große Schwäche über sie, und sie hatte nur noch die Kraft, sich auf ihr Bett zu werfen. Da lag sie still, mit weit offenen Augen, in einem Zustand unbeweglicher Verwunderung.

Was ist — o, was ist dies alles?

Er hat sie „Mutter“ genannt. Es geschah dies nicht zum erstenmal. Elena selbst hatte in letzter Zeit der Donna oft diesen Namen gegeben, und ihr Gemahl hatte es bei solchen Gelegenheiten scherzend wiederholt. Über das melancholische Gesicht der Spanierin war dann stets ein Sonnenblick geslogen.

Doch welcher Unterschied zwischen dem Scherzwort und der Betonung, die er heute auf den Namen legte?

Was ist er ihr und was ist sie ihm? — Da sie nicht seine Mutter ist, da sie nicht seine Geliebte war, was vereinigt ihn mit dieser seltsamen Frau zu unlösbarer Freundschaft? — Unten im Ahnensaal hingen die Bilder seiner

Eltern, hochfrisiert, schneeweiß gepudert, in goldgestickten, spitzenbeladenen Brokatkleidern — aber das Bild der Donna lag verstaubt und vergessen im Dunkeln! — Elena's Gedanken eilten rasch über diese Fragen zu einem andern Wort, welches sie ins Herz getroffen hatte:

„Wenn ich sie morgen wiedersehe, wird sie mir Lebewohl sagen.“

Ihr Herzschlag stockte. Gab es denn etwas, das im stande wäre, sie von ihm zu scheiden? — Nichts! flüsterte sie, weder Tod noch Leben.

Es stand zu hoffen, daß Prinz Ettore ihrer nicht bedurfte. Sie hatte ihn vergessen, als hätte er nie gelebt. Mit brennenden Schläfen lag sie da und versuchte das Pochen ihrer Pulse vom Ticken der Uhr zu unterscheiden. Zwölf schrille, leise Schläge verkündeten endlich die Mitternacht. Gleich darauf trat della Rocca ins Zimmer. Sie wäre eben nicht im stande gewesen, ein Glied zu rühren, noch die Augen zu öffnen. Was wird er ihr zu sagen haben? — Er ging durch das Zimmer, stellte die Lampe, die er trug, hin, dann kam er auf sie zu, blieb eine Weile vor ihr stehen und schien in ihren Anblick verloren. Dann seufzte er tief auf und entfernte sich langsam.

Elena richtete sich auf und preßte die Stirn an die Hand, denn ihr Kopf schwindelte. Sie ging zum Fenster, öffnete es und lehnte sich weit hinaus. Die köstliche Luft floss weich und kühlend an ihren Schläfen hin.

Vor ihr breiteten sich die terrassenförmig angelegten Gärten aus. Der Duft der blühenden Myrthen zog hinauf. Über dem Monteferoce, einem schroffen Felsen, stand die milchweiße Mondscheibe und beleuchtete die Riesplätze und

die Tarnus und Cypressenstauden, die zackigen Blätter der Aloen und die dunklen Rasenflächen. Es war hell genug, um die Gestalt eines Mannes erkennen zu lassen, welcher über den Rasen nach der niedrigen Einfassungsmauer ging. Dort blieb er, an einen Baum gelehnt, stehen; dann stieg er die Stufen zu dem Platz hinan, auf welchen er sie vor einem Jahr zur ersten Unterredung führte.

Ohne sich zu besinnen, von Unruhe getrieben, eilte sie hinaus, die Treppen hinab zu einer kleinen Thüre, welche direkt in die Gärten führte. Dieselbe stand offen. Sie ging mit schnellen Schritten weiter und weiter, bis sie neben ihm stand. Er blickte über die Mauern in das, vom silbernen Sternenlichte erhellte Thal.

„Ercole!“ rief sie leise.

Er fuhr zusammen.

„Du bist mir gefolgt?“

„Ich hatte Angst um Dich . . . Du bist unglücklich und ich habe ein Recht, Deinen Kummer zu teilen.“

„Geh, frage Deinen Bruder,“ versetzte er rauh, „und dann wollen wir sehen, ob Dich noch gelüftet, meinen Kummer zu teilen!“

„Mein Bruder? — Was hat er hiermit zu thun?“

Della Rocca knirschte mit den Zähnen.

„Komm!“ sagte er mit grimmiger Entschlossenheit, „ich wills kurz machen. Die schnelle Operation ist weniger schmerzhaft, als der langsam fressende Schaden! — Sieh Dir diese Hand an — liebst Du diese Hand?“

„Du weißt es!“

„Nun, so höre,“ versetzte er und schlug mit der ge-

ballten Faust auf die Mauer, „morgen wirst Du erfahren, daß diese Hand es war, die Deinen Vater tötete . . .“

Sie blickte ihn unverwandt an, als verstände sie den Sinn seiner Worte nicht. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut wurde hörbar.

„Und Du, Elena Nvarra, bist das Weib des Mörders. Wenn Dein Bruder jetzt stirbt, so stirbt er an diesem Gedanken!“

Wieder sagte sie nichts. Ihn starr anblickend, stand sie ihm gegenüber. Der Nachtwind spielte schmeichelnd in ihrem schimmernden, dunklen Haar und bewegte die knisternden Atlaschleifen ihres hellen Gewandes — aber sie konnte die Hand nicht heben. Della Rocca lehnte seinen breiten Rücken an den Baumstamm, verschränkte die Arme über der Brust und sprach weiter:

„Ich weiß nicht, wie es so lange ein Geheimnis bleiben konnte. Vielleicht deshalb, weil sich die Annahme verbreitet hatte, er sei durch einen Bravo ermordet worden. Dein Bruder zog aus, um des Vaters Tod zu rächen und den Francesco del Monte zu finden, der, so hieß es, ihn ermordet habe. In kindlichem Glauben an die Existenz dieses Mannes suchte er ihn. Wir lächelten Alle über den Knaben, der einen Mythus einfangen wollte. So lange unser beklagenswertes Land unter den Regierungen von einem Duzend fremder Wölfe heuizen wird, so lange wird es immer einen Francesco del Monte geben, d. h. den Volksglauben an einen Schakal, welcher sich von den Beuteresten der großen Raubtiere nährt. — Laß jenes tausendjährige Reich des Friedens und der Ordnung emporsteigen, welches Lionardo Romano predigt, so wird solcher Volks-

glaube keinen Boden mehr finden, um darin zu wurzeln. Genug, Dein Bruder sah seinen Irrtum bald ein, vermute ich — und er hat den rechten Mann herausgefunden. — Der Mann bin ich. — In einer Sommernacht begegnete ich dem Fürsten Ottavio in Neapel auf der Straße. Zwischen uns stand die Erinnerung an seine Schwester, die ich begehrt und er mir verweigert hatte. Wir wußten beide, daß diese Sache zwischen uns nur mit dem Degen besprochen werden konnte. Binnen fünf Minuten war sie reif dazu. Wir zogen und fochten. Es ging auf Tod und Leben. Es war eben hell genug, um die Klingen blinken zu sehen, und mein Stahl fuhr ihm durch die Rippen ins Herz, im Sturz riß er seinen eigenen Degen wieder aus meiner Brust. — Hier hast Du die Geschichte — und nun sieh Dir noch einmal meine Hand an! Deines Vaters Blut klebt daran und schreit um Rache . . . und Lionardo wird wissen, was er zu thun hat.“

Was wird nun geschehen? — Wird sie ihn zurückstoßen — oder wird sie ihm vergeben?

Weder das eine noch das andere! Mit einer Ruhe und Festigkeit, welche eine Glorie um ihr Haupt zu weben schienen, trat sie vor ihn und sagte:

„Es ist nicht wahr, Ercole! Du, der Mörder meines Vaters? — Wie wenig, glaubst Du, kenne ich Dich? — Es ist nicht wahr!“

Er erschrak, wie sie ihn noch nie erschrecken sah. Seine braune Wange verfärbte sich, seine Zähne schlugen zusammen — er starrte sie an, wie eine Erscheinung.

„Ich glaube es nicht,“ fuhr sie fort, „verlange nicht von mir, daß ich es glauben soll. Es ist nie geschehen!“

Ein wilder Triumph sprühte wie Blitzesschein aus seinen Augen. Ihre Hände an sein Herz ziehend, sagte er atemlos:

„Du hast die Wahrheit gefühlt. Ich habe Deinem Vater kein Haar gekrümmt. Ein verheimlichter Zweikampf wird zum Mord gestempelt — und ich hätte ihn nie verheimlicht.“

„Weshalb hast Du mich dann so furchtbar erschreckt, Ercole?“ frug sie vorwurfsvoll, den schmerzenden Kopf an seine Brust legend.

„Du mußtest erfahren, was geschehen wird. Dein Bruder wird mit seinen Entdeckungen auftreten, er wird Zeugen und Beweise bringen, er wird keinen Zweifel übrig lassen . . . und ich werde mich schweigend unter das Gesetz beugen. Ich werde nichts leugnen, nichts bestreiten und als entdeckter Muehelnörder dastehen. Was wirst Du dann thun, Elena?“

„Ich werde Allen zurufen: Es ist nicht wahr! — Es ist nicht wahr!“

„Du wirst davon keine Silbe sagen, wenn Du mich liebst! — Elena, in meiner Jugend lehrte mir ein weiser alter Zauberer, daß alles Unglück von den Frauen komme. Nie, so sprach er, mache eine zu Deiner Vertrauten, nie lasse Dich von einer beherrschen. — Er hatte vielleicht recht — und doch, mein treues mutiges Weib, lege ich eben mein Leben in Deine Hände! — Ich sage Dir, daß nicht ich, sondern ein anderer Deinen Vater tötete. Ich habe diese Schuld wie einen Fluch, wie ein Vermächtnis überkommen, ich trage sie und ihre Folgen — und ich muß es thun. Frage mich nicht, weshalb. Ich muß. Und

nun, Elena, fordere ich von Dir, daß Du zu allem schweigst, was da kommen mag, wenn Du mir nützen willst. Ich verlange Seltsames und viel — wird Dein Glaube diese Probe aushalten?"

„Ja," sagte sie einfach.

Er hob ihr Gesicht empor und frug zweifelnd:

„Täuschest Du Dich nicht selbst?"

„O, Ercole, Gott sei gepriesen, daß mich ein Schwur an Dich fesselt, den nichts brechen darf. Mit Dir lebe und sterbe ich."

Er antwortete nichts, aber durch seine Nerven floß wieder Spannkraft, in sein Herz zog wieder der freudige Mut, — ihre Worte gaben ihn dem Leben zurück.

Schweigend, den Arm um ihre Schultern gelegt, führte er sie die Stufen herab. Erst als sie sich dem Schlosse näherten, blieb er stehen, richtete sich hoch auf und streckte den Arm aus, als wolle er in die Bahnen der Sterne über sich greifen . . . seine ganze Gestalt schien, von gewaltiger Kraft getrieben, zu wachsen:

„Geliebte! Ahnst Du etwas vom überschäumenden Triumphgefühl eines Menschen, der sagen darf: mein Schicksal, das bin ich selbst?"

Sein Gesicht trug bei diesen Worten einen Ausdruck, der sie zittern machte. Alle Schönheit und all der unheimliche Zauber eines aufrührerischen Geistes durchglühte es.

„Ercole, überhebe Dich nicht. Dein Schicksal liegt in Gottes Hand," sagte sie ernst.

Er lachte mit ironischer Bitterkeit.

„Wenn ich abgewartet hätte, bis der gute Gott mein

Schicksal in die Hand nahm — ich wäre längst Asche! — Ich habe es allein angesetzt und meinen Willen im Kampfe gestählt, bis er unbefiegbar geworden ist! — Nichts wirft sich mir entgegen, das ich nicht unter mich zwänge — ein Sterblicher, der dem Jupiter die Blitze aus der Hand gewunden hat. Ich fürchte ihn nicht mehr!"

„Ercole, das ist furchtbarer Frevel!"

„Und was bleibt mir sonst übrig? Ein Mann, wie ich, gleicht dem Schüler, der seinen Meister überholte. Ich bin zu stolz, um eine Unterwürfigkeit zu heucheln, die ich nicht fühle."

„Sprich nicht so, ich bitte Dich! — Mir ist, als müsse der Allmächtige Dich im nächsten Augenblick niederschmettern."

„Du kannst mich nicht verstehen, denn Du kennst mein Leben nicht. — Seit ich denken kann, stemmt sich mir ein großer unsichtbarer Feind hemmend entgegen. Nenne diese Macht, wie Du willst — aber ich kämpfe, wie mein Namensvetter, ununterbrochen gegen eine Hydra. Aus einer zerhackenen Schwierigkeit erheben sich stets drei neue. Bisher blieb ich Sieger — und ich werde es immer bleiben. Nimm an, daß jetzt diese Berge einstürzten — nimm an, wir wären alle Bettler geworden, Liebling, sei unbesorgt, ich reiße alles wieder an mich, was mir geraubt wird."

„Auch mich, wenn ich Dir durch den Tod entrisсен würde? Das könntest Du nicht, Ercole."

„Ich würde Dir folgen!"

Eine unsägliche Angst erfaßte sie.

„Elena, für einen Mann, der nur das Leben, nicht den Tod fürchtet, wäre auch dies eine Gelegenheit, um

sieghaft lachend der Verzweiflung eines verödeten Daseins zu entgehen. Ich gebe Dir zu — ein Blickstrahl kann mich niederschmettern . . . das wäre kein großes Unglück — aber keine Minute länger, als ich will, schlägt dies Herz!"

Sie warf sich auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Das ist der Mann, der im Garten von La Verme im bequemsten Stuhle schaukelte, träge und schläfrig dem Spiel der Mücken zusehend. Sie hatte damals gemeint, er denke überhaupt nie, und hatte sich täglich darüber gewundert, wie es möglich sei, daß dieser Alltagsmensch ihr Fühlen und Denken beherrsche!

Er beugte sich herab und hob sie auf.

"Komm, mein Engel," sagte er sanft, „der Rasen ist naß."

"Du tötest mich! — Gott sei Deiner Seele gnädig!"

"Die Sorge um meine Seele überlasse Mercedes. Diese kennt ihre Untiefen besser als Du und wird deshalb auch wirksamer für dieselbe beten. Du hast keine andre Verpflichtung, als mich zu lieben."

"Je heißer ich Dich liebe, desto mehr bange ich um Dich!" sagte sie weinend.

Er hob sie in die Arme, trug sie ins Haus und setzte sie erst an der Wiege ihres Kindes hin.

"Hier", sagte er lächelnd, „findest Du Balsam gegen Deine Aufregung."

Ihre Thränen fielen auf den schlafenden Knaben . . . aber sie wurde nicht ruhig. Sie dachte daran, daß auch schon in diesem unschuldig lächelnden Kinde ein Funke von der trotzigsten Natur des Vaters schlummerte!

„Elena, glaube an meine unwandelbare Liebe und den Wunsch, gut zu sein!“ sagte er bittend.

„Ich thue es, aber es ist der Glaube an ein Herz, welches außerhalb der göttlichen Ordnung steht. Du hast keinen Boden unter Dir und den Allmächtigen zum Feinde.“

Er ließ seine Hand in gedankenvollem Spiel durch ihr Haar gleiten.

„So möge er mich zwingen, seine Macht anzuerkennen,“ sagte er ruhig. „Wenn jemals mein Wille den Kürzeren zieht, beuge ich mich dem Sieger.“

„Das ist ein schreckliches Wort.“

„Es ist ein königliches Wort!“ versetzte er mit funkelndem Blick.

Ein grauer, schwerfälliger Nachtfalter flatterte in diesem Augenblick durch das Zimmer und schwirrte um die brennende Lampe. Elena starrte gleichgültig auf das bedrohte Insekt. Della Rocca ging hin, fing es ein und ließ es aus dem Fenster fliegen, welches er dann zuzog. „Weshalb soll es umkommen?“ sagte er.

Diese unbedeutende Handlung war charakteristischer als eine Heldenthats. Mit all seinem diabolischen Hochmut, mit diesem Herzen voll schnell entflammter Wut gegen jeden Widerstand, war er ein so gutmütiger Mensch, daß er keine Fliege verbrennen sehen mochte.

Sie fühlte sich verwirrt und schwindlich. Nur an eine Gewißheit konnte sie sich in diesem Chaos widersprechender Empfindungen klammern. Nichts durfte sie von ihm trennen, und die triumphierende Selbstüberhebung dieses abtrünnigen Geistes legte ihr die Pflicht auf, nicht müde zu werden in fürbittendem Gebet.

LXIV.

Was aber würde dieser Tag bringen?

Der heißen Nacht folgte ein schwüler Morgen, und die junge Duchessa stand mit unruhig klopfendem Herzen in der Kinderstube, länger als sonst an der Wiege des Kleinen verweilend.

„Heut gibt's ein Wetter," sagte Emilia, die alte Wärterin, eine langjährige Dienerin des Hauses. „Gott behüte den kleinen Duca," fügte sie hinzu, „daß er nicht zu sehr erschrecke. Die Unwetter auf der Roccana sind schlimm. Die Leute sagen, hier oben werden die Blitze geboren."

„Welch seltsamer Volksglaube!" versetzte Elena mit einem unruhigen Blick nach der Thüre, welche sich leise öffnete. Donna Mercedes trat ein. Elena eilte ihr entgegen. In schnellem Geflüster, die Hände der Sennora erfassend, frug sie:

„Wie geht es meinem Bruder? Sahst Ihr ihn?"

„Er sah sehr krank aus," versetzte die Donna mit einem Seufzer. „Er läßt Dich bitten, zu ihm zu kommen."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief sie mit einem Schauer. „Ich muß erst Kraft und Ruhe sammeln."

„Er hat mir gestern Abend gesagt, weshalb dieser Knabe hergekommen ist," fuhr die Donna fort. „Elena, wirst Du zu ihm halten? Es ist fast Übermenschliches verlangt, aber so wie ich Dich kenne, wirst Du es thun."

„Wie dürft Ihr zweifeln? — Aber ich bitte Euch, geht zu meinem Bruder. Sagt ihm, was Ihr wollt, — entschuldigt mich! Sagt ihm meine innigsten — o Himmel,

nein! Ich kann ihm keine Grüße schicken! . . . Dachte er nicht an seine Schwester, als er mit dieser Anklage kam?"

Die Donna ging und Elena blieb in einem schwer zu beschreibenden Zustand zurück. Della Rocca war ausgegangen — er wollte Bergluft atmen und auf die Wolken herabblicken! — Mit der altgewohnten Sorglosigkeit hatte er ihr Lebewohl gesagt, und sie fühlte, daß die Gewißheit ihrer unwandelbaren Liebe ihm seine Ruhe zurückgab.

„Was hatte die Donna?" sagte die alte Wärterin kopfschüttelnd. „Heute hat sie den jungen Duca mit keiner Silbe begrüßt. Sonst kann sie ihn ansehen — stundenlang und wird nie satt. — Er sieht dem Furio ähnlich, sagen die Leute. Ja freilich, freilich! Aber die alte Emilia ist die einzige, die da weiß, weshalb das die fremde Frau weinen macht."

„Was sagt Ihr da, Emilia?" frug Elena, aufmerksam werdend.

„Ach, Duchessa — das sind alte Geschichten. Unser Duca Ercole der hatte einen Halbbruder . . . ist er nicht hier unter uns umhergelaufen, der arme, braune Bursche, dem die Augen wie Kohlen im Kopfe glühten, und sahen wir nicht alle, daß sie sich ähnlich sahen wie Zwillinge? — Das ist nun lange, lange her, daß die schöne, blasser Frau mit dem Knaben hier in die Roccana kam, beide in Lumpen, mit blutenden Füßen und halbtot. Mein Mann und ich wir nahmen sie auf. Die arme, sie war wie irrsinnig. Sie schwor es uns, sie sei die erste, rechtmäßige Frau des Duca, der ein guter Herr war, aber nimmer gegen die Duchessa aufkommen konnte. Die Fremde hörte nicht auf, ihr Recht zu beteuern, sie brachte einen Traufschein, sie

brachte Briefe — sie ging unter den Spottreden der Leute umher wie eine wandelnde Leiche, aber sie blieb fest. Ich hatte dazumal Mitleid mit ihr. Sie war nur eine Fischers- tochter, aber sie hatte den Mut einer Herzogin. Um ihres Kindes willen, sagte sie. Er war ein schöner Knabe, der Furio, aber wild und jähzornig wie eine Katze. Darin sahen sich die Halbbrüder nicht ähnlich. Der Duca Ercole war immer ruhig und gutmütig und lachte zu allem, der Furio aber war heftig und trotzig. Dennoch liebten wir ihn. Er war ein guter Sohn für seine Mutter. Sie ging ihm über alles. Poverina!"

Elena hatte mit blassen Lippen, zitternd vor Erregung zugehört.

„Und dann?“ frug sie atemlos.

Die Alte bewegte die Wiege des Knaben hin und her und seufzte.

„Sie waren mit einemmal weg, sie und der Knabe. Die Leute munkelten vielerlei. Die Geschichte soll bis nach Rom gekommen sein. Weiß ich's? Wer aber, denken die Duchessa nun, ist die fremde Frau, die wir die Senuora nennen müssen und die der gute Duca Ercole so hoch hält? — Ich weiß nicht, ob alle so denken, aber ich meine, ich erkenne sie wieder. Es ist die Mutter seines Halbbruders Furio.“

„Arme Frau!“ rief Elena mit Thränen. „Und wo blieb der Knabe?“

„Ach, das wissen wir nicht. Er sollte unter die Soldaten gehen, aber er warf die Sergeanten zu Boden und entfloh. Vielleicht ist er ergriffen und erschossen worden — wir wissen das nicht.“

Elena lehnte die Stirn in die Hand.

Weshalb machte er hieraus ein Geheimnis? Übertriebene Bescheidenheit lag sonst wahrlich nicht in seiner Natur, und wenn er großmütig gegen eine Unglückliche handelte, die vielleicht das Recht auf ihrer Seite hatte, so konnte er sein Weib doch wissen lassen, was schon die Dienstboten sich zuflüsterten?

In diesem Augenblick nahten sich eilige Schritte und ein Diener öffnete hastig die Thüre.

„Ich soll der Duchessa melden, der Prinz dell' Avarra sei aus Rom angelangt. Ich führte ihn in den oberen Saal.“

„Lionardo,“ murmelte sie mechanisch, „jetzt, o Gott, steh mir bei!“

Laut frug sie ruhig:

„Wo ist der Duca?“

„Er ging fort. Auf den Monteferoce.“

„Gut. Ich komme!“

Es war fast mehr, als sie ertragen konnte, aber die Aufregung gab ihr Kraft. Der „obere Saal“ mit seinen hohen Fenstern, von denen sie so gerne hinabblickte in die Tiefe des Flußthales, war hell beleuchtet vom Sonnenlicht. Mitten im Zimmer stand die schlanke, kraftvolle Gestalt ihres ältesten Bruders, das Antlitz erwartungsvoll, aber freudig.

Er weiß noch nichts?

„Lionardo!“ rief sie und hielt ihm beide Hände entgegen — „was führt Dich her?“

„Ein Brief von Ettore! Ist er hier? — O meine Schwester — meine Schwester! — Doch weshalb siehst Du so verstört aus? . . . Was ist geschehen?“

„Hat es Dir Ettore nicht geschrieben?“

„Nein — aber er schickte mir von Genua eine so dringende Aufforderung, ihn hier zu treffen, daß ich vom Krankenlager des Fürsten hinwegeilte, um zu hören, was es gäbe! Elena, Tod und Leben, die Ehre unseres Hauses, alles stände auf dem Spiel? — Wie ist dies?“

„Laß mich! — Gib mir Zeit“ sagte sie, ihren Kopf an seine Schulter lehnend. Die Sinne wollten ihr schwinden, aber mit übernatürlicher Kraft rief sie das Bewußtsein zurück. Ist doch jede Minute kostbar!

„Lionardo! Höre mich. Du bist mir stets ein Bruder gewesen! — Setzt sei mein Freund, mein Schützer! — Ettore wird eine schwere Anklage gegen den Duca vorbringen. Wenn Du sie anhörst, so denke daran, daß jedes Wort, welches Du gegen ihn sprichst, mich trifft. Wer sein Feind wird, verfolgt mich. Daher, Lionardo, ich beschwöre Dich, überlege, ehe Du verdammt, und — bei allen Heiligen! — prüfe, ehe Du glaubst!“

Er blickte sie verwirrt an.

„Ich verstehe Dich nicht, Elena, und weiß nicht, um was es sich handelt — aber niemals werde ich vergessen, daß Dein Gatte jetzt mein Bruder ist!“

„O Lionardo! Du bist groß und edel!“ sagte sie dankbar — „ich höre seinen Schritt auf der Treppe. Gleich wird er da sein!“

Sie hatte recht gehört. Della Rocca im knappen, jägermäßigen Lederwams trat ein, überblickte die Situation und hielt dem Schwager kaltblütig die Hand hin:

„Ich heiße Dich willkommen, Bruder, in meinem Hause!“

Lionardo erwiderte den Händedruck mit Wärme.

„Hat Dich Ettore herberufen? Ich vermute es!“
sagte della Rocca ruhig.

„Ja.“

„Nun, dann wird er es uns vermutlich nicht lange vergönnen, als Gast und Wirt neben einander zu stehen! — Elena — lasse uns allein!“

Seinen Worten zum Troß zog er sie an sich — in diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Prinz Ettore trat ein.

Eine flammende Bornesröthe lief über sein mädchenhaftes Gesicht, als er der Gruppe im Mittelfenster gewahr wurde. Der Duca hielt seine Gemahlin umfaßt und sagte, während er beschwichtigend ihr Haar streichelte, zu Lionardo:

„Sage dem Fürsten Andrea, ich hätte mein Wort gehalten und ihr Herz gewonnen!“

Ettore's Zartgefühl wurde durch diese Scene beleidigt. Auf diesem Mann lag die Blutschuld — und er hielt die Tochter des Getödteten in seinen Armen! — Alle Schwäche, alle Unfähigkeit vergessend, eilte er vorwärts und sagte gebieterisch:

„Elena, komme zu mir!“

„Mein Platz ist hier!“ versetzte sie ruhig ohne aufzusehen.

„Duca!“ rief Ettore leidenschaftlich. „Lassen Sie meine Schwester los. Ich befehle es!“

Della Rocca hatte bis jetzt eine wunderbare Selbstbeherrschung bewahrt — aber was dieselbe für Kraft kostete, das bewies ihr jäher Zusammensturz. Unter an-

deren Umständen würde ihm Ettore's Befehl ein heiteres Lächeln entlockt haben. Heute nicht.

„Ich verlange von Ihnen, daß Sie unsere Schwester meinem Schutz übergeben, bis diese Sache in's Reine gebracht ist!“

Della Rocca's Augen fingen an, in gefährlichem Licht zu funkeln.

„Nimm sie, wenn Du kannst!“ sagte er mit grossender Stimme.

„Ich nehme sie nicht. Ich befehle Ihnen, Sie mir zu bringen!“ versetzte Ettore unnachgiebig.

Lionardo war ein schweigender Zuschauer dieses Vorganges. Er wußte noch nicht, was er zu bedeuten hatte, und erwartete eine Erklärung. Sein ganzes Wesen wurde aber dabei magnetisch von der Erscheinung des Duca angezogen.

Lionardo hatte bisher keine Gelegenheit gehabt, seinen Schwager kennen zu lernen. In Frankreich sah er ihn beständig lachen und empfand kein sonderliches Interesse für ihn. Selbst als die Stunde kam — und zweimal war er in der Lage! — da ihm die Hand dieses Mannes ein neues Leben bot, hatte er nur den Eindruck eines gutmütigen, patronisierenden Schwägers erhalten.

Jetzt überfiel ihn eine seltsame Beklemmung. Was macht der Zorn aus diesem Menschen? — Da ist keine Spur mehr übrig von dem behäbigen „Hausfreund“, dessen höchstes Ideal eine Trüffelpastete war!

Über seine Stirn läuft ein flammend roter Streifen, sein Gesicht ist dunkel geworden, in jeder Muskel seiner athletischen Gestalt scheint sich die Kraft des Willens zu

verkörpern. Ein unbändiger Zorn und eine unbändige Wildheit erfüllen ihn. So mag der, von Jägern umringte Panther dastehen, furchtlos aber wuterfüllt.

Es scheint, als suche er einen Gegenstand dieser Wut, — ebenbürtiger als dieser schwache Knabe. Er wendet rasch den Kopf und kehrt sich zu Lionardo. Ihre Blicke kreuzen sich wie Schwerter — und über Lionardo's Antlitz zieht Leichenblässe.

Er hat ihn erkannt.

Einige Minuten herrschte tiefe Stille — und doch schien es den beiden, als rolle der Donner einer Schlacht durch die Luft.

Des Duca Gesicht war weiß geworden. Seine Arme sanken herab, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Das Spiel war verloren! Das in die Wolken gebaute Glücksschloß stürzte zusammen!

Aber schon fuhr die mächtige Gestalt wieder in die Höhe, die Züge belebten sich. Alle Entschlossenheit seines Charakters konzentrierte sich auf einen Punkt. Er griff nach Elena's Hand und legte sie in die Lionardo's.

„Fünfhundert Napoleond'or sind eine schöne Summe!“ sagte er langsam — „kannst Du Dich erinnern? — Was Du ihr sagen sollst? — Daß es einst einen Furio gab, den die Doggen vom Schloßhof hekten — und der sein Recht dann nahm, weil man es ihm nicht gab! — Das Alles sage ihr. — Es genügt. — Noch eins. Sener Ercole della Rocca, der im Zweikampf Euren Vater tötete, starb in derselben Stunde an seinen Wunden. Die zwei sind quitt. Wäre er durch meine Hand gefallen, so könnte ich jetzt zu Euch sprechen — da! dankt mir! Ich rächte

Eures Vaters Tod! — Schade! — Aber man kann nicht alles verlangen — und doch! — ha! ha! ha! — auch aus dieser Katastrophe gehe ich siegreich hervor . . . ich will nicht durch Deinen Degen fallen, Lionardo — noch weniger töte ich Elena's Bruder! Wer bliebe ich sonst? -- . . . jetzt aber zeigt mir den Gott, der befehlen dürfte: lebe!"

Und mit einem triumphierenden Lachen, aus welchem die volle Todesverachtung des Bergkönigs klingt, ist er mit einem mächtigen Satz aus dem offenen Bogenfenster gesprungen.

Ein lauter Schrei gellte durch den Saal. Elena brach bewußtlos zusammen. Ihre beiden Brüder stürzten an das Fenster . . . wo ist er hin? — O Gott, es ist wahrhaftig war. Er sprang herab — hunderte von Fuß, von Fels zu Fels! — Da unten braust der weiße Gischt des Wassers — jetzt hängt er über dem tosenden Strom — jetzt löst er sich wie ein dunkler Punkt von der Felszacke — er ist verschwunden — das wilde Wasser hat ihn begraben . . . noch vor einer Minute ein von Leben durchflammer Mann — jetzt in Atome zerföhelt. Der Gedanke ist furchtbar!

Nicht eine Minute länger als ich will, schlägt dies Herz. Frevler! — Was aber nachher?

Lionardo wandte sich ab und hob Elenas schlanke, leblose Gestalt vom Boden, ihr mechanisch die Schläfen reibend.

„Sei barmherzig!“ sagte Ettore mit zitternder Stimme, „zu welchem Leben erweckst Du sie?“

Sein Bruder blickte ihn verwirrt an, dann legte er

die Schwester auf einen Divan, kniete neben ihr hin und murmelte, die Stirn in die gefalteten Hände drückend:

„Also hier! — hier treffe ich Dich wieder!“

Ettore, welcher sonst bei der geringsten Aufregung zusammenbrach, bewahrte seine Fassung.

„Bruder, gib mir eine Erklärung. Wenn dieser Tollkühne nicht der Mörder unseres Vaters war — wer war er dann?“

Dionardo antwortete nicht. Niemals so lange er lebt, wird der furchtbare Name über seine Lippen kommen.

„Wer war er dann?“ wiederholte sein Bruder dringend.

„Ein Hochstapler!“ sagte der Gefragte lakonisch.

Als die Duchessa erwachte, lag sie in ihrem Bett. Die schwerseidenen Vorhänge waren zurückgeschlagen — schreckensbleiche Gesichter umgaben sie. Das was geschehen, war zu furchtbar, als das irgend jemand daran dächte, um ihretwillen ruhig zu scheinen. Neben ihr saß Dionardo — das Antlitz aschfahl — so mag ein Mensch aussehen, der ein Gespenst erblickte.

„Bruder!“ murmelte sie — „weshalb bist Du noch hier? Geh! Eile! — Suche ihn.“

Die Brüder sahen sich an. Emilia brach in Schluchzen aus.

„Er ist nicht tot!“ rief Elena leidenschaftlich, „das durfte Gott nicht zugeben.“

„Arme Schwester!“ flüsterte Dionardo tieferschüttert.

„Er ist nicht tot!“ rief sie nochmals. „Glaubt mir! — Meine Seele weiß nichts davon — ich würde es fühlen, — hier im Herzen! — Und es darf nicht sein! Gott läßt sich nicht so spotten!“

Um sie zu beruhigen, stand Lionardo auf und verließ das Zimmer.

Das Gerücht des schreckenvollen Ereignisses war wie ein Blitz durchs Schloß und thalabwärts gelaufen.

Der Hirte verließ seine Herde, der Bauer den Erntewagen, die Mutter das Kind in der Wiege — niemand besann sich. Sie stürzten von dannen, den Schloßberg hinauf. Die Schloßhöfe füllten sich. Lautes Weinen, verworrenes Geschrei, Fragen und Antworten vereinten sich zu tumultuarischem Getöse. Wie geschah es? — Wo stürzte er herab? — Wie? — Wo? — Vom Balkon? — In den Strom?

In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthür und Fürst Lionardo dell'Avarra trat hinaus.

Ein fürchterliches Geheul empfing ihn.

Er winkte mit der Hand — aber er konnte sich zuerst kein Gehör verschaffen.

„Die Duchessa! — Wir wollen sie sehen!“

„Ihr könnt sie nicht sehen, sie ist krank!“ sagte er ruhig.

„Wer hat den Duca herabgestürzt?“ brüllte einer aus dem Haufen, „Du?“

Der Gedanke zündete.

„A basso!“ — „A basso l'assassino!“ — „Nieder mit dem Römer! — Er hat unseren Duca ermordet!“ — „Vendetta!“

Und doch wagte niemand, die Treppe zu stürmen. Das traurige, fast sinnende Antlitz des jungen Mannes mit der vornehmen Haltung, war so achtungsgebietend in seiner Ruhe.

„Ihr habt ihn sehr geliebt?“ sagte er, so wie das Gebrüll sich etwas legte — „sicherlich war er ein guter Herr.“

„Der Beste!“ — „Wer ihn gemordet hat, wird bald wünschen, nie gelebt zu haben! Auf ihn!“ — „Fort mit dem Römer.“

Ein Holzknecht, braunrot vor Wuth, sinnlos vor Schmerz, vor Leidenschaft, sprang, sein Beil über dem Kopfe schwingend, drei Stufen hinan.

Mit einer einzigen Handbewegung scheuchte „der Römer“ ihn zurück.

„Thoren!“ sagte er — „was steht Ihr hier und schreit, anstatt das einzige zu thun, was Euch zu thun übrig bleibt? — — Wenn die Duchessa ihr Krankenlager verlassen kann, wird sie fragen: und war keiner all seiner Leute, der seine Leiche gesucht hätte?“

Der Sturm legte sich plötzlich. Auf vielen der bärtigen Gesichter war Beschämung ausgedrückt.

„Er hat recht!“ rief plötzlich eine Frau. „Thut wie er Euch sagt!“

„Wir wollen!“ rief zu gleicher Zeit derselbe Mann, der das Beil erhoben hatte, kehrte sich jäh um und sprang die Stufen wieder herab.

„Herr“, sagte ein weißbärtiger Mann, indem er demütig Lionardo's Hand an seine Lippen zog, „vergebt ihnen. Sie sind alle halb wahnsinnig vor Schmerz!“

Dann verlief sich die Menge — ihre Schritte verhallten, ihre Stimmen verflangen ... die tiefe, trostlose Stille lagerte wieder über dem herrenlosen Schlosse.

Lionardo ging langsam zurück und trat in die große,

fäulengetragene Halle. Hier lag noch alles so, wie der Besitzer es verlassen. Das Handwerkszeug auf dem langen Tisch — die Flintenläufe, die Fangmesser, die Zangen und Feilen . . .

„Sie soll es nie erfahren!“ dachte er bei sich. „Das Schlimmste — was nur ich weiß!“

Wie Donna Mercedes die Nachricht aufgenommen hatte, wußte niemand. Niemand dachte an sie. Niemand bemerkte, daß sie drei Tage lang nicht zum Vorschein kam.

„Die arme Duchessa“ munkelte man in den Domestikenstuben — „sie hat den Verstand verloren! Sie glaubt jeden Morgen, man werde den Duca finden und lebendig in's Schloß bringen.“

Ein Diener trat ans Fenster, blickte herab und schauderte.

„Wer da herabstürzte und seine Knochen im Leibe behielt, müßte der Teufel selbst sein!“

„Ich weiß von noch einem, der es könnte“ sagte Giuseppe, der Neapolitaner, „bei uns sagen sie, der Francesco del Monte spränge in jeden Abgrund hinab, ohne sich ein Glied zu verrenken!“

„Ah — der! — Macht Ihr Euch immer noch lächerlich mit Eurem Bergkönig, der, wenn er noch lebte, schon über 200 Jahr alt sein müßte?“

Giuseppe schlug ein Kreuz.

„Wie der lebte vor hundert Jahren, so lebt er noch nach hundert Jahren.“

„Räubermärchen!“ brummte der Kellermeister, ein sehr feingebildeter Skeptiker, „unser unglücklicher Herr, der ritterliche Duca, pflegte zu sagen — (und er sprach nur meine Ansicht aus): Der Francesco del Monte ist die in

der Phantasie des Volkes zu einer Persönlichkeit gewordene Idee der Brigantesca! — Ich weiß nicht, ob Ihr mich verstehen könnt, aber es ist so.“

„Ah! — È vero! È vero!“ nickten die, welche am wenigsten verstanden hatten.

LXV.

Auf den Altarstufen der Schloßkapelle kniete die junge Duchessa in tiefer Witwentrauer. Ein schwarzer Schleier verhüllte ihr marmorblaßes Gesicht, die Schultern, die gefalteten Hände und tief herabgeneigt, sodaß ihre Stirn fast die Stufe streifte, betete sie — ihre ganze Seele legte sich Gott zu Füßen in den laut gesprochenen Worten:

„Hochgelobter Heiland unserer Seelen! der Du herabgefahren bist in die Behausung des Todes, in die trostlose Hölle, da die Seelen warten und schwachen, und hast Licht und Vergebung gebracht, o, nimm auch meine Seele in Deine starke Hand. — Sieh, hier lege ich mein Leben vor Dich hin — so lange mein Herz schlägt, werde ich für ihn bitten. Vielleicht, daß meine Beharrlichkeit Dich überwindet, und Du thust an mir, wie Du am kananäischen Weib thatest. — Du kannst es. Deine Gnade ist endlos. Hat sie dem Mörder am Höllenthor vergeben, so kann sie auch den Frevler in der Hölle erreichen. — Strafe ihn,

züchtige ihn, — laß ihn vor Dir erschrecken . . . aber wende Dich nicht von ihm. — Für die Sünder kamst Du in die Welt . . . und sieh, hier ist ein großer Sünder. — Ja, Herr, alle Deine Verheißungen werde ich Dir vorhalten, Tag auf Tag, meine Lippen sollen nicht müde werden und mein Glaube soll nicht wanken. — Und trete ich dereinst vor Dein Angesicht und Du sprichst zu mir: Ich habe Dich erhört und ihm vergeben, — dann Herr, habe ich nicht umsonst gelebt.“

Sie schwieg und preßte die Stirn gegen die harten, kalten Steine.

Die Duchessa ließ für den Verstorbenen keine Totenmessen lesen . . . sie glaubte, daß kein Priester so für seine Seele beten, um seine Seele ringen könnte, wie sie selbst es vermochte.

Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch die blauen Fenster. Der ganze Raum voll goldener Bilder, voll kostbarer Kleinodien war in wunderbares Licht getaucht, als ein leiser Schritt sich dem Altar näherte.

Es war Dionardo. Neben seiner Schwester niederknieend schien er Mut und Kraft zu sammeln in einem stillen Gebet . . . dann erhob er sich und berührte leise ihren Arm.

„Komm,“ sagte er mit bewegter Stimme.

Sie erhob sich schnell.

„Dionardo, weshalb rufft Du mich? . . . Was ist? — Habt Ihr — habt Ihr seine Leiche gefunden?“

„Nicht seine Leiche.“

Sie wankte und lehnte sich schwer an ihn.

„Er lebt?“

„Ja!“

Sie schloß die Augen, und er glaubte, sie werde das Bewußtsein verlieren, aber plötzlich sah sie mit einem himmlischen Lächeln zu ihm auf.

„Ich wußte es. — Ich habe es Euch gesagt.“

„Es ist ein Wunder . . . das furchtbarste Gericht, durch welches Gott je einen Abtrünnigen zwang, ihn anzuerkennen.“

„Ja,“ murmelte sie, „und jetzt komm. — Ich bin gefaßt.“

„Nein,“ rief er, ihre Hand erfassend, „bleibe noch. Elena, Du ahnst nicht . . . es ist schrecklich, ihn zu sehen. Raum, daß die Nerven eines Mannes das ertragen.“

„Sei ruhig. Ich werde es ertragen.“

„Nein, warte noch! — Bedenke auch, was Du thun willst.“

Sie blieb stehen. „Sprich Lionardo.“

„Elena — ich bin Dein Bruder, — ich habe Dich zu schützen. Ahnst Du, wer dieser Mann ist, der Dich und uns Alle hintergangen hat?“

„Ja,“ versetzte sie ruhig, „er ist Furio, der Sohn Annunziata's, und er hat seine große Ähnlichkeit mit seinem Stiefbruder benutzt, um das zu erlangen, was er „sein Recht“ — nennt — was vielleicht sein Recht ist — der Name seines Vaters.“

Lionardo neigte zustimmend das Haupt.

„Wohl, Du siehst, ich weiß alles. Nun sprich — was willst Du mir sagen, Bruder.“

„Elena . . . dürfen wir es zugeben, daß Du diesen Mann je wiedersehst?“

Sie griff an ihren Trauring.

„Das wollte ich nur hören,“ sagte sie mit sanfter Festigkeit, „und hier hast Du meine Antwort. Ob er lebt, ob er gestorben ist, ob er im Himmel oder in der Hölle weilt, ihm gehört meine Sorge und mein Gebet. — Auch der Tod scheidet mich nicht von ihm . . . Wenn Du glaubst, mir dies verbieten zu können oder meine Meinung umzuändern, so weißt Du nicht, was Liebe ist.“

Er küßte sie auf die Stirn.

„Vergib mir,“ sagte er tiefbewegt, „Du hast von mir keinen weiteren Widerstand zu befürchten.“

Schweigend verließen sie die Kirche und gingen eine Wendeltreppe hinauf, welche ins Schloß führte. Als sie oben ankamen, frug sie, seinen Arm nehmend:

„Lionardo — wo habt Ihr ihn gefunden?“

„Er schickte zu mir — heute früh — ich verließ das Haus sogleich. Elena — warte. — Höre mich. Ich muß Dich einigermaßen vorbereiten. Er schickte zu mir — nicht damit ich ihn hierher bringen möge, sondern damit ich ihn töten möge. Seine Leiden sind derart, daß ihm dies wie eine Gnade erschienen wäre. Ich fand ihn, nachdem ich sechs Stunden stromabwärts geritten war, in einer halbverfallenen Mühle am Fluß — ohne Arzt, ohne Hilfe, versteckt wie ein verwundetes Raubtier, mit einem blödsinnigen Mühlenknappen, der Tag und Nacht grinzend und kopfschüttelnd neben ihm hockte und seinen großen Kropf wiegte. Ich habe nie ein gräßlicheres Schauspiel gesehen, als diesen tierischen Blöden mit dem großen, ungeschlachten, gesunden Körper — und den zerschlagenen Mann daneben, dem alle Knochen zerschmettert waren, der kein Glied

rühren konnte — und aus dessen Augen ein Feuer flammte, von dem ein Funke genügt hätte, um dem andern Geist und Seele zu geben.“

Er öffnete eine Thüre, sie traten in die große Halle. Der Mittelstisch war bei Seite geschoben, ein auf einer Tragbahre improvisirtes Ruhebett, noch von den Trägern umstanden, von der schluchzenden Volksmenge umdrängt, stand an seiner Stelle. Ein grenzenloser Jammer erfüllte das Gemach. Einige lagen auf den Knien und verbargen das Gesicht in den Händen, andere beteten mit erhobenen Händen zu Gott und allen Heiligen um Hilfe. Wieder andere standen blaß und starr da und fanden weder in Thränen noch Seufzern Erleichterung. Der Schrecken hatte sie gelähmt.

Plötzlich verbreitete sich tiefe Stille. Die Menge wich zurück. Die junge Duchessa blaß, thränenlos, trat am Arme ihres Bruders ein. Da wandten sich viele der rohen, wilden Bergbewohner ab — sie konnten das nicht mit ansehen.

Sie kam bis vor das Lager und sie sah ihn . . . ist es ein Mensch, ist es ein Dämon, der sich hier unter den fürchterlichsten Qualen aufbäumt, mit verstümmelten Gliedern, mit knirschenden Zähnen — ein Gemarterter der Hölle?

Es ist wahrlich ein Wunder, daß in diesem zerschmetterten Körper noch ein Lebensfunke blieb . . . in ihm ringen Leib und Seele seit Wochen, sich von einander loszureißen, und vermögen es nicht.

„Den Tod! — den Tod!“ fleht er unaufhörlich mit schäumenden Lippen, „ich war Euch ein guter Herr . . . denkt daran — ist keiner unter Euch, der da fühlt, daß

er mir Dank schuldig sei? — der stoße sein Messer in mein Herz.“

Er versuchte sich aufzurichten, er stürzte zusammen. Da legte sich eine zitternde Hand auf seine Stirn — er wandte den Kopf jäh zur Seite. Eine furchtbare Wunde, wie mit steinerner Art gehauen, lief über die Stirne — sonst blieb das Antlitz verschont vom Strafgericht.

Die Duchessa war neben ihm auf die Kniee gesunken, ihre Thränen fielen auf seine Wange, ihre Lippen flüsternten.

„Ich mußte es! — Ich mußte es! — Du durftest nicht sterben!“

Eine wunderbare Veränderung ging beim Klang ihrer Stimme über seine Züge. Die Zuckungen hörten auf, er wurde ruhig.

„Daß ich Dich noch einmal sehe . . . daß ich noch einmal Deine Stimme höre! — Aber geh — Elena — Dein Platz ist nicht hier, an der Seite des —“ seine Stimme sank — „des entlarvten Betrügers. Schicke sie zu mir — meine Mutter — sie bleibt bei mir! — Du aber kehre mit Deinen Brüdern nach Rom zurück . . . sie wollen es so und ich darf nichts dagegen sagen. Ich habe es alles verdient — das Härteste am meisten.“

„Was habe ich gethan, daß Du mich verstoßen willst?“ frug sie mit zitternder Stimme.

„Ich? — O Gott!“

„Dein Weib verläßt Dich nicht — bis zum Tode nicht,“ sagte sie leise, „nicht aus Mitleid, nicht aus Pflichtgefühl bleibt sie bei Dir, sondern weil sie sonst keine ruhige Stunde haben könnte.“

„Elena — Du weißt nicht . . .“

„Ich weiß alles,“ versetzte sie sanft, „aber was auf der Welt gibt es, das uns scheiden dürfte? — Nichts.“

Er hob den verzweifelnden Blick zu Lionardo, welcher sich über ihn neigte.

„Nimm sie,“ sagte er, „ich bin ihrer nicht wert.“

Elena richtete sich auf, sie blickte sich ringsum, sie bemerkte jetzt erst die Menge, welche den Saal füllte.

„Ihr Leute,“ sagte sie langsam, „man will mich von ihm trennen . . . sagt mir, was würdet Ihr von Eurer Herrin denken, verlasse sie jetzt, da Euer Gebieter hilflos zu Euren Füßen liegt, die Roccana? — Müßte sie sich nicht vor der geringsten Eurer Weiber schämen, die da weiß, daß ihr Platz am Krankenlager des Gatten ist?“

Ein Gemurmel erhob sich, ward stärker und stärker, endlich trat ein alter Schäfer herbei, beugte vor der Tragbare das Knie und sagte:

„Wir würden Euch nicht fortlassen. Seid ruhig. Duchessa.“

„Ich danke Euch. Und jetzt geht — und laßt mich mit ihm allein.“

Schweigend gehorchten sie. Die Halle wurde leerer und leerer. Zuletzt schloß sich die Thüre — sie sind allein — — —

Der in Eile herbeigerufene Arzt war in Verzweiflung.

„Der Duca hat eine eiserne Lebenskraft,“ sagte er zu den Brüdern, „in diesem Körper voll vernachlässigter Knochenbrüche, in einem Zustand, dessen Qualen kaum auszudenken sind, triumphiert das Leben. Es ist unsäglich! . . . Wir können nichts thun. Die zersplitterten Knochen wachsen

bereits wieder zusammen, die Geschwulst macht die Untersuchung fast unmöglich . . . er ist ein Krüppel fürs Leben — ja, denn leider muß man voraussetzen, daß er leben bleibt . . . wenn die Duchessa nicht ein Engel an Geduld ist, so ist ihr Schicksal beweinenenswert.“

„Sie wird alles ertragen.“

„O mein Himmel!“ rief Ettore, die Hände vors Gesicht schlagend, „weshalb verflöchte nicht mein elendes Leben, ehe ich dieses über sie brachte?“

LXVI.

In einer kleinen Kirche Roms predigte seit einem Jahr ein junger Priester, dessen dunkle Lockenfülle dem Scheermesser zu trotzen schien. Wenn er segnend und betend am Altar stand, wenn er die Kanzel bestieg . . . immer leuchtete sein Auge in fast verklärtem Glanz tiefinnerster Zufriedenheit. Wenn die Worte von seinen Lippen strömten, warm, feurig, herzbewegend, so meinte man, einen Apostel der ersten Christenheit zu hören, — was er predigte, war Licht und Wahrheit, was er verkündigte, das Morgenrot einer besseren Zeit, die immer vor seinem Seherblick schwebte!

Stärker als die Liebe, stärker als Reichtum und Ehren war in ihm das, was ihn freudig hinaustrieb, in Arbeit und Kampf hinein, achtlos auf die Spottpfeile der Welt.

Zu allen Zeiten und in allen Nationen hat es solche begeisterte Vorkämpfer gegeben. Was war ihr Lohn für endlose Liebe und selbstlose Hingabe? Einige wurden als Narren verlacht, andere als Ketzer verbrannt, wieder andere starben vor Hunger.

Späterhin, wenn erschien, was sie vorausgeahnt, legte die Nachwelt einen Lorbeerkranz auf ihr Grab . . . wenn sie es noch fand!

Eines Tages brachte ihm ein Diener ein kleines Billet. Kaum hatte er es empfangen, so eilte er davon, eine mit Landhäusern eingefasste Straße entlang bis an das Haus, bis vor das eiserne Gitter, an welchem einst ein goldnes Armband seinen Lebensweg bestimmte! — Ihm war zu Mut, als habe er eine lange Rundbahn durchlaufen und kehre nun wieder zum Anfang zurück.

Im Garten unter den Bäumen saßen zwei Damen — wie damals auch. Madame Decroix etwas runzlicher, etwas magerer geworden, aber mit denselben falschen schwarzen Lockenbündeln an der Stirn, im selben gelb und schwarz geblühten Satinkleide, und neben ihr Adrienne . . . schön und liebenswürdig, aber blaß wie eine Lilie, immer noch in Schwarz gekleidet.

Madame Decroix, deren Haß gegen die Priester nicht abgenommen hatte, empfing den jungen Mann im schwarzen Priesterrock so frostig, als sei dies nicht derselbe, dessen „Roma“ sie mit Entzücken gelesen hatte. Adrienne kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen, brach in heiße Thränen aus und zog ihn neben sich auf die Bank.

Da war zu viel, zu viel, was sie sich zu sagen hatten, als daß es möglich wäre, sogleich anzufangen. Sie saßen

neben einander, von Zeit zu Zeit hob er ihre Hand an seine Lippen, dann sah er zu dem blumengeschmückten Dach empor, wo er sie zum erstenmal erblickte und anstaunte, und dann dachte er an alles, was dazwischen lag. Ihre Stimme, ihr Anblick, ja der Duft ihres goldroten Haares, alles führte ihn zurück in die stillen Gärten von La Verme!

Endlich zog die Marquise ein kleines Buch hervor und nahm einen getrockneten Fliederzweig heraus. Er wußte, wo derselbe blühte!

„Es ist ihr Gruß!“ sagte sie leise.

Er drückte den Zweig an seine Lippen, — ein schwacher Duft, wie die Erinnerung an helle Sommertage, entströmte den welken Blüten. Lionardo beschattete die Augen mit der Hand.

„Sie ist immer bei mir,“ sagte er; „es kommen Augenblicke, wo ich ihre Hand, weich und kühl wie Balsam, auf meiner Stirn fühle, wo ich ihre flüsternde Stimme höre, wo ich in ihre Augen blicke.“

„Ich weiß es, Du hast sie sehr geliebt.“

Der junge Priester richtete den bereckten Blick fast verwundert auf die Sprecherin.

„Ich liebe sie,“ sagte er.

„O Lionardo, weshalb mußte dies so kommen? Weshalb mußte das Geheimnis Deiner Herkunft sich erst enttarnen, als es schon zu spät war?“

Er antwortete nichts, aber er fühlte es im Herzen, weshalb dies so sein mußte.

„Du bist jetzt allein in Rom?“ fuhr Adrienne nach einer langen Pause fort, „Fürst Andrea ist gestorben und Dein Bruder wieder auf Reisen — so schreibst Du uns.“

„Ja, mein Großvater schlief sanft und ohne Kampf ein. Die letzten Wochen kannte er niemand mehr, — was Schweres über unsere Familie hereinbrach, er hat es nicht erfahren . . . er starb in der Einbildung, ich sei verheiratet und auf dem Wege, ein großer Staatsmann zu werden, er starb im Glauben, daß auf der Roccana Glück und Gesundheit herrsche.“

„Du schriebst uns nie, wie das Gräßliche geschah. Er stürzte von einer Felswand in den Strom?“

„Er stürzte in eine Tiefe, in welcher er nach menschlicher Berechnung zerfchellt anlangen mußte, — und er lebt, lebt zur Stunde noch und leidet wie ein Gefolterter und duldet wie ein Held.“

„Arme Elena!“ murmelte die Marquise mit einem Schauer.

„Meine sie nicht so. Als ich sie zuletzt sah, leuchteten ihre Augen von heiliger Begeisterung. Sie hat eine Mission vor sich, sie hat die Aufgabe, nicht nur ihn zu pflegen und ihn zu trösten, — nein, auch seine Seele zu retten. Sie lebt nur für ihn und er kann sie keine Stunde entbehren, und wenn er ihre Hände küßt und sie ihn anlächelt, so sollte man meinen, sie habe das seligste Los gezogen!“

„Gedeiht der Knabe?“

„Ja, er ist ein schönes Kind geworden. Mein Bruder und ich wünschen, daß auf ihn dereinst unser Name sowie unser Vermögen übergehen soll.“

Adrienne ergriff seine Hand.

„Lionardo — wirst Du nie bereuen?“ frug sie, mit einem angstvollen Blick auf sein Priesterkleid.

„Niemals!“ versetzte er ernst. „Frage, ob Padre

Oratio jemals ‚bereute‘. Ich bin sein nächster Blutsverwandter — und in mir brennt dieselbe Flamme.“

„Wohl wahr!“ sagte sie nachdenklich. „Sicherlich endigst Du dereinst als großer Mann. Die Kardinalswürde erscheint mir sicher für Dich. Wer in Rom zu Macht gelangen will, muß Priester werden.“

„Ich strebe nicht nach Macht, nur nach Wahrheit. Und ich bleibe derselbe, den sie von hier verbannten, — und was ihm einmal geschah, kann ihm zum zweitenmal geschehen. Aber es ist mir jetzt alles gleich. Ich würde doch wiederkehren und arbeiten und predigen, bis Gott spräche: Du hast Deinen Zweck erfüllt. Es ist genug!“

Am nächsten Morgen sah sie ihn zum erstenmal vor dem Altar, umstrahlt vom Nimbus seines priesterlichen Amtes. Er hielt die Messe. Viele Beter knieten hier und da in der Kirche, durch deren Fenster die Morgensonne schien. Weiße Chorknaben umstanden den Altar und Weihrauchwolken wurden vom Sonnenlicht vergoldet. Auf dem aufwärts gewandten Antlitz des jungen Priesters aber lag ein Ausdruck selbstvergessener Begeisterung — seine Seele war kaum noch hier. Mit der kühnen Zuversicht eines Paulus stieg sein Geist zu Gott empor und flehte Gnade herab für seine Brüder!

Adrienne fühlte, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie begegnete dem sympathisierenden Blick eines neben ihr am Pfeiler lehrenden Mönches, dessen weißer Haarfranz ein edles, schmales Antlitz, von südlicher Sonne fast bronzefarben gebrannt, umgab. Auch er blickte zu dem Altar hin, als empfände er Stolz und Glück dabei.

„Er ist noch jung, er ist noch jung,“ murmelte der Mönch, „aber er wird wachsen und erstarken in der Kraft des Herrn und dereinst vielleicht zum Reformator unserer Kirche werden, denn in ihm lebt, was weder durch Haß noch Lockung kann getötet werden.“

„Er ist glücklich!“ flüsterte Adrienne fast unhörbar.

Vor dem Altar, so nahe, daß sein struppiger Kopf fast die Füße des Priesters streifte, lag ein Bettler, welcher sich mit der Unterwürfigkeit eines Hundes näher und näher geschleppt hatte, als glaube er durch eine Berührung dieser segnenden Hand oder des Rocksaumes Vergebung und Gesundheit zu erlangen. Sein zerrissener Filzhut lag am Boden, sein finsternes Antlitz war von einem wirren Bart fast verdeckt, seine nervigen Fäuste und seine Stirn schlugen wie in verzweifeltstem Seelenkampfe so oft auf die harten Marmorstufen, daß diese sich rötlich färbten, — und doch lag in dem Nagen dieses Mannes etwas von der Bewegung der herankriechenden Schlange!

Mehrmales hatte der Mönch und hatten die Chorknaben ihn zurückgewiesen, — aber er ließ sich nicht verschrecken.

Der Augenblick, da der Priester das Heiligste emporhält und die Gemeinde anbetend niederfällt, war gekommen. Ein verworrenes Geräusch, ein dumpfer Fall weckten Adrienne aus ihrer Andacht . . . sie fuhr auf, dicht an ihr vorüber sprang ein Mann mit mächtigem Satz ins Freie, die betende Gemeinde verwandelte sich in eine Herde, in die der Blitz geschlagen hat. Eine grenzenlose Verwirrung, gellende Aufrufe des Schreckens — und dann tiefes, entsetztes Schweigen.

Vor dem Altar lag regungslos der junge Priester.

Rote Flecken färbten seine weißen Meßgewänder und rote Tropfen rieselten die Stufen herab. Sein Antlitz war aufwärts gewandt und trug noch den Ausdruck verklärter Ruhe.

Abdrieuue trugen ihre Füße kaum bis zur Unglücksstätte, zitternd und halb bewußtlos brach sie dort zusammen.

Da klang die tiefe, majestätische Stimme des Padre Dratio dicht neben ihr.

„Sei gepriesen, Gott,“ betete er, „daß dieser, wenn er nicht für Dich leben sollte, doch in Deinem Dienste sterben durfte!“

Eine wunderbare, fast träumerische Ruhe kam über sie. Den Saum dieses blutigen Märtyrergewandes an ihre Lippen ziehend, flüsterte sie: „Stephanus!“

Schluß.

Ein halbes Jahrhundert war seitdem vorübergezogen. Was ein junger Dichter in glühender Begeisterung schrieb, was ein todesmutiger Priester verkündigte, war vergessen; die Blätter sind verweht, seine Stimme ist verklungen im ewigen, rollenden Strom der Zeit, — aber das Ideal, welches dem Hirtenknaben in einsamen Nächten vorschwebte, wenn er am felsigen Berghang Wache hielt, scheint heute zur Wirklichkeit werden zu wollen, — der Tag ist gekommen, da sich Nord und Süd im Schatten des ewigen Domes die Hand reichen zum Bruderbunde!

An diesem Tage standen ein ergrauter Römer und ein junger, sonnengebräunter Offizier auf dem steinernen Balkon eines Palastes und blickten herab in die von Aufregung und Bewegung erfüllten Straßen, auf das Volk, welches fühlte, daß die Zeit der Zersplitterung und Schmach vorüber sei. Durch Roma's Adern pulsierte heute das Leben mit brausender Gewalt.

„Als ich noch ein Knabe war,“ sagte der Römer, „da kannte ich einen Jüngling, der hat uns diesen Tag vorausgesagt.“

„Wie hieß er?“ frug der junge Florentiner.

„Wir nannten ihn ‚den Römer‘,“ erwiderte der Greis und streckte die Hand aus, als wollte er in diesem Namen ganz Rom umfassen.

„Was war er?“

„Fragt mich lieber, wer er war, und ich will Euch sagen, er war einer von denen, die ihre Zeit nicht begriff.“

„Er starb jung?“

„Ich stand, ein zehnjähriger Knabe, neben meiner Mutter in der Kirche, als ihm ein Mörder am Altar das Messer ins Herz stieß. Ich habe das nie vergessen können.“

„Hatte er so viele Feinde?“

„Die das Licht scheuten, haßten ihn.“

Da entstand eine Pause, dann fuhr der Sprecher mit einem tiefen Seufzer fort:

„Sie sind jetzt tot — alle die damals lebten und litten, deren Herzen hoch schlugen in flammender Leidenschaft und deren frohes Lachen die Luft erfüllte.“

„E tristo!“ sagte der junge Soldat. „Denken wir heute nicht daran . . . die Welt ist so schön und wir haben ein großes, einiges Vaterland . . .!“ Und er breitete enthusiastisch die Arme aus.

„Und eben deshalb, mein junger Freund,“ versetzte der Römer, „denken wir gerade heute an ihn!“

Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von H. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. 3. Aufl. 1882. broch. 3 M. 60 Pf., fein geb. 4 M. 60 Pf. und 5 M.

Ausgabe auf holländ. Büttenpapier in feinstem Liebhaberhalbfestbd. 10 M.

„In den feinsten litterarischen Kreisen als Perle der Belletristik geschätzt.“ (Reichsbote.)

„Die Krone der vorliegenden histor. Erzählungen.“

(Conj. Monatschrift.)

„Es ist eine tieferrnste Geschichte, denn sie handelt „von dem schwersten Streit, in den der Mensch gerathen kann, von dem mit sich selbst,“ aber sie führt zu einem schönen, versöhnlichen Ende und in ihr sind nicht nur Blütenschmuck, Nachtigallenschlag und milder Mondschein, sondern auch heller Lenzjubiläum und lichte Sonnenstrahlen, die auf eines holden Weibes goldenes Haar fallen. Ganz herrlich ist hier die wundervolle Innigkeit des deutschen Gemüthslebens im Mittelalter getroffen und die etwas altertümlich gefärbte Sprache giebt ihm ein gar treuherzig Gewand. Ueber dieser Dichtung ruht der Geist deutscher Frömmigkeit, in ihr raucht der deutsche Wald über der Freude und dem Leid kerndeutscher Menschen — so ist denn Irmela recht eine Dichtung für das deutsche Haus.“ (Daheim.)

„Es weht in der einfachen Geschichte tiefe echte Poesie. Natürlich kann eine Klostergeschichte nur dadurch dramatisches oder episches Leben gewinnen, daß ein Gegensatz zwischen Welt und Kloster das Ganze regiert und im Konflikt zwischen beiden der Held reift. Hierzu gehört aber eine Widerspiegelung aller Hauptzüge jener mittelalterlichen Welt, ihrer Stimmungen und Gefühle, ihrer Sitten und Lebensformen. Auf der einen Seite steht die wechsellose Monotonie des Klosters, auf der anderen das bunte Treiben der Welt. Wir verstehen erst die Handlung, wenn wir den Hintergrund verstehen, von dem sie sich abhebt. Diese Seite seiner Aufgabe hat der Dichter trefflich, zum Teil meisterhaft gelöst. So erscheinen das Rittertum, die jahrenden Sänger, der Minnegefang und der Frauenkult, die Kunstweibe und die Klosterzucht in sicheren Strichen, wie sie nur ein gründliches Zuhausesein in jener Zeit möglich macht.“

(Deutsches Litteraturblatt.)

„Wir haben seit langer Zeit keine köstlichere Novelle gelesen als „Die Irmela“ von Steinhausen; sie reiht sich unbedingt den allerbesten Leistungen auf diesem Gebiete an und ist, ohne zu viel zu sagen, eine der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen der Gegenwart. Die Sprache der „Irmela“ ist durchweg edel gehalten und betonen wir ausdrücklich, daß es ein Genuß ist, solch eine Novelle zu lesen.“ (Rheinisch-Westf. Post.)

Seraphine. Eine Erzählung von U. J. v. M.
(Ursula Zoege von Manteuffel, Verfasserin von
„Il Romano.“) 2 Bände in 3 Teilen. Preis
broch. 10 Mark, eleg. geb. 12 M. 50 Pf.

„Ueber dem ganzen Gebilde liegt ein Zug des Vornehmen und Gediegenen, und ich sehe nicht an zu constatiren, daß diese Schöpfung zu den vorzüglichsten zählt, die mir seit Jahren vor die Augen gekommen, es ist Gehalt, ist Kern darin, etwas solid architektonisches.“
(R. v. Gottschall's Blätter f. lit. Unterh.)

„Ein wirklicher Roman ist's, mit einer Fülle von Personen und Verwicklungen. Die Menschen sind bis auf die geringsten Nebenpersonen markirt gezeichnet und keine langweilige Figur darin, einige sind ganz besonders anziehend — vor allen Sibylle, deren Auftreten im Seebade, zuerst unter „Menschen“, von einer tief beweglichen Poesie umgeben ist. Die ungewöhnliche Begabung der Verf. zeigt sich ebenso in Schilderung der Natur, des Meeres, der Seebe, als des albernsten, koketten Gesellschaftslebens.“
(Allg. conserv. Monatschrift.)

„Wenn es manchmal den bedrohlichen Anschein hat, als ob die Senioren der zeitgenössischen belletristischen Literatur sich vollständig ausgekriechen hätten, ohne Nachwuchs zu finden, indem die jüngeren viel versprechenden Kräfte den Verlockungen des bösen Genius folgen und in athemloser Hast schaffen, um zu verdienen, so ist es eine wirklich erfreuliche Erscheinung, wieder einmal einem reichen Talente zu begegnen, welches in Ruhe schafft und eine glückliche Phantasie mit einem ausgebildeten ästhetischen Gefühl, mit psychologischer Begabung und großer Kenntniß der Gesellschaft vereinigt. Das findet sich Alles in der oben namhaft gemachten Erzählung, ein etwas affectirter Ausdruck für das Genre, welches man gewöhnlich Roman nennt. Die große Anzahl von Personen, welche in „Seraphine“ von Anfang an auf die Bühne treten, ihre außerordentlich mannichfaltigen Wechselbeziehungen machen einen bedeutenden Umfang der Dichtung nothwendig und, daß es dem Verfasser (oder der Verfasserin) gelungen ist, den Aufbau leichtvoll und leicht zu machen, ihn harmonisch zu gliedern, ist ein großes und in der modernen deutschen Literatur ziemlich seltenes Verdienst. Mit unverkennbarer Vorliebe sind die Damenfiguren gezeichnet, besonders die etwas sehr seraphische Titelheldin, Frau von Lettow, die Gräfin Gisela u. A. Und was das Beste an dem Roman ist: in der krausverschlungenen Fabel, in den Skizzen aus dem lärmenden gesellschaftlichen Leben und in dem leichtem Ton der Gesellschaft, welcher in dem Ganzen herrscht, geht nie der höhere sittliche und religiöse Gedanke, der wahre Ernst verloren. Wir hoffen, daß das Werk ein großes und dankbares Publikum in den gebildeten Kreisen finden wird.“
(Post.)

Verlag von Georg Böhme in Leipzig.

Auf und Nieder. Eine Lebensgeschichte von R. Porter. Uebers. von M. Morgenstern. 1880. broch. 2 M. 70 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

„Wer nach einer ganz apart anziehenden Gabe auf den Weihnachtstisch, besonders für Damen, sucht, sei auf diese Geschichte verwiesen.“ (Kreuz-Zeitung.)

„Ein Buch von eigenthümlicher Schöne und Anziehungskraft, sinnig, zart und duftig.“ (Allg. Schweiz. Ztg.)

Der Kampfplatz des Lebens. Eine Familiengeschichte von A. Giberne. Deutsche autor. Ausgabe von M. Morgenstern. broch. 3 M., eleg. gebdn. 3 M. 75 Pf.

„Das Buch ist nicht nur spannend von Anfang bis zu Ende geschrieben, sondern muß auch auf den Leser veredelnd und wahrhaft erbauend wirken. Es verdient einen der ersten Plätze auf dem christl. Familientisch.“ (St. Sonntagsblatt.)

Wie ich zum Frieden kam. Von der Verf. von „Wir Beide, Graham und ich.“ Autor. Ausg. von Mar. Morgenstern. 1882. broch. 2 M. 20 Pf. eleg. geb. 2 M. 90 Pf.

„In gleichem Geist und Sinn wie das vielgerühmte „Wir Beide“ u. geschrieben und gewissermaßen eine Ergänzung zu demselben, da dieses die ehelichen Jahre, jenes die Jahre bis zur Hochzeit mit ihren inneren Kämpfen und Erlebnissen behandelt. Es soll in der Autobiographie vornehmlich das innere Leben, das Reisen des inwendigen Menschen geschildert werden. Und das geschieht mit einer Lebenswahrheit, Tiefe und Sinnigkeit, mit einem Adel des Geistes und Herzens, daß kein Leser das Buch ohne Segen auch für sein inneres Leben aus der Hand legen wird.“ (Th. Lit. Bericht.)

Im Gefängniß und frei. Eine Erzählung für Jung und Alt von Hesba Stretton. Autor. Uebers. von A. Böckler. 1881. eleg. broch. 1 M. 60 Pf., eleg. cart. 2 M.

„Das vorliegende neueste Werk der Verfasserin reiht sich den bisherigen nicht nur ebenbürtig an, sondern gehört zu dem Besten und psychologisch Reifsten, was wir aus ihrer trefflichen Feder besitzen. Solche Bücher brauchen wir für unsere Jugend- und Volksbibliotheken.“ (Kreuzztg.)